A 733,246 DUPL

Digitized by Google

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM CIRCUMSPICE

THE GIFT OF
Mrs. Levi

Digitized by Google

To the U. of M. Library
from M. Levi

830
V45

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Deutſchen und Franzoſen

nach dem Geiſte ihrer

Sprachen und Sprüchwörter

von

J. Venedey.

Fürchte Gott, Thue Recht, Scheue Niemand.

Heidelberg,
Akademiſche Verlagshandlung von C. F. Winter.
1 8 4 2.

Digitized by Google

Meiner Schweſter

Gertrude Venedey

in

Cöln.

339619

Digitized by Google

Oft habe ich bei einzelnen Darſtellungen des folgenden Werkes an Dich denken müſſen. Ich ſah Dich ſchaffend und liebend dem alten Vater zur Seite ſtehen, und fühlte in mir den Nachklang ſo mancher Stunde, der Du den Stempel des ſchönſten Andenkens aufzudrücken gewußt hatteſt. Ein Andenken aber iſt des andern werth. Laß das folgende Büchlein Dich recht oft an den Bruder erinnern und halte lieb

Deinen

J. V.

Paris im Dezember **1841.**

Vorrede.

Die Sprache iſt das Herz des Volkes, die Sprüchwörter aber ſind die Adern, die das Blut nach allen Theilen des Körpers hinleiten.

Suchet in's Herz hineinzuſchauen, und ihr werdet Deutſchland, deutſche Art und deutſches Weſen erkennen; greift an die Pulſe ſeiner Adern, und Ihr werdet ſehen, daß es geſund und lebenskräftig.

„Wo iſt Deutſchland? Wo iſt Euer Vaterland?“ —

In den Hallen deutſcher Sprache! Dort werden Euch ſeine Ruhe und ſein Ernſt, ſeine Kraft und ſeine Mannbarkeit, ſeine Poeſie und ſein Gemüth klar; dort lernt Ihr ahnen, daß das Volk dieſer Sprache berufen iſt, das Höchſte und Schönſte zu leiſten, und den Völkern, die dereinſt den Bund der Menſchheit bilden werden — nicht als Herr und Meiſter zu gebieten, ſondern als Bruder den Brüdern in Recht und Gerechtigkeit, in Wahrheit und Pflichtgefühl voranzuſchreiten.

Digitized by Google

In dem Buche der Geſetze der *Weisheit auf der Straße*, in dem deutſchen *Wahr- und Sprüchworte* lebt das reinſte, unverfälſchteſte Gefühl des deutſchen Volkes, ächt deutſches Denken und Sein. Aber leider in der Regel auch nur *auf der Straße* hat ſich die *Weisheit des Volkes*, deutſches Denken und Handeln erhalten. In den *Salons franzöſelt* man; in den *Gerichten* denkt man *römiſch*; in den Cabineten *welſcht* man mit Macchiavel, ſo oft man überzeugen mögte, droht auf *ruſſiſch*, ſo oft das Ueberzeugen nicht gelingen will.

Eine wunderbare Sprachverwirrung entſtand bei dem babyloniſchen Thurmbaue des deutſchen Kaiſerthums, ſo daß noch heute in den höhern Regionen deutſchen Staats- und Geſellſchaftslebens alle Sprachen der Welt wiederklingen, und die wenigen übriggebliebenen deutſchen Laute immer mehr zu übertönen drohen. In den untern Regionen aber, im Volke, auf der Straße, am Familienherde und auf dem Rathhauſe lebt noch deutſches Weſen, herrſcht noch die ehrliche, biedere deutſche Sprache. Das Herz ſpricht da zum Herzen; die Liebe, die Freundſchaft, der Gottglaube und die Pflichtreligion tönen in derſelben wieder und verkünden in ihr die ſchönſten, erhabenſten Geſetze eines zukünftigen deutſchen Volksweisthums, die Grundlagen, die Urwahrheiten einer zukünftigen Menſchheitsgeſetzgebung.

Die Zeit wird kommen, wo die Deutſchen einſehen lernen werden, daß ſie nur zu lange bei den Fremden ſuchten,

Digitized by Google

was ſie zu Hauſe im Ueberfluſſe und in ganz anderer Art beſaßen. Der Reiche verkannte ſeinen Reichthum, und borgte bei einem Bettler, der ſich unter der zerbrochenen Krone und hinter dem zerriſſenen Purpurmantel längſt hingegangener Cäſaren für deren Nachkommen auszugeben wußte, und falſche Münzen in ihrem Namen feil bot. Das Anleihen, das Deutſchland in ſeinen Geſetzen bei jenem ſtolzen Kaiſerbettler, Rom, machte, verdrängte die kernhaltige Münze deutſcher Art, ſo daß dieſe am Ende bei Zöllnern und Einnehmern keinen Werth mehr hatte, und nur die fremden Scheinpfennige als vollgültig angenommen wurden. So verſchwand das ächte Gold deutſchen Lebens aus den Salons, aus den Gerichtsſälen und aus den Cabineten, und behielt nur als Denkmünze in dem engen Kreiſe deutſchen Familienlebens und unter den der großen Welt ferne ſtehenden Bauern und Handwerkern einigen Werth.

Noth aber thut es, daß die falſche Münze als ſolche erkannt werde und das ächte Gold an ihre Stelle trete. Ich habe es geſucht, wo es am reinſten ſich erhalten hat, in Sprache und Sprüchwort. Dort liegt es in ſchweren Stangen unbenutzt, und wartet der Zeit, wo es gemünzt, das falſche Geld wieder verdrängen ſoll. Und täuſchen nicht alle Zeichen, ſo iſt die Zeit nahe.

Und dann werden deutſche Sprache, deutſches Weſen, deutſche Kernart wieder den Franzoſenton aus den Salons, das Römerwort aus den Gerichtsſälen, das welſche Flüſtern und den ruſſiſchen Fluch aus den Cabineten austreiben.

Digitized by Google

Der Himmel gebe ſeinen Segen dazu!

Nur am Gegenſatze aber erkennt man die Wahrheit, nur am Steine erprobt man das Gold. Dieſen Gegenſatz, dieſen Probeſtein fand ich in der franzöſiſchen Sprache und in dem franzöſiſchen Sprüchworte. Es iſt ferne von mir, auf unſere Nachbarn mit Verachtung herabzuſehen. Im Gegentheile erkenne ich mit Freude ihre guten Eigenſchaften an, und geſtehe gerne, daß ſie Manches haben, was dem Deutſchen Noth thut. Grade deswegen würden beide Völker im Bunde ein wunderbar vollkommenes Ganzes bilden, eines dem andern gebend, was ihm abgeht, eines des andern Blößen deckend, eines des andern Fehler wieder gut machend.

Ob ein ſolches Bündniß möglich werden wird, hängt von dem Benehmen beider Völker ab, und daher wäre es ein Glück wenn beide ſich recht klar über deſſen Nothwendigkeit würden, was nicht ausbleiben kann, wenn ſie wechſelſeitig ihre ſtarken und ſchwachen Seiten erkannt, wenn ſie beide begriffen, wie viel eines von dem andern lernen, wie ſehr eines das andere halten und tragen kann.

Das klar zu machen, war mit meine Abſicht, und wo es nicht gelungen, wird man wenigſtens die gute Abſicht gelten laſſen müſſen.

Aber wenn auch Deutſchland und Frankreich zu einem Bunde eines auf das andere angewieſen ſind, ſo muß deswegen deutſches Weſen nicht weniger ſtrenge von franzöſiſchem getrennt bleiben. Hand in Hand dürfen Mann und Weib

zuſammengehen, aber Schmach dem Weibe, das den Mann, dem Manne, der das Weib nachäffen wollte!

Jedes Volk trägt nur in ſich ſelbſt den Keim ſeiner Lebenskraft; ſucht es denſelben außer ſich, ſo iſt es um ſeine Zukunft geſchehen. Das Anleihen, das Deutſchland bei Rom machte, hängt wie die Kugel des Sclaven an ſeinem Fuße; und ein ähnliches Anleihen Deutſchlands an Frankreich würde wieder Jahrhunderte der Freiheit, der Selbſtſtändigkeit, der Größe koſten. Aus dem eignen Buſen muß jeder Menſch und auch jedes Volk ſchöpfen, und deswegen lernt Euch ſelbſt kennen, lernt begreifen, was deutſch iſt, und was als fremdes Flittergold Euch aufgeſchwatzt wurde.

In Sprache und Sprüchwort aber lebt deutſches Weſen; dort enthüllt ſich die Vergangenheit, dort wird die Gegenwart klar, dort lernt man die Zukunft ahnen. *Die Weisheit auf der Straße* ſind die ſibylliſchen Bücher des deutſchen Volkes, und wo Menſchenklugheit nicht ausreicht, da ſucht in ihnen Rath, denn ſie ſind die Urquelle deutſcher Art. Deswegen aber auch müſſen ſie die Vorſtudien, die Grundlage der Geſetze der Zukunft Deutſchlands ſein, wenn Deutſchland wieder Deutſchland werden ſoll. Aber wie jene heiligen Bücher Roms werden auch die der deutſchen Weisheit auf der Straße immer weniger, ſo oft der Genius Deutſchlands ſie dem deutſchen Volke zur Annahme bietet. Der gegenwärtige Augenblick iſt gewiß für die Zukunft Deutſchlands entſcheidender als je einer, und vielleicht zum letztenmal bietet das Geſchick dem deut-

Digitized by Google

ſchen Volke die Möglichkeit, wieder zu dem zu werden, wozu es urſprünglich berufen war, zu dem Volke des Rechts und der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Pflicht.

Die ſibylliſchen Bücher deutſcher Weisheit aber lehren Euch, was deutſch und was undeutſch, was ächt und was falſch, was deutſches Recht, deutſche Freiheit und deutſche Pflicht ſind. Dort habe ich ſie aufgeſucht, mit innerm Glücke mich im fremden Lande an ihnen erlabt; und mein Lohn würde groß ſein, wenn es mir gelänge, in den folgenden Schilderungen auch Andern dieſen Schatz der Weisheit und des ächten deutſchen Volksthums zugänglich gemacht zu haben. —

J. V.

Digitized by Google

I.

Sprache.

Digitized by Google

I. Wort- und Satzbildung.

Ein geiſtreicher Schriftſteller hat geſagt: „Der Styl iſt der Menſch.“ — *Die Sprache iſt das Volk*, heißt dieſe Wahrheit von dem Einzelnen auf die Geſammtheit übertragen. Eine Vergleichung der verſchiedenen Sprachen würde beweiſen, daß ſie das treueſte Bild des durch ſie vertretenen Volkes ſind, und die zwiſchen ihnen obwaltenden geringern oder größern Verſchiedenheiten würden eben ſo viele Zeugen für dieſe Wahrheit ſein.

„Sprich, und ich ſage dir, wer du biſt.“ *Ein* Wort genügt, wenn dies Wort einen der Lebenselemente des Volksgeiſtes andeutet. Die Romanen, die Germanen und die Slaven ſind heute die Hauptſtämme Europa's. Der Gedanke *Gott* iſt eines der Urelemente des geiſtigen Lebens der Menſchen und der Völker. Bei dieſem Worte aber könnte man den Geiſt der Völker beſchwören, und würde ihn erkennen. Die romaniſche, die franzöſiſche Sprache antwortet **Dieu**, und denkt dabei *Ruhm*, *Glanz* und *Genuß* [1], die Sprache der Slaven antwortet **Bog** und denkt an *Glück* und *Reichthum* [2], die der Deutſchen endlich ſagt *Gott*, und denkt an Alles, was *Gut* und *Rein* iſt [3]. —

So aber durchlebt und durchglüht die ganze Sprache der Geiſt des Volkes, das ſie geſchaffen, das ſie angenommen hat. Jede ihrer Eigenheiten iſt der Leib für eine geiſtige Eigenthümlichkeit des Volkes. Im Einzelnen und im Ganzen tritt das Weſen, der Gedanke in der Form hervor; jede Bewegung, jeder Ton verrathen die innere Stimmung, den Geiſt.

Wort- und Satzbildung beruhen für alle Völker auf gewiſſen allgemeinen Grundregeln der Sprachlogik, aber neben dieſen allgemeinen Re-

---

[1] **Dieu**, *Διος*, **Deus**. Sanſcrit, **Div**, was *glänzt* und *erquickt*.
[2] **Bog**, Gott und Reichthum, Indiſch **Bhagas**. *Glück*, *Geſchick*.
[3] Gott. — Gut. Sanſcr. **Cuddhas**. *Rein*, *tugendhaft*.

Digitized by Google

geln herrſchen eine Menge anderer, beſonderer Geſetze, und dieſe ſind das Werk jedes einzelnen Volkes. Die allgemeine Sprachlogik iſt der Gottgedanke, der den Geiſt zu feſſeln ſcheint, der ihn zwingt, ſich in eine gewiſſe Form zu finden; aber bei der beſondern Anwendung dieſer Logik tritt die individuelle Freiheit des einzelnen Volkes hervor, und hier greift dann jedes nach dem, was ihm am nächſten liegt, was ihm am beſten zuſagt. —

Die Logik aller Sprachen erkennt die verſchiedenen Wechſelverhältniſſe unter den Menſchen die handeln, die thätig, leidend oder vermittelnd auftreten, an; jede Sprache unterſcheidet die Geſchlechtsbedingungen zwiſchen Mann und Weib, gibt ſich Rechenſchaft darüber, ob von einem Einzelnen oder von Mehreren die Rede iſt, ob eine Handlung in dieſem Augenblicke ſtattfindet oder bereits ſtattgefunden hat, oder noch ſtattfinden wird. Ein Geſetz herrſcht für Alle in Bezug auf dieſe großen, unerläßlichen, allgemeinen Grundregeln der Sprache; aber die Anwendung dieſer Grundregeln, dieſes allgemeinen Geſetzes auf die beſondern Fälle, die Unterabtheilungen in dieſen großen Schichten, bleiben den einzelnen Völkern überlaſſen, und wie man in jenen den Finger Gottes erkennt, ſo verrathen dieſe den Geiſt der Völker.

Wie alle Sprachen, ſo haben natürlich auch die deutſche und franzöſiſche ihre Regeln zur Bezeichnung der Wechſelbeziehungen zwiſchen den Menſchen. Aber der Franzoſe geht dabei einfacher zu Werke, als der Deutſche; er weiß ſich zu behelfen und einzurichten, er macht ſich's im engen Raume ſo bequem als möglich, und vermeidet überflüſſige Anſtrengung. Der Deutſche declinirt nicht nur den Artikel, ſondern auch das Hauptwort ſelbſt. Letzteres hält der Franzoſe für überflüſſig. Das iſt ſchon die deutſche Pünktlichkeit, die bei Leibe nichts vergeſſen möchte; während der Franzoſe es nicht ſo genau nimmt, ſondern raſch auf das Ziel zuſtrebt, ſich an dem Allernothwendigſten hält, und den Reſt über Bord wirft.

Nur für die Mehrzahl hielt auch der Franzoſe eine Unterſcheidung nothwendig, aber auch hier macht er ſich die Arbeit ſo leicht als möglich. Ein einfaches s, das er überall anhängt, um die Vielheit anzudeuten, tritt an die Stelle der verſchiedenen Regeln über Abänderung in der Endung und in den Vokalen, die der Deutſche für nöthig hält, und mit denen er ſich geduldig ſelbſt belaſtet.

Digitized by Google

Ein Radicalunterſchied zwiſchen beiden Völkern tritt aber ſchon bei der Auffaſſung der Geſchlechtsverhältniſſe in der Sprache hervor. Der Franzoſe kennt nur zwei Geſchlechter, männlich und weiblich; der Deutſche kennt ein drittes, das Sächliche. Die Sache iſt eigentlich geſchlechtlos, und ſo liegt alſo ſelbſt eine gewiſſe Logik darin, kein geſchlechtloſes Geſchlecht anzunehmen. Wenn daher die franzöſiſche Sprache Alles, was der Natur nach geſchlechtlos, Alles, was ſächlich iſt, auch ohne Geſchlechtsbezeichnung, ohne Artikel, auftreten ließe, dann müßte man dieſe ſcharfe Logik gewiß gerechtfertigt finden. Aber dem iſt nicht ſo. Der Franzoſe verwirft das ſächliche Geſchlecht, und klaſſifizirt dann alle Sachen als männlich oder weiblich.

Das Geſchlecht der Sache, das die Sprache anerkennt, iſt eine Art Individualiſirung, eine Art Vergeiſterung der Sache ſelbſt; nicht nur der Mann, nicht nur das Weib, ſondern auch die Sache werden dadurch gleichſam zu ſchaffenden Begriffen, erhalten Lebensfähigkeit und Zeugungskraft. Nur auf einer gewiſſen Höhe der Metaphyſik kommen die Völker zu dieſem geiſtigen Geſchlechtsbegriffe der Sache. Die franzöſiſche Sprache war nicht auf derſelben, als ſie das Geſchlecht der Sache von ſich abwies. Sie ſah nur den materiellen Begriff des Geſchlechtsunterſchiedes zwiſchen Mann und Weib, und warf die Sachen bald dem Manne, bald dem Weibe zu, da ſie nicht ahndete, daß eine ſpiritualiſtiſche Anſicht der Verhältniſſe einen geſchlechtlichen Unterſchied zwiſchen Mann, Weib und Sache machen könne.

Die practiſche Auffaſſung und der Materialismus der Franzoſen treten ſchon hier ſehr klar hervor. In Bezug auf Mann und Weib ſelbſt aber iſt die franzöſiſche Sprache viel ſtrenger, viel ſchärfer als die deutſche. Nicht einen Augenblick erlaubt jene dem Manne, daß er ein Mann, und dem Weibe, daß ſie ein Weib iſt, zu vergeſſen. Der Mann ſagt: Je suis allé, und die Frau: Je suis allée, während beide im Deutſchen von ſich ſelbſt ſprechend, nicht an das Geſchlecht denken. Der Baum der Erkenntniß und das Feigenblatt! Sprechen dagegen die Franzoſen oder Franzöſinnen nicht von ſich ſelbſt, ſondern nur von ihnen zugehörigen Sachen und Gegenſtänden, ſo nehmen ſie's viel weniger genau, ja ſelbſt weniger genau als die Deutſchen. Son livre kann eben ſo gut das Buch einer Dame, als das eines Herrn ſein, wogegen der Deutſche unterſcheidend Ihr oder Sein Buch ſagt. Die ſcharfe Auffaſſung des Eigenthums, die Bedeutung, die daſſelbe im deutſchen Weſen hat,

Digitized by Google

mögen mit an dieſem Gegenſatze ſchuld ſein; doch iſt die franzöſiſche Auffaſſung der Geſchlechtsverhältniſſe die Hauptſache; nur für die Menſchen ſelbſt blühte der Apfel der Erkenntniß, und iſt daher auch nur für ſie das Feigenblättchen nothwendig. —

Die practiſche, rein materialiſtiſche Eintheilung der Geſchlechtsbeſtimmungen in nur männliche und weibliche, die Ausſchließung eines unbeſtimmten Geſchlechts, zwingt dann die Sprache, jede Handlung dem einen oder andern Geſchlechte zuzuſchieben. Die Möglichkeit unentſchieden zu laſſen, dieſe Möglichkeit, die die Myſterien der Natur, die Geheimniſſe des Glaubens achtet, kennt der Franzoſe nicht. Selbſt Gott und die Natur müſſen ſich eines der beiden Geſchlechter wählen: *Il* tonne, *il* neige, *il* pleut, vergeſſen nie, daß der Gott, der donnert, ein Mann, während die deutſche Sprache den Schleier des Geheimniſſes in: Es donnert, Es ſchneit, unberührt läßt.

In Bezug auf die Zeitverhältniſſe unterſcheidet dagegen die franzöſiſche Sprache wenigſtens für die Vergangenheit viel ſchärfer als die deutſche. Für das franzöſiſche prétérit défini: je reçevais, und das prétérit indéfini: je reçus hat der Deutſche ebenſo wie für das franzöſiſche antérieur rélatif, j'avois reçu, und antérieur défini: j'eus reçu, nur eine Form: Ich erhielt, und: ich hatte erhalten. Es iſt auffallend, daß hier die römiſche und die engliſche Sprache, die eine die kräftige Mutter aller romaniſchen, die andere ihr letzter, jüngſter und rüſtigſter Sohn, eben ſo wie die deutſche, jene ſcharfe Unterſcheidung vernachläſſigen, während alle andern romaniſchen Sprachen, italieniſch, ſpaniſch, portugieſiſch, ungefähr ebenſo, wie die franzöſiſche, für das was man ſich als vergangen dennoch in einer Art Verbindung mit der Gegenwart, und für das, was man ſich ohne allen Zuſammenhang mit der Gegenwart denkt, andere Formen haben. Es liegt darin eine Art Angſt, das Vergangene vollkommen aufzugeben, ein Streben, es mit einem letzten Faden an die Gegenwart wieder anzuknüpfen, die faſt auf ein Haſchen nach dem, was nicht mehr iſt, hindeuten. Es ſieht ſo aus, als ob es dieſen Sprachen ſchwerer würde, das Vergangene aufzugeben, während der Römer, der Engländer, der Deutſche ruhiger zu ſagen ſcheinen: „Was hin iſt, iſt hin, und abgemacht."

Dieſes Zergliedern der Vergangenheit, dieſes Hineinziehen derſelben in die Gegenwart, das Hängen an Etwas, was nicht mehr iſt, erregt

Digitized by Google

ein trübes Gefühl, und könnte faſt wie ein Zweifel an der Zukunft ausſehen. Jedenfalls aber bekundet es ein Feſthalten an dem, was man einmal hat, ein Abmühen, es ſo lange, als immer möglich, nicht ganz fahren zu laſſen, das bei dem ſprüchwörtlichen Leichtſinn der Franzoſen auffallen könnte, wenn dieſer Leichtſinn überhaupt ſo ganz wahr wäre, wie es die Redensart glauben machen möchte, und wenn ſich dann derſelbe nicht am Ende ganz gut mit dem practiſchen Streben nach Beſitz und Genuß vertrüge. Dieſer Geiſt des Beſitzens und Genießens ſcheint aber die in die Gegenwart hinüberſpielende Vergangenheit der romaniſchen Sprachen des Feſtlandes erfunden zu haben, während Rom, England und Deutſchland mit der Vergangenheit abſchließen, ſobald ſie aus der Gegenwart herausgetreten iſt. —

Die Zukunft iſt dagegen viel ſtiefmütterlicher behandelt, und wenigſtens erkennt die franzöſiſche Sprache keine bedingte Zukunft an. Der Franzoſe kann nicht ſagen: „Wenn ich dies und jenes ſein oder haben werde!" Er kann ſich wohl etwas wünſchen: si j'avais, er kann die Zukunft ſelbſt in die Gegenwart hineinziehen und ſagen: „si j'ai le temps, je viendrais etc.," aber er darf ſich ſprachlich nicht in die Zukunft hinein denken, er darf nicht ſagen: si j'aurai le temps! Es iſt das Folge derſelben Grundanſicht, deſſelben Lebensprincipes: Gegenwart, augenblicklicher Genuß, Heute! deßwegen theilt der Franzoſe die Vergangenheit ein, um ſo viel als möglich von ihr in die Gegenwart hineinzuziehen, deßwegen greift er der Zukunft vor, um ſie ebenfalls an den heutigen Tag zu feſſeln. Es iſt, als ob ſie eine Galgenmahlzeit hielten, als ob ſie alle Tage ihr Armenſünderglöcklein läuten hörten. Zum Glücke aber für Frankreich läutet daſſelbe ſchon tauſend Jahre, und wird wohl noch eine Weile läuten. Aber das verhindert nicht, daß ſchon die Sprache den Character des franzöſiſchen Weſens, Gegenwart, Genuß, ein Leben von einem Tage auf den andern klar genug andeutet. —

In der Satzbildung tritt der Geiſt beider Sprachen ebenſo unverholen hervor. Die Stellung, die jedes Wort einnimmt, iſt, ſo oft ein Unterſchied ſtattfindet, Folge der Denkart des Volkes. In Bezug auf die Stellung des Beiwortes beſitzt der Franzoſe eine Freiheit, wie ſie der Deutſche nicht kennt; der Franzoſe ſetzt das Adjectiv dem Subſtantiv vor oder nach, und nur ausnahmsweiſe bedingt die Stellung eine an-

Digitized by Google

dere Bedeutung des Beiwortes un homme pauvre und un pauvre homme, une femme sage und une sage femme. Der Deutſche aber ſetzt die Eigenſchaft ſtets vor das Wort, dem ſie zukommt. Es liegt eine Art Stabilität in dieſer Stellung, dann erhält die Eigenſchaft ſelbſt durch ihre Stellung faſt eine größere Bedeutung. Doch kann man im Gegentheile dieſe Ordnungsliebe, dieſe feſte, ſtabile Stellung des Eigenſchaftswortes auch für Unbeholfenheit, für eine überflüſſige Aengſtlichkeit anſehen. Man hat die Wahl, und Eins und Anderes würde nicht weniger ächt deutſch dem Franzoſen gegenüber erſcheinen.

In der Stellung des Fürwortes aber iſt der Unterſchied ſchon charakteriſtiſcher. Das Fürwort vertritt die Perſonen. Die deutſche Sprache, und auch wohl die natürliche Logik der Sprachen, denkt ſich zuerſt den Handelnden, den Redenden, dann die Handlung ſelbſt, und zuletzt den, auf den die Handlung Bezug hat. „Ich mache ihm, — er macht mir.“— Die franzöſiſche Sprache zieht beide Perſonen in den Vordergrund, und läßt die Handlung ſelbſt in den Hintergrund treten. „*Je lui* fais, *il me* fait.“ Es liegt in dieſer Satzform viel mehr Eitelkeit als in der logiſchen Wortſtellung der Deutſchen; der Perſonenſtolz, der Perſonenegoismus iſt hier ſchon angedeutet, und tritt anderswo in der Sprache noch viel klarer hervor.

Die Stellung der Verneinung in der franzöſiſchen und deutſchen Sprache iſt ebenſo bezeichnend. Der Deutſche wirft dieſelbe in der Regel an's Ende des Satzes, der Franzoſe zieht ſie in den Anfang deſſelben hinein; jener ſcheint faſt nur nothgezwungen ſein Nicht endlich fallen zu laſſen, während dieſer es ſogar verdoppelt (ne-pas) und dann trotzig mit ihm in den Vordergrund tritt. „Sagen Sie mir es nicht.“ — *Ne* me le dites *pas*!“ oder „Ich habe es nicht gethan.“ — „Je *ne* l'ai *pas* fait“ u. ſ. w.

Bedeutender als all das aber iſt der Satzbau beider Sprachen im Allgemeinen. Der der franzöſiſchen Sprache iſt einfach, durchſichtig und an feſte Regeln gebunden; der deutſche verwickelt, oft dunkel und der unbedingteſten Freiheit genießend. Die franzöſiſche Durchſichtigkeit iſt ein Vortheil, den die neuere deutſche Literatur ſich mit Recht anzueignen ſucht. Wo die deutſche Sprache übrigens klar ſein muß und will, ſteht ihr nichts im Wege. Aber die geheimnißvollen Hallen ihres Periodenbaues bergen ſo viele Schönheiten, ſo viel Poeſie und Kunſt, daß dagegen die offenen Straßen der franzöſiſchen Sprache nicht ankommen, wenn ſie auch oft raſcher zum Ziele führen mögen. Die franzöſiſche Sprache ſagt ſtets ihr letztes

Digitized by Google

Wort, die deutſche läßt immer noch ein Weiteres ahnden. Die Freiheit ſelbſt, die die deutſche Sprache bietet, iſt eine geordnete, in der ſich alle Theile umfaſſen, und endlich zu einem Ganzen werden. — Die deutſche Art, den Satz mit dem Zeitworte zu ſchließen, in den Perioden das Ende mit dem Anfang zu verbinden und Alles als Ein Ganzes zuſammenzufaſſen, iſt das klarſte Bild deutſchen Weſens, deutſcher Denk- und Handlungsart. Der Deutſche fürchtet nicht leicht zu ſpät zu kommen, denn er lebt nicht nur für Heute auf Morgen. Nicht mit jedem Tage, nicht mit jedem Gedanken ſchließt er die Rechnung ab; er umfaßt ſie Alle in ihrem Zuſammenhange, und erſt wenn er das Ergebniß des Ganzen kennt, ſpricht er ſein Urtheil; erſt wenn er die letzte Hand an's Werk gelegt hat, ruht er von der Arbeit aus. Die franzöſiſche Sprache ſchafft fabrikartig jedes Gliedchen, jeden Ring, jede Schraube geſondert; die deutſche iſt eine Künſtlerin, die Alles ſelbſt macht und am Ende ein Kunſtwerk vollendet hat. Das dauert zwar länger, ehe es fertig iſt, aber gerade deswegen auch länger, ehe das fertige Werk ſich abnutzt. Der Franzoſe iſt dann in ſeinen luftigen Straßen an eine ſo ſtrenge academiſche Polizei gewohnt, daß er nicht um ein Haar breit von der Linie, die ihm gezogen iſt, abweichen darf. Keine Wortverſetzung, keine Inverſion iſt ihm erlaubt, und wäre eine ſolche noch ſo bezeichnend, noch ſo practiſch, und müßte eine Ermangelung ſich noch ſo flacher, noch ſo proſaiſcher Umſchreibungen bedienen [1]. Nur Satzinverſionen erlaubt die Sprache ausnahmsweiſe [2]. Die Freiheit der franzöſiſchen Sprache iſt ſomit eine Art Staatsfreiheit, eine Art Freiheit im Großen, aber keine Hausfreiheit, keine Detailfreiheit; die Sprache erlaubt ihren Bürgern gleichſam Sitz und Stimme im großen Rathe, aber daheim herrſcht eine ſehr ſtrenge Hausregel, ein ſchweres Pantoffel-Regiment. Die deutſche Sprachfreiheit iſt eine bürgerliche und Hausfreiheit zugleich; im Großen und im Kleinen darf der Deutſche, ſo lange er den allgemeinen göttlichen Geſetzen der Sprachlogik huldigt, die Sprache zwingen, dem Geiſte ſich zu unterwerfen. Jeder der deutſch ſpricht, iſt ſouverain, und ordnet und fügt die Sprache nach ſeinem Willen, nach ſeinem Bedürfniſſe. Wer Einen franzöſiſchen Schriftſteller leſen kann, der findet bei Keinem mehr Anſtoß. Der Unterſchied zwiſchen Allen

---

[1] Nicht er hat es gethan. *Ce n'est pas lui qui* l'a fait.

[2] Tout ce que je ferai, vous l'immiterez.

Digitized by Google

iſt kein weſentlicher in Bezug auf die Sprache ſelbſt, wenn auch die Auffaſſung, die Rundung der Sätze, die Feinheit der Wendungen dieſem oder jenem Schriftſteller Frankreichs einen eignen Stempel in Bezug auf ſeine Sprache und ſeinen Styl zu geben im Stande ſind. Aber, wie geſagt, das verhindert nicht, daß im Ganzen ein Franzoſe wie der andere ſchreibt. Im Deutſchen ſchreibt dagegen nicht ein Schriftſteller wie der andere, iſt die Sprache eines Leſſing von der eines Johannes von Müller, eines Jean Paul von der eines Göthe, die Börne's von der Heine's, die Kant's von der Hegel's ſo himmelweit verſchieden, daß ein Ausländer, der Göthe's Werke mit Leichtigkeit läſe, Jean Paul nicht mehr verſtände, der in Heine's Schriften keinen ſprachlichen Anſtoß fände, die Sprache Hegels für Hieroglyphen anſehen würde.

Die Freiheit der deutſchen Sprache, die ſich dem höhern Geſetze der Sprachlogik unterwirft, erlaubt die Entwickelung jeder Individualität. Das kann oft als ein Unglück erſcheinen, aber führt doch einzig und allein zur Urbedingung eines großen, ſtarken und tüchtigen Volkes. Die individuellen Völker ſind weniger leicht zu ſchaaren, zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke zu verbinden; aber wo dies gelingt, da gilt eben jeder Mann ein Heer. Die Zeit wird kommen, wo die Millionen Individualitäten des deutſchen Volkes zu einem Ganzen werden, wo ſie ſelbſt den Gedanken ſuchen, finden und ausſprechen werden, der ſie zur Gemeinſchaft führt; die Zeit wird kommen, — ja, wir ſtehen an ihrer Schwelle, und das Geſetz der Vereinigung, das Sammelwort wird nicht fehlen. Dann aber wird das deutſche Volk groß, kräftig, umfaſſend und frei in der Achtung des höhern Geſetzes ſein. So lehrt es die deutſche Sprache, ſo ſteht es in ihr geſchrieben, ſo prophezeit ſie es als Vorläufer des künftigen Meſſias, denn die Sprache iſt das Volk. —

Digitized by Google

II. Allgemeines über den Charakter der beiden Völker in den beiden Sprachen.

Es gibt vielleicht nicht zwei Völker auf Erden, die ſo weſentlich verſchieden ſind, wie das deutſche und das franzöſiſche Volk. Man ſtellt ſie ſich deßwegen oft als nothwendig feindlich vor. Ich glaube, daß ſie gerade deßwegen Hand in Hand gehen ſollten, daß ſie gerade deßwegen nur vereint etwas zu leiſten im Stande ſind; denn das, was dem Einen fehlt, findet man ſicher bei dem Andern. Es war ſtets ein Weltunglück, ſo oft ſie ſich feindlich gegenüber geſtanden.

Der Franzoſe hat das Gefühl ſeines Rechtes, der Deutſche das Gefühl der Pflicht. Die Geſchichte würde den Beweis dieſer Behauptung übernehmen, wenn die Sprache dazu nicht hinreichte. Die franzöſiſche Revolution zeigte uns ein Volk, das die Erklärung der Menſchenrechte verlangte, und willig für dieſelben ſein Blut, ſein Eigenthum zum Opfer brachte. Aber dieſem Volke fehlte leider das Gefühl ſeiner Pflicht, es hatte keine Worte für pflichtmäßig, für pflichtwidrig, pflichtvergeſſen, und mußte, um dieſe Begriffe wiederzugeben, eine Umſchreibung (conforme, contraire au devoir, qui oublie son devoir) anwenden. Wenn aber dem Franzoſen die Worte der ſtrengen Pflichterfüllung zu fehlen ſcheinen, ſo hat er dafür ein anderes, das für vieles Erſatz gibt: dévouement. Opfer, Aufopferung, Ergebenheit, mit denen der Deutſche daſſelbe überſetzt, ſind weniger freiwillig, weniger thätig, weniger umfaſſend. Die Pflicht iſt die Proſa des dévouement, und freilich als Proſa viel gerader, einfacher, kräftiger und ausdauernder, aber dafür auch weniger glänzend, weniger ritterlich. Die Pflicht aber iſt ein Stein, auf den man Häuſer bauen kann, während das dévouement viel beſſer dazu paßt, es zur Zierde auf die Zinne des fertigen Hauſes zu ſetzen.

Die franzöſiſche Sprache hat eigentlich nur Einen Ausdruck für Sollen und Müſſen, nämlich devoir. Sollen erlaubt einem noch eine Wahl, iſt bedingt, müſſen unbedingt; jenes Pflicht, dieſes Zwang. Der Franzoſe hat zwar für Müſſen ein verkrüppeltes Verbum: il faut, wörtlich er muß. Aber gerade in dieſem il faut liegt ſein innerer Abſcheu vor jedem Zwange, der ihm nicht erlaubt zu ſagen: je faus oder tu faux, ſondern höchſtens von einem dritten: il faut; er ſcheint ſich dieſes Zuſtandes des Zwanges zu ſchämen und redet ſomit von ſich ſelbſt in der

Digitized by Google

dritten Perſon. Die franzöſiſche Sprache hat ebenfalls für Können und Dürfen nur Ein Wort: pouvoir. Die Sprache macht ſomit in Frankreich nicht den ſtrengen Unterſchied zwiſchen können, die Macht haben zu handeln, und dürfen, das Recht haben zu handeln, und ſo ſcheint es, daß der Franzoſe, wenn wir nur ſeine Sprache befragen, das Recht hat, Alles zu thun, was zu thun er die Macht hat, während der Deutſche Vieles thun könnte, was er nicht thun darf. Das Gefühl der Pflicht iſt in der deutſchen Sprache ſomit viel lebendiger vertreten, als in der franzöſiſchen.

Das Gefühl des Rechts ohne das der Pflicht iſt ein Unglück, und es iſt die Urſache, daß viele der Blüthen, die in den erſten Tagen der franzöſiſchen Revolution eine geſunde Frucht verſprachen, hinwelkten, als ſie der Sirocco der Leidenſchaft berührte. Das Gefühl der Pflicht ohne das des Rechts hat bei dem Deutſchen ganz andere, nicht weniger verderbliche Folgen, denn es lehrt ihn oft den Nacken beugen, wo als Mann aufzutreten ihm die Ehre gebietet, es lehrt ihn Unrecht ertragen ſelbſt da, wo nicht einmal die Nothwendigkeit ihn dazu zwingt. Schon in den erſten Zeiten der deutſchen Geſchichte zeigt ſich dieſer Charakter des deutſchen Volks. Einer der tapferſten Volksſtämme der Germanen, die Frieſen, zahlten ihren Tribut an Rom, — den ſie ſchuldig zu ſein glaubten, weil ſie ihn einmal zu zahlen verſprochen hatten, und für den ſie ſelbſt ihre Weiber und Kinder verkaufen mußten, — ſo lange, bis ſie nichts mehr zu verkaufen hatten, und dann erſt boten ſie den Römern das blanke Schwert anſtatt der Kuhhäute, die man von ihnen als Tribut verlangte. Und ſie trugen dieſe Schmach gerade in dem Augenblicke, wo zwei ihrer Edeln zu Rom ſich mit Gewalt im Schauſpiele auf die Ehrenſitze der Senatoren ſetzten, indem ſie erklärten: „das Volk der Germanen iſt das tapferſte der Welt, und ſomit auch das erſte.“ Das geſchah vor etwa zweitauſend Jahren, aber noch heute könnte Aehnliches ſtattfinden, denn noch heute herrſcht im deutſchen Charakter ein ähnlicher Widerſpruch wie einſt zwiſchen den Frieſen in Friesland, die den Tribut zahlten, und den Frieſen in Rom, die ſich die Sitze der Senatoren mit Gewalt anmaßten. — Die Schweizer, die die Tyrannei der habsburgiſchen Vögte ſo weit ertrugen, daß ſie ſich vor einem Hute beugten, ſind jene Frieſen in Friesland, dieſelben Schweizer aber, die dann, zum Aeußerſten gebracht, mit Löwenmuth kämpften, jene kecken Frieſen im Cirkus zu Rom. Und in

Digitized by Google

unſern Tagen, waren nicht jene Deutſchen, die in Spanien und an der Moskwa für Napoleon fochten, und die ihn dann an der Katzbach beſiegten, dieſelben?

Der Franzoſe iſt raſcher entſchloſſen, der Deutſche dagegen gibt den einmal gefaßten Entſchluß nicht ſo leicht wieder auf, wie der Franzoſe. Für die beiden Worte: wollen und mögen hat der Franzoſe nur Eines: vouloir. Der ſcharfe Unterſchied, den die deutſche Sprache zwiſchen mögen — ein Wollen, das dem Wunſche nahe ſteht, das bedingt iſt und ſich nach den Umſtänden ändern kann — und wollen, das unbedingt und ohne Widerſpruch iſt, beſteht in der franzöſiſchen Sprache nicht. In dieſem Unterſchiede hat der Deutſche ein Mittel zwiſchen Wollen und Nichtwollen, welches zeigt, daß er oft Etwas wohl thun möchte, ohne gerade es thun zu wollen; in dieſem Unterſchiede allein liegt auch eine Andeutung, daß er ſich weniger raſch entſchließt wie der Franzoſe, der zwiſchen Nichtwollen und Wollen kein Mittelglied kennt; dagegen beſteht dann der Deutſche, einmal zum Entſchluſſe gekommen, das Wort ich will ausſprechend, feſter auf ſeinem Entſchluſſe, und läßt keinen Zweifel, kein mögliches Rückſchreiten, das nur in dem Worte mögen liegt, mehr zu.

Der Franzoſe iſt beſtimmter als der Deutſche, wie uns ſchon ſeine doppelte Verneinung zu beweiſen ſcheint. Ein einfaches nicht genügt ihm nicht, ſeine Abſicht auszudrücken, und ſo verſtärkt er ſein ne ſtets durch ein pas, jamais, point. Man könnte vielleicht ſagen, daß der Franzoſe überhaupt negativer, abſprechender als der Deutſche iſt, der Deutſche dagegen affirmativer, zugebender, wie jene doppelte Verneinung um ſo mehr zu beweiſen ſcheint, wenn man ſie dem deutſchen jawohl! gegenüberſtellt. Wie der Franzoſe kein einfaches ne, ſo hat der Deutſche kein einfaches Ja, er verſtärkt daſſelbe und ſagt: Jawohl!

Die Franzoſen ſprechen oft von der rêverie allemande, ohne daß ſie ſich meiſt ſelbſt Rechenſchaft geben, was ſie dadurch ausdrücken wollen. Tiefſinn, Schwärmerei ſind die deutſchen Worte, die dieſe rêverie bezeichnen. Beide ſind ohne Ueberſetzung in Frankreich. Nur tiefer Sinn, profondeur d'esprit, läßt ſich in Frankreich wiedergeben, aber nicht jene echte deutſche Tiefſinnigkeit, jener krankhafte Tiefſinn, der in England zum Spleen, in Frankreich zum Selbſtmorde, in Deutſchland zum Nachdenken über ſich ſelbſt führt. Das was die Franzoſen durch

Digitized by Google

rêverie allemande ſich klar zu machen ſuchen, iſt in Deutſchland noch durch andere Worte vertreten, die ebenfalls ohne Ueberſetzung für den Franzoſen ſind; denn der Deutſche glaubt nicht nur (croit), ſondern er wähnt auch, er denkt (pense) nicht nur, ſondern er grübelt auch nach über das, was er gedacht hat; ſein Glaube verfliegt ſich im Wähnen bis in die Nebelwolken, die den Horizont bedecken, und ſein Denken ſteigt im Grübeln in die tiefſten Schachte des Verſtandes hinab, wo oft die Lampe des Bergmanns erliſcht. Die franzöſiſche Sprache dagegen, die deutſche rêverie vermeidend, fällt in den entgegengeſetzten Fehler, und verwiſcht in dem Worte songer den Unterſchied zwiſchen denken und träumen, und in dem Worte verve den Unterſchied zwiſchen der Begeiſterung eines Poeten und der Tollheit eines Wahnſinnigen.

Auch ohne die gewichtigen Namen deutſcher Philoſophen würde die deutſche Sprache an und für ſich beweiſen, daß ihr Volk ein Denkervolk iſt. Es gibt keine noch ſo abſtrakte Idee, die ſie nicht mit der höchſten Klarheit, mit der keckeſten Schärfe in einem oder ein paar Worten wiedergeben könnte. Nur einige Beiſpiele. Verſtand und Vernunft ſind in der deutſchen Sprache ſcharf geſchieden. Die franzöſiſche Sprache verſucht es, denſelben Unterſchied durch *entendement*, *esprit* für Verſtand und *raison* für Vernunft wiederzugeben; aber ſie iſt weit entfernt, die Schärfe zu erreichen, mit welcher jene beiden Worte die Hauptthätigkeiten des Geiſtes trennen, indem Vernunft die zeugende Thätigkeit, Verſtand die ordnende bezeichnet; jene ſchafft, und dieſer die geſchaffenen Geiſtesprodukte dem Geſetze unterwirft. Das Wort esprit, durch welches die franzöſiſche Sprache oft das deutſche Wort Verſtand zu überſetzen ſucht, ſteht dem Worte Geiſt näher; aber der deutſche Geiſt iſt tiefer, ruhiger und viel ernſter als der franzöſiſche esprit. Niemals könnte man im Deutſchen ſagen: il a beaucoup d'esprit, mais peu de jugement; denn wer deutſchen Geiſt hat, hat auch ſtets Urtheilsvermögen. Der franzöſiſche Geiſt, esprit — laßt uns das Wort beibehalten — iſt pikanter, ſchlagender, weniger tiefſinnig als der deutſche, aber auch weniger wahr, weniger vernünftig.

Der Geiſt der Philoſophie aber enthüllt ſich vor allem in den Worten, wo der Deutſche von der Beobachtung ſeiner ſelbſt ſpricht. Alle Philoſophie kann nur mit der Selbſtkenntniß anfangen und aufhören, denn dieſe iſt der erſte Leitfaden und der letzte Schlüſſel zum großen Räthſel

Digitized by Google

des Zuſammenhangs des Sichtbaren und Unſichtbaren, das die Philoſophie ſeit Jahrtauſenden zu löſen ſich abmüht, das ſie ſchon tauſendmal für gelöst erklärte, um ſich bei dem nächſten Verſuche zu überzeugen, daß der Schlüſſel das räthſelhafte Schloß nicht öffne. Der Deutſche — ſeine Sprache iſt dafür Beweis — beobachtet ſich ſelbſt unabläſſig, er gehört ſich ſelbſt an, während der Franzoſe der Geſellſchaft, dem Staate angehört, und über dieſen oft ſich ſelbſt aus dem Auge verliert. Dieſe beſtändige Selbſtbeobachtung des Deutſchen zeigt ſich in hundert und aber hundert Worten, die der Franzoſe nur durch Umſchreibungen wiedergeben kann; wir führen in Selbſtachtung, Selbſtaufopferung, Selbſtbeherrſchung, Selbſtanſchauung, Selbſtbewußtſeyn, Selbſtdenken, Selbſterkenntniß, Selbſtrüge, Selbſttäuſchung, nur einige der wichtigeren an.

Aber wer ſollte es glauben, daß der Deutſche, der Tiefdenker und Philoſoph, zugleich ein Abenteurer iſt? Die Sprache klagt ihn deſſen an, und ſeine Geſchichte vertheidigt ihn nicht gegen dieſen Vorwurf. Das Wort Abenteurer ſelbſt, unverkennbar deutſchen Urſprungs und in andere Sprachen übergegangen, beweist ſchon, daß die Deutſchen wenigſtens vor den Franzoſen, die aventure und aventurier jenſeits des Rheins herholten, Abenteurer waren. Aber das Wort aventurier hat in Frankreich ſeine urſprünglich deutſche Bedeutung beinahe verloren, denn die deutſchen Abenteurer waren und ſind unſchuldigerer Natur, als die franzöſiſchen aventuriers, und ſuchen in der Regel wenigſtens diejenigen, mit welchen ſie zu thun haben, nicht auf Koſten ihrer Börſe zu witzigen. Don Quixote könnte immerhin ein deutſcher Abenteurer ſeyn, aber es iſt nicht gerade nothwendig, daß dieſer verrückt ſey; und ſo würde ein echter deutſcher Abenteurer zwiſchen beiden, dem aventurier und dem braven Ritter, die Mitte halten; nicht wie jener eine Art Gauner, nicht wie dieſer eine Tollhauserſcheinung, aber an beide ſtreifend. Zwei Redensarten ſind vielleicht im Stande, den Unterſchied zu zeigen. Der Deutſche ſagt: Luftſchlöſſer bauen, der Franzoſe dagegen baut ſpaniſche Schlöſſer (Chateaux en Espagne); der Deutſche greift weiter aus, die Erde iſt ihm zu klein und er baut in die Wolken; der Franzoſe überſchreitet nur die Pyrenäen. Die Luftſchlöſſer aber ſind jedenfalls ſehr unſchuldiger Natur, und es iſt total unmöglich, durch ſie irgend Jemanden zu betrügen, während die Schlöſſer in Spanien immer möglicherweiſe beſtehen können,

Digitized by Google

und ſo der Fall denkbar genug iſt, daß ein etwas kurzſichtiger Kapitaliſt auf die Hypotheken eines ſolchen Schloſſes Gelder vorſchießen könnte.

Der abenteuerliche Geiſt, oder beſſer, die Sucht nach Abenteuern enthüllt ſich in ihrem ganzen Umfange in dem Worte: wandern, das in der franzöſiſchen Sprache ohne Ueberſetzung iſt, da es einen ganz andern Begriff hat als *voyager*. Wandern heißt: auf gut Glück reiſen, ohne feſten Zweck, ohne eine beſtimmte Stadt erreichen zu wollen, den Zufall zum Steuermann nehmend und ſich dem Geſchicke überlaſſend. Der Geiſt, der den Deutſchen in die Weite treibt und der ſich in dem Worte Wandern enthüllt, regt ſich ſchon im Knaben, der von den Wundern träumt, die ihn jenſeits des Fluſſes und jenſeits der Berge erwarten; ſein Herz ſchlägt höher in namenloſer Sehnſucht, wenn er an den Tag denkt, wo er einſt jene, ſeinen Blick beſchränkenden Grenzen überſchreiten, wo er mit den Undinen der deutſchen Quellen, den Nymphen des Fluſſes ſpielen, wo er die vom Erlkönig und ſeinen Töchtern bewohnten Wälder durchſtreifen, die von Zwergen durchwühlten Felſen erklettern wird. Und kaum zum Jüngling herangewachſen, kaum ſtark genug, den Wanderſtab zu führen, den Wanderſack zu tragen, benutzt er die Ferien, wenn er ſtudirt, oder das Ende der Lehrjahre, wenn er Arbeiter iſt, um ſeine Wanderfahrt zu beginnen. Wohin die Reiſe geht? Was kümmert's ihn! Die Welt iſt groß und überall ſchön, und die Wunder der Natur enthüllen ſich dem Blicke deſſen, der ſie ſtaunend glaubt, und die Abenteuer der Reiſe ſind nur für den welche, der ſie in ſeiner Phantaſie zu ſolchen zu machen weiß. Poeſie gibt es nur für ein poetiſches Gemüth, und zwar überall, wo der proſaiſche Menſch nur die täglichen Ereigniſſe des flachen Lebens ſieht.

Die Wanderjahre ſind der poetiſche Frühlingsgarten eines Lebens, das oft nur ſaure Holzäpfel als Frucht bietet, ſie ſind oft der einzige Zehrpfennig, den das Geſchick dem armen Wanderer dieſer Erde mit auf die Reiſe durch eine endloſe Sandwüſte gibt. Aber er zehrt an denſelben, und die Erinnerungen des Arbeiters aus den Wanderjahren ſind ſein Troſt im Unglück, ſein letzter treuer Freund, wenn die Noth bei ihm einkehrt und die Menſchen ihm den Rücken wenden. Nur ein deutſches Gemüth iſt im Stande, den Reiz ſolcher Wanderjahre zu fühlen, denn nur der Deutſche vergißt, wenn ihn die Sehnſucht in die Weite treibt, wenn ihm das nächſte Gebirge, der nächſte Wald, der nächſte Fluß neue

Digitized by Google

Wunder und neue Geheimniſſe zu enthüllen verſprechen, daß der ſchwere Ranzen ihm die Schultern wund drückt, daß der nackte Fuß ſich an den ſpitzen Steinen zerreißt, und daß der leere Magen nur Waſſer der Quelle und trockenes Brod zur Stillung des Hungers zu erwarten hat. Der Himmel hängt voll Geigen, und was braucht er mehr?

Die Geſchichte zeigt uns die germaniſchen Völker beinahe von ihrem erſten Auftreten an auf einer beſtändigen Wanderſchaft begriffen. Europa, Aſien, Afrika, Amerika haben kaum ein zugängliches Land zu bieten, dem nicht von dieſer ewig wandernden Nation Bewohner zugefloſſen wären. Ganze deutſche Völkerſchaften ſuchten einſt ein neues Vaterland in Aſien und Afrika, in Italien, Gallien, Spanien, Britannien, und wer weiß, ob nicht jener Geiſt des Wanderns, jene Sucht nach Abenteuern mehr bei der großen Wanderung der Völker in Anſchlag kommt, als die philoſophiſchen Geſchichtſchreiber und die geſchichtſchreibenden Philoſophen ahnen mögen.

Ein franzöſiſcher Ausdruck: *querelle d'allemand*, klagt die Deutſchen der Streitſucht an. Es ſcheint beinahe, als ob dieſer Vorwurf nicht ungerecht wäre, wenn man bedenkt, wie oft es in Deutſchland zu harten Worten ſelbſt zwiſchen guten Freunden in der untern Volksklaſſe kommt. Der Streit beginnt oft mit einer Ohrfeige, der ſofort der Zank und endlich die Verſöhnung folgt, während man in Frankreich zuerſt lange ſtreitet, endlich zum Schlagen kommt, und dann der Sieger meiſt ſeinen Feind beſinnungslos auf der Straße oder auf dem Kampfplatze liegen läßt. Wenn aber auch die querelles allemandes, Zank und Streit ohne erhebliche Urſache, häufiger in Deutſchland als in Frankreich ſein mögen, ſo iſt dagegen der Deutſche kein *Chicaneur*. Er kennt das Wort nur als ſeinen Nachbarn entlehnt, und dies allein ſcheint mir ein hinlänglicher Beweis für das Geſagte.

Wir ſind einmal in das Bereich der Laſter und Fehler gerathen, und ſo wollen wir hier vollends abrechnen. Die Sprache klagt das deutſche Volk den Franzoſen gegenüber noch des Fluchens und des Zotenreiſſens an. Die franzöſiſche Sprache iſt ſehr arm an Flüchen, und ſelbſt der geiſtreiche Mayeux brachte es hierin nicht höher als bis zu „nom de Dieu!“ — Ventre gris! ventre bleu! ſind gewiß die unſchuldigſten Flüche, die es nur geben kann. Aber ein derber deutſcher Fluch: „Das Stern-, Hagel-, Kreuz-Donnerwetter ſoll dich in Grund

und Boden ſchlagen!" — das iſt ein wahrer Sturm, der über unſerm Haupte rollt und tobt. Doch wie ein echtes Donnerwetter kühlt er die ſchwüle Luft ab, als Blitzableiter noch ein Fauſtſchlag auf den Tiſch, der alle Gläſer tanzen, oder ein Fußtritt gegen den Boden, der die feſteſte Bauernhütte zittern macht, — und das Wetter hat ſich entladen. Der nächſte Augenblick ſieht wieder das Friedenszeichen des Regenbogens in dem beruhigten Blicke des gräßlichen Fluchers. Welcher Deutſche hat nicht ſchon hundert Mal die Wohlthat eines ſolchen Donnerſchlags gefühlt, wenn ihm das Unrecht und der Uebermuth nahe traten?

Das Wort Zote iſt ohne Ueberſetzung in der franzöſiſchen Sprache. Und wirklich wird man ſelten einen Franzoſen eine wahre Zote reißen hören, während man in Frankreich oft mit der ſchmutzigſten Lüſternheit Scenen der entwürdigendſten Luſt erzählen hören kann. Ich möchte wieder glauben, daß die Zote oft nur ein abkühlendes Wetter iſt, wenn man bedenkt, wie oft man den keckſten deutſchen Studenten, der ein Meiſter im Zotenreißen iſt, vor innerer Ehrfurcht zittern ſieht, wenn er den Saum des Kleides eines reinen Mädchens berührt.

Das Wort *esprit*, wie wir bereits wiſſen, iſt in Frankreich feiner, ſtechender als das Wort Geiſt in Deutſchland, und im Allgemeinen beſitzt der Franzoſe mehr Feinheit als der Deutſche. Die Worte: **ruse, fourberie, friponnerie** ſind in ihrer Feinheit in der deutſchen Sprache kaum wiederzugeben, und die deutſchen Schalke, die deutſche Schalkhaftigkeit ſind zu gutmüthig, zu unbeholfen, um gegen die franzöſiſche Feinheit auftreten zu können. Dieſe aber finden wir abermals in den Worten: **moquerie, raillerie, persiflage, ironie** und **sarcasme**, die man meiſt durch Spott und Spötterei zu überſetzen ſucht, wenn man nicht eine Anleihe bei den feinern Nachbarn machen will. Nur eine Anleihe macht der Franzoſe in dieſem Felde bei dem Deutſchen, und zwar in dem Worte: **espièglerie**, Eulenſpiegelei. Aber grade in beiden zeigt ſich dann auch der Unterſchied. Die Eulenſpiegelſtreiche ſind derbe Witze, unſanfte Schläge mit dem Narrenkolben; die *espièglerie* aber die feinſten Neckereien, ein Kitzeln mit der Federſpuhle.

Der Charlatanismus ſcheint ebenfalls, wenn man die Sprache befragt, in Deutſchland ein eingewanderter Franzoſe zu ſein, denn die deutſche Marktſchreierei iſt eben ſchon durch das Wort aus allen Salons, aus dem Handel, aus den Zeitungen, vom Hofe und aus den

Digitized by Google

Kabineten verbannt, wo ſie der feinere Charlatanismus der Nachbarſprache erſetzen muß. Die guten Deutſchen haben das Wort adoptirt, und wir ſind in der Zeit des Fortſchrittes.

Die Franzoſen ſind thätiger als die Deutſchen, dieſe beſtändiger als jene. Der Franzoſe, activ wie er iſt, ſagt: *faire* faire, der Deutſche, viel paſſiver: machen laſſen; der Franzoſe: *il fait* chaud, froid u. ſ. w., der Deutſche: es iſt heiß, kalt u. ſ. w. Das Wiſſen ſchon wird bei dem Franzoſen zur Handlung: il *sait* la langue anglaise, d. h. er weiß, er kann ſie ſprechen; der Franzoſe ſagt: je *sais* le faire, je *sais* me taire, während der Deutſche ſagt: ich kann es thun, ich kann ſchweigen. Denn der Deutſche iſt weit entfernt, Alles zu können, was er weiß, und Vieles von dem Wuſte, den er zuſammenſcharrt, iſt für ihn todter Kram, während der Franzoſe, was er weiß, auch kann. Der Franzoſe in ſeiner raſtloſen Thätigkeit, in ſeinem Suchen nach einem beſtimmten Reſultate, verwechſelt ſogar oft Urſache und Wirkung, da er in beiden nur das Reſultat beachtet und würdigt. *Sterilité* iſt für ihn ſowohl Unfruchtbarkeit als auch Mißwachs, *la plaie* iſt ihm die Wunde und zugleich die Narbe, *pénitence* zugleich die Reue und die Buße, und endlich *humanité* die Menſchheit und die Menſchlichkeit.

Die franzöſiſche Sprache hat noch ein Wort, das in dieſer Beziehung ſo ſchlagend als möglich iſt. Lâcheté bezeichnet in Frankreich zugleich Feigheit und Faulheit. Aber trotz aller dieſer Activität iſt das franzöſiſche Volk nicht ſo arbeitſam als das deutſche. Die Arbeit ſcheint, wenn man nur die Sprache zu Rathe zieht, in Frankreich ſehr nahe mit Mühe und Noth verwandt zu ſein; denn das Wort peine drückt oft die Arbeit aus, wie in: un homme de peine, ein Arbeiter, — und das Wort travail oft die Noth, den Schmerz ſelbſt, wie in: il est travaillé par la fièvre etc. Der Franzoſe ſagt endlich: *il se tue*, er tödtet ſich, wenn er ausdrücken will, daß Einer ſehr viel arbeitet, und man könnte hieraus, wenn man dieſen Ausdruck nicht zu denjenigen, die mehr maleriſch als wahr ſind, rechnen will, beinah ſchließen, daß der Franzoſe die ſchwere Arbeit wie den Tod ſelbſt fürchte.

Die Franzoſen ſind ein glückliches Volk, denn ſie gewinnen ihren Lebensunterhalt, ſie gewinnen ihr Brod (ils gagnent la vie, le pain), die armen Deutſchen müſſen es verdienen. Und beim Himmel,

ſie verdienen es, denn es gibt auf dieſer Welt ſchwerlich irgendwo Arbeiter, wie die Deutſchen, und ſie ſind geſucht und geachtet, wo es nur immer ſchwere Arbeit gibt. In den beiden Ausdrücken: ſein Brod gewinnen und ſein Brod verdienen, liegt eine tiefere Wahrheit, als man auf den erſten Anblick glauben ſollte. Es ſei ferne von mir, zu behaupten, daß der Franzoſe ſein Brod, das er gewinnt, nicht verdiene; aber er gewinnt es, denn er weiß meiſt die Arbeit mit dem Vergnügen zu vereinen, aus der Arbeit eine Unterhaltung zu machen und aus der Unterhaltung den Nutzen einer Arbeit zu ziehen. Der Deutſche dagegen iſt ganz Arbeit, wenn er einmal in die Werkſtatt oder in die Schreibſtube tritt, er arbeitet unverdroſſen, — ein Wort, das ſich nicht in's Franzöſiſche überſetzen läßt, — und wartet ruhig die Feierſtunde ab, um dem Vergnügen nachzugehen, wenn er nur ſo viel gewinnt, daß er dafür ein paar Kreuzer erübrigen kann. Aber dann iſt er, wie bei der Arbeit ganz Arbeit, bei der Luſt ganz Luſt, und ſicher viel inniger beruhigt, als der Franzoſe, dem ſeine ihn ſtets verfolgende Thätigkeit nicht erlaubte, ein Wort für Behaglichkeit zu haben, da er den Begriff nicht kennt, da er nicht, wie der Deutſche, ſich dem durch dies Wort ausgedrückten Zuſtande überlaſſen kann, der die höchſte Ruhe ausſpricht, das Aufgeben jeder erregenden Idee, die den Genuß dieſer Ruhe zu ſtören im Stande wäre.

Die deutſche Sprache weiß, daß das Volk, das ſie vertritt, zu ſchwerer, harter Arbeit hienieden verdammt iſt, und deßwegen verſpricht ſie ihm eine ewige Ruhe, eine Ruheſtätte nach vollbrachtem Lebenstagewerk.

III. Die Natur.

Der Deutſche iſt ein geborner Naturbeobachter; jeder Bach ſpricht zu ihm in einer Sprache, die er verſteht, jeder Berg iſt ihm die Hülle einer lebendigen Welt, von deren raſtloſem Treiben ihm ſchon die Amme vorſang, jeder Wald ein Reich der Naturgeheimniſſe, von welchen ihm das Rauſchen des Windes in den Eichen erzählt. Die Natur iſt dem Deutſchen lebendig, und er fühlt ſich zu ihr hingezogen, wie zu ſeiner Geliebten. Jede Blume, jede Knoſpe iſt für ihn Gegenſtand der Verehrung, und die

Digitized by Google

Namen, die er ihnen gibt, leiht er ſeinem Leben, ſeinem Glück, ſeinem Unglück und ſeinem Glauben ab.

Daß der Deutſche die Schönheiten der Natur mit mehr Aufmerkſamkeit beobachtet als der Franzoſe, beweiſen Einzelheiten, die auffallend genug ſind. Der Deutſche unterſcheidet die Blume, die beſtimmt zu ſein ſcheint, an der Bruſt einer Jungfrau zu welken, von der Blüthe, der Verkündigerin einer Frucht; der Franzoſe nennt beide fleurs. Die franzöſiſche Sprache hat aurore, Morgenroth, von Rom geerbt, aber ſie konnte den Bruder des Morgenrothes, der dem Sonnenwagen nachzieht, ſehen, ohne ihm einen Namen zu geben; ſie hat kein Wort für Abendroth. Der Deutſche unterſcheidet zwiſchen Blitz und Wetterleuchten, die abermals die franzöſiſche Sprache unter éclairs zuſammenwirft. Endlich Zeit und Wetter haben nur Ein Wort, temps, in der franzöſiſchen Sprache zu ihrer Bezeichnung. Leicht ließen ſich noch mehrere Beweiſe für die aufgeſtellte Anſicht finden; ich begnüge mich mit dieſen.

Nur in einem Punkte ſteht der Deutſche hier dem Franzoſen nach. Dieſer, der die Schönheiten der Natur überſehen konnte, der das Abendroth ohne Namen ließ, der die Blüthe nicht von der Blume unterſcheidet, iſt der ſchärfſte Beobachter der Natur, wo es ſich von der Frucht, dem Reſultate der Naturthätigkeit handelt. Alles, was irgend einen Nutzen gewähren kann, iſt ſicher durch einen Namen bezeichnet, und ſelbſt die geringſten Abweichungen in den Früchten führen ihn zu neuen Worten. Guigne, ſüße Kirſche, cerise, ſaure Kirſchen, navet, Rübe, betterave, rothe Rübe, carotte, gelbe Rübe, mögen hier als Beiſpiele gelten; wer aber deren mehrere zu haben wünſcht, der ſtelle jene zahlloſe Reihe von Apfel-, Pflaumen- und Birnennamen zuſammen, und er wird ſich wundern, wie reich hier die ſonſt nicht gerade an Ueberfluß leidende franzöſiſche Sprache iſt. Der Franzoſe ſieht vor Allem die Frucht, der Deutſche die Blume, die Blüthe; der Franzoſe den Nutzen, der Deutſche die Schönheit der Natur. Der Deutſche beobachtet die Natur beinahe mit einem Gefühle, das an religiöſe Verehrung grenzt, und er ſpricht dieſe Verehrung aus, indem er ſeinen geliebten Blumen ein Vergißmeinnicht oder ein Je länger je lieber zuruft. Die ganze Natur iſt ihm lebendig, jede Blume iſt ein Bild für ihn, oft eine Geſchichte. Die Paſſionsblume ruft ihm das Leiden des Predigers der Gleichheit in's Gedächt-

Digitized by Google

niß; Waldglöckchen, Wieſenglöckchen ſind Namen, wie ſie nur die poetiſchſte, die wärmſte Auffaſſung der Natur erſinnen kann. Der Waldmeiſter, das Tauſendſchön, der Ritterſporn und ſo viele andere, ſind abermals Benennungen, die in Jedermann ein lebendiges Bild hervorrufen.

Auf dieſelbe Weiſe, wie der Deutſche die ſchönen Bilder der Natur mit der ſchärfſten Aufmerkſamkeit beobachtet, leiht er auch jedem Tone, durch den ſie zu ſeinem Herzen ſpricht, ein aufmerkſames Ohr. Der Oſtwind ſäuſelt in dem grünen Laube, die Abendlüfte wehen Kühle zu, die Quelle rieſelt, der Sturm brauſt in den Eichen und ſauſt an dem Wanderer vorüber, er macht die Wetterfahne krächzen und die gebeugten Baumſtämme krachen, die Taue der Schiffe pfeifen, daß das Echo widerhallt und ſich in das wilde Rauſchen des Fluſſes miſcht. Nur dieſen zufällig zuſammengewürfelten Satz in's Franzöſiſche zu überſetzen, wäre unmöglich, wenn man für die verſchiedenen Tonbezeichnungen jedesmal ein anderes, ein treffendes Wort anwenden ſollte. Die Deutſchen haben drei Worte für die Bezeichnung des Tones: Laut, Klang und Ton ſelbſt, während der Franzoſe nur ton und son hat, die ziemlich ſicher früher nur Ein Wort waren und durch die verſchiedene Art der Ausſprache zu zweien wurden. Die deutſche Sprache hat zwei Ausdrücke für hören: horchen und hören; ſie hat endlich zwei eigene Worte als Tonmaße: laut und leiſe, wo die franzöſiſche ſich mit der uneigentlichen Bedeutung von haut et bas, hoch und tief, begnügt. — Alle dieſe Einzelnheiten ſind in ihrem Zuſammenhange ſehr ſchlagend, und wer auch nie deutſche Handwerksburſche an einem ſchönen Abende die Straßen ſingend durchziehen hörte, wer nicht wüßte, daß Mozart, Beethoven und Weber Deutſche ſind, brauchte nur Deutſch zu verſtehen und jene ſcharfe Beobachtung jeder Tonerſcheinung zu ſehen, um keck ſagen zu können: das Volk, welches dieſe Sprache ſpricht, muß ein Sängervolk ſein.

Digitized by Google

IV. Familie und Erziehung.

Trauen und Trauung kommen von Trauen, Vertrauen, wie das franzöſiſche Wort fiancée, fiancailles wohl ebenfalls von fier, se fier. Beide Sprachen ſcheinen alſo bei der erſten Anwendung dieſer Worte einen ziemlich gleich hohen Begriff von der Ehe gehabt zu haben. Heirathen (Heimrathen) iſt ein zweites Wort der deutſchen Sprache für denſelben Begriff, dieſelbe Handlung; heim iſt das Stammwort deſſelben. Die franzöſiſche Sprache hat keinen Ausdruck, um heim zu überſetzen. Chez soi, à la maison, au logis erregen nicht das wohlthätige, beruhigende Gefühl, das einen Deutſchen ergreift, wenn er von heim, daheim, heimgehen und heimreiſen ſpricht. Denn in dieſem Worte enthüllt ſich alles Glück einer Familie, die man im Vaterhauſe wiederzufinden hofft, das höchſte, beruhigendſte Wonnegefühl eines ungetrübten häuslichen Stilllebens. So wenig wie dies Wort, hat die franzöſiſche Sprache das von ihm abgeleitete Heimweh, — jene echtdeutſche Krankheit der Schweizer und Süddeutſchen, die ſelbſt im höchſten Glücke die ſtillen Freuden des Vaterherdes nicht vergeſſen können, — und ſie ſah ſich gezwungen, daſſelbe, wie ſie es fand, anzunehmen. Heimath iſt ebenſowenig in's Franzöſiſche überſetzbar, denn es iſt etwas anderes als patrie und pays. Daſſelbe gilt von dem heimlich, deſſen Gegenſatz unheimlich iſt; denn: je me sens ici comme chez moi, würde es nur wiedergeben, wenn in dieſem chez moi dieſelbe Innigkeit, daſſelbe beruhigende Glück läge. Endlich heimſuchen und heimgehen gehören zu derſelben Wortfamilie. In dem erſten liegt der Begriff: Jemanden im Kreiſe der Seinigen aufſuchen, daheim ſuchen, während das Zweite außer dem eigentlichen Begriffe noch den ſchönen Nebenbegriff von ſterben hat. So wird der Tod nur ein Ueberſchreiten in die Familie der Menſchheit, ein Abberufen von einem auf ein paar Stunden übernommenen Poſten, eine Brücke, die zur Heimath der Heimgegangenen, zur Wohnung des ewigen, ungeſtörten Familienfriedens führt.

Alle dieſe Worte ſind unendlich bezeichnend, und eine gute Vorbedeutung für das Familienleben in Deutſchland. Aber die Deutſchen haben kein eigenes Wort für Familie, und wie kann die Familie geachtet, geſchätzt ſein in einem Lande, wo man nicht einmal einen Namen für dieſelbe hat? Das wäre freilich eine böſe häcklige Frage, wenn der Vor-

derſatz wahr wäre. Das deutſche Wort Haus hatte urſprünglich ſicher den Begriff von Familie. In den Capitularien wird es ſtets durch familia überſetzt, und wo ſie von dem Raume, von den vier Mauern, dem Hauſe in dem beſchränktern Begriffe der neuern Zeit ſprechen, ſteht immer casa. Die mit Haus zuſammengeſetzten Wörter beweiſen noch klarer dieſe Anſicht. Der Name Hausfrau, ein Ehrentitel, auf den die Frau ſtolz iſt, wie der Mann auf die als Lohn ſeiner Tapferkeit erlangte Würde, begreift alle Tugenden einer liebenden Mutter, einer treuen Gattin, einer fleißigen Wirthſchafterin in ſich. Hausvater heißt Familienvater, Hausrecht Familienrecht. In all dieſen Worten hat ſich der alte Begriff von Haus, Familie, erhalten, und es erklärt ſich ſo von ſelbſt, wie das deutſche Volk kein anderes Wort nöthig hatte, um das Familienverhältniß zu bezeichnen, und nur die Sprache der Gelehrten allmählich den fremden Ausdruck, der lange nicht ſo umfaſſend iſt, als das deutſche Wort Haus, einführen konnte.

Noch weitere zwei mit Haus zuſammengeſetzten Worte ſind der Berückſichtigung werth, um den Gegenſatz in den beiden Völkern zu bezeichnen. Zuerſt das Wort Hauskleid. Die franzöſiſche Sprache überſetzt daſſelbe durch *négligé*. Das Charakteriſtiſche des Hauskleides iſt ſonach in der franzöſiſchen Sprache die Vernachläſſigung; ich glaube nicht, daß in der deutſchen Sprache das Wort Hauskleid dieſelbe Idee hervorruft, ſo wenig als dieſe Idee jenes Wort geſchaffen hat. Haushalten heißt in Frankreich *ménager*, ſparen. Nach der Sprache führt in Deutſchland die Haushaltung, das Haushalten zur Sparſamkeit, zur Häuslichkeit, denn jenes iſt die eigentliche Bedeutung, dieſes die abgeleitete; während in Frankreich ſparen, ménager, zur Haushaltung führt, und ſo die Heirath eine Art von ökonomiſcher Speculation wird; und es ſcheint mir abermals, daß, in der Regel wenigſtens, die Logik der Sprache, wie ſie in den beiden Ausdrücken hervortritt, ſich durch die That in dem Charakter beider Völker mehr oder weniger bewährt.

Ich weiß nicht, ob der Franzoſe, wenn er von maison ſpricht, an etwas anderes denkt, als an vier Mauern, mehrere Zimmer, ein Dach u. ſ. w. Der Franzoſe ſagt ſeltener: Jemand iſt à la maison, öfterer: il est chez lui. Der, von dem die Rede iſt, kommt allein in Betracht; in Deutſchland iſt es das Haus, was man bei der Redensart: er iſt zu Hauſe, ſtets im Auge hat. Hausgenoſſe und Hausgenoſſenſchaft ſind weitere

Beweiſe dafür, denn der Franzoſe kennt dieſe Worte nicht und muß ſie umſchreiben: die *chez lui*, die *avec lui* in demſelben Hauſe wohnen. Immer iſt Er der Mittelpunkt, von dem Alles ausgeht, wogegen in der deutſchen Sprache das Haus, das als Kreis die Genoſſen, die zuſammenwohnen, umſchließt, als Hauptſache erſcheint.

Die deutſche Sprache iſt überhaupt reicher als die franzöſiſche an Ausdrücken, welche die Familie, das Haus angehen, und ich mache hier nur darauf aufmerkſam, daß der Franzoſe keinen Unterſchied zwiſchen der Stiefverwandtſchaft und der Verſchwägerung macht. Stief- und Schwiegermutter heißen beide belle-mère, Stief- und Schwiegervater beau-père u. ſ. w. Die Franzoſen haben kein beſtimmtes Wort für Eltern, (père et mère); parents, was dafür gebraucht wird, iſt nur ein Aushülfwort, das eine andere eigentliche Bedeutung hat. Die Sprache unſerer Väter war noch reicher als die unſrige, wie die veralteten Worte Schnur, Söſter und viele andere beweiſen.

Der Franzoſe gehört der Geſellſchaft an, und ihr ganz, der Deutſche gehört der Familie an. Ich ſage dies nicht, um das eine Volk auf Koſten des andern zu heben oder herabzuſetzen, um die deutſchen Sitten zu loben, die franzöſiſchen zu tadeln; denn leider iſt der Mann, der nur der Familie, dem Hauſe angehört, und darob die Geſellſchaft, den Staat vergißt, ebenſowenig vollkommen als der, welcher nur der Geſellſchaft angehört und darob die Familie aus dem Auge verliert. Ich habe die Sprachen zu Rathe gezogen, und in ihnen findet ſich dieſer wechſelſeitige Charakter der beiden Völker wieder, und ſie ſprechen ohne Commentar. — Nur noch ein paar Bemerkungen zur Beſtätigung. — Das Wort: héberger, herbergen, hat die franzöſiche Sprache von uns entlehnen müſſen. Den Franzoſen fehlt ferner gänzlich ein Ausdruck, und ich glaube nichts zu wagen, wenn ich ſage, der Begriff für leutſelig. In dieſem einzigen, ſo ſchönen Worte charakteriſirt ſich das ganze deutſche Weſen in Bezug auf das geſellſchaftliche Verhältniß, denn der Deutſche fühlt ſich ſelig unter ſeinen Freunden. Die Familie iſt die Vermittlerin dieſer Worte, dieſer Begriffe, denn es iſt kaum möglich, Jemanden zu beherbergen und eigentlich leutſelig zu ſein, wenn nicht in dem Kreiſe der Seinigen, in dem Heiligthum des Hauſes, der Familie. Ja! die Familie, das Haus iſt das Heiligthum des Deutſchen. Alles, was ſie bedroht, iſt ihm unbekannt oder eine Sünde, ein Verbrechen. — Die Griſette hat

Digitized by Google

weder einen Namen in der Sprache, noch — vielleicht mit Ausnahme von ein paar deutſchen Hauptſtädten — eine Stellung in der Geſellſchaft. Der Maitreſſe in ihrer mehrfachen Bedeutung entſpricht kein deutſches Wort auch nur entfernt. Die deutſche Sprache iſt überhaupt in dieſem Fache, der franzöſiſchen gegenüber, ſehr arm. Letztere wirft den Schleier der chriſtlichen Liebe über die armen Sünderinnen, während die deutſche Sprache dieſen Schleier mitleidslos hebt und ſie mit einem einzigen ſchrecklichen Worte brandmarkt.

Die Erziehung des Gefühls iſt nur durch das Gefühl, durch Liebe, und dieſe wieder nur möglich, oder wenigſtens nur natürlich in der Familie. Ohne Familie gibt es keine echte Erziehung, ohne Erziehung aber iſt der Unterricht ein leeres Wort oder eine gehaltloſe Politur, die dem falſchen Kerne keinen Werth zu geben im Stande iſt. Die deutſche Sprache ſcheint aber zu beweiſen, daß die Erziehung in Deutſchland zu einem erſprießlicheren Reſultate führt, als in Frankreich, denn ſie hat Worte, die eine gute Erziehung und alle ihre Folgen zuſammenfaſſen. Zucht und Sittſamkeit ſind ohne eigentliche Repräſentanten in Frankreich, ſie werden daſelbſt meiſt durch sagesse überſetzt; Weisheit und Klugheit aber ſind ſehr nahe verwandt. Wir finden etwas Aehnliches im Franzöſiſchen bei dem Worte innocence, das ſowohl Unſchuld als Einfalt und Dummheit bedeutet. Der Himmel aber möge Frankreich bewahren, daß nicht eines Tages die Sittſamkeit nur als eine Klugheitsmaßregel, und die Unſchuld als Dummheit erſcheine!

V. Die Frauen.

Die Sonne iſt weiblich, der Mond männlich in der deutſchen Sprache, und es iſt dies mehr als ein Zufall. Die Frau iſt das Geſtirn, das das Leben in Deutſchland verklärt. Wir finden dieſe Verehrung des Weibes durch die ganze deutſche Geſchichte. Jene Germanen, vor welchen die Römer zitterten, die das ſtolze Weltreich zerbrachen, die kaum ein Geſetz kannten, nie dem Willen eines Einzelnen, ſelten dem Aller ſich unterwarfen, beugten willig den ſtolzen Nacken vor dem Weibe. Die älteſten Geſetze der Deutſchen ſind eben ſo viele Denkmale dieſer Verehrung des Man-

Digitized by Google

nes vor dem Weibe; der freie Mann, Bürger, Krieger, Geſetzgeber und Richter, der Niemanden erlaubte, ſich über ihn zu ſtellen, verkündete in den Geſetzen, die er ſelbſt machte, daß die Frau über dem Manne ſtehe, und er gab ihr ein doppelt ſo hohes Wehrgeld, als er für ſich ſelbſt forderte.

Die franzöſiſche Sprache ſagt: l'homme, wenn ſie vom Menſchen im Allgemeinen ſpricht. Die deutſche Sprache hütete ſich, in einen ähnlichen Fehler zu fallen; in ihr vertritt weder der Mann noch das Weib das menſchliche Geſchlecht, ſondern ſie ſuchte einen neuen Ausdruck und nannte beide Menſchen. Die Verehrung der Frauen aber zeigt ſich z. B. in dem Worte: mein Schatz. Auch der Franzoſe braucht mitunter in der poetiſchen oder bildlichen Sprache dieſen Ausdruck für die Geliebte, die Gattin. Aber in Deutſchland iſt das Wort im Volke gäng und gebe, und der proſaiſchſte Bauer, der bilderkargſte Arbeiter bezeichnet ſeine Geliebte ſelten anders. Ein deutſcher Bürger, ein deutſcher Handwerker, beſonders in den kleinern Städten, fragt nur ſelten: „was macht Ihre Frau?“ oder gar wie der Franzoſe: comment se porte Madame? ſondern: „wie befindet ſich Ihre Liebſte?“ Der Franzoſe ſagt: une femme grosse, une femme enceinte, d. h. wörtlich eine dicke, eine umfangreiche Frau; der Deutſche dagegen wendet ſelbſt das Wort ſchwanger, das wenigſtens nicht ſo elend proſaiſch iſt als die franzöſiſchen Ausdrücke, ſeltener an als Ausdrücke, wie: die Frau iſt geſegnet, in geſegneten Umſtänden, in der Hoffnung; lauter Bezeichnungen, die ſo poetiſch als würdig ſind.

Die deutſche Sprache iſt endlich reicher als die franzöſiſche an Worten für die Geſchenke, die der Ehemann ſeiner jungen Frau nach der Trauung gibt, oder für das, was der Frau nach Auflöſung der Ehe zukommt. Morgengabe, Weibtheil, Witthum und Weiberloos ſind einige derſelben, und das in Frankreich adoptirte vivelot (Weiberloos) bekundet, daß die Franzoſen bei ihren in dieſer Beziehung reichern Nachbarn Anleihen machen mußten. Die franzöſiſche Sprache dagegen iſt ſo ungerecht als möglich gegen die Frauen. La victime (das Opfer), la dupe (der Gefoppte, der Betrogene) ſind nur weiblichen Geſchlechts; die franzöſiſche Sprache unterſtellt aber nicht einmal die Möglichkeit, daß eine Frau poëte (Dichterin), auteur (Schriftſtellerin), professeur (Lehrerin), vainqueur (Siegerin), possesseur (Beſitzerin), administrateur (Verwalterin), defenseur (Vertheidigerin), témoin (Zeugin) etc. werden könne, während ſie nichts dagegen einzuwenden hat, daß ſie

Digitized by Google

renégatte (Renegat), saligaude (Schweinigel), dissipatrice (Verſchwenderin), ivrognesse (Säuferin), usurière (Wucherer), voleuse (Diebin), calomniatrice (Verläumderin), séductrice (Verführerin), destructrice (Zerſtörerin) etc. werde. Die deutſche Sprache hat nur wenige Worte, die kein Femininum zulaſſen, und bei denjenigen, die ſich dagegen ſträuben, ſcheint das Gefühl der dem Weibe gebührenden Ehre im Spiele zu ſein: Trunkenbold, Wucherer und ähnliche mehrere gehören hieher.

Die Franzoſen dagegen ſind galant, und ein Deutſcher würde vergebens verſuchen, ihnen dieſe Eigenſchaft ſtreitig zu machen; ſchon die in die deutſche Sprache übergegangenen Worte galant und galanterie würden gegen ihn zeugen. Aber leider ſcheinen ſie, wenn man nur die Sprache zu Rathe zieht, nichts als galant zu ſein. Je suis charmé de vous voir, vous êtes charmante, râvissante etc., ſind Wörter, ſchöne, klangreiche Wörter, nicht weniger und nicht mehr. Der Franzoſe läßt ſeinem Freunde bien des choses (viele Dinge) ſagen, wo ihn der Deutſche freundlich oder herzlich grüßen läßt.

Die Würde, mit der der Deutſche und ſeine Sprache die Frauen behandelten, und noch heute nach Jahrhunderten des Fortſchrittes und leider auch des Verderbens behandeln, konnte nicht ohne Einfluß auf die Frauen ſelbſt ſein; denn wer ſich geehrt und geachtet ſieht, lernt ſich ſelbſt ehren und achten. Wir haben geſehen, wie die Franzoſen kein Wort für Sittſamkeit, keinen eigentlichen Ausdruck für Häuslichkeit haben, und man könnte nachweiſen, wie gerade in dieſen beiden Tugenden die deutſche Frau ſich in ihrem ſchönſten Glanze zeigt; aber es iſt dies überflüſſig, wenn man bedenkt, daß die deutſche Sprache ein einziges Wort hat, das alle weiblichen Tugenden, wie ein Strauß die ſchönſten Blumen, zuſammenfaßt. Weiblichkeit iſt ein echt deutſches Wort, die Eigenſchaft eines echt deutſchen Weibes, und wie das Wort den Franzoſen fehlt, fehlt auch ſehr oft den Weibern dort die Eigenſchaft, die daſſelbe bezeichnet. Alle Umſchreibungen, die man in Frankreich verſuchen möchte, um dieſe Idee wiederzugeben, vertus, état, qualités naturelles de la femme etc., zeigen nur um ſo klarer, daß man ſelbſt die hohe Idee des einfachen Wortes in Frankreich kaum zu begreifen im Stande iſt. Der Prüfſtein, der Stempel der deutſchen Weiblichkeit iſt die Schamröthe, die das Antlitz einer deutſchen Frau durchglüht und ihre Wangen überzieht, wenn ein

Digitized by Google

elektriſcher Funke den Brennſtoff der Liebe in ihrem Herzen berührt und entzündet. Wie aber die Franzoſen kein Wort für Weiblichkeit haben, ſo haben ſie auch keines für Schamröthe, da dieſe nur Folge jener iſt, und jene dieſe bedingt.

VI. Gefühl und Gemüth.

Der Franzoſe hat unſtreitig mehr esprit als der Deutſche, der Deutſche dagegen mehr Gefühl. Ich habe früher die Familie die Schule des Gefühls genannt, und wenn dem ſo iſt, ſo darf es nicht auffallen, daß das Gefühl bei einem Volke, das beinahe ausſchließlich in der Familie lebt, das ſie ehrt, und Alles fürchtet, was ſie bedrohen könnte, ſich höher entwickelt zeigt. Es möchte ſchwer ſein, zu ſagen, was hiebei Urſache, was Folge. Aber es würde nicht ſo ſchwer ſein, zu beweiſen, daß Eines ohne das Andere nicht möglich iſt. Es iſt dies wieder die alte Streitfrage vom Huhne und vom Ei, und es wird wohl noch eine Weile unentſchieden bleiben, welches vor dem andern da war. Aber ſoviel wiſſen wir nun einmal: ohne Familie keine Entwickelung des Gefühls, ohne Gefühl keine Familie.

Die Liebe, die aus Achtung vor dem Weibe in Deutſchland im Frauenkleide auftritt, iſt in der deutſchen Sprache etwas ganz anderes als in der franzöſiſchen. Jene hütet ſich, ein Wort zu entwürdigen, das ſie nur mit Scheu und Ehrfurcht ausſpricht. Der Deutſche, wenigſtens der Sprache nach, liebt nur Gott und die Menſchheit, ſeine Eltern und ſeine Kinder, ſeine Frau und ſeinen Schatz. Der Kreis iſt rund und groß genug. Nie aber liebt er ein Stück Rindfleiſch, eine Hammelskarbonade, eine Suppe oder Aehnliches, wie der Franzoſe in den Ausdrücken: j'aime le boeuf, j'aime les côtelettes, j'aime la soupe etc., und wenn der Deutſche ſich bei ſolchen Gelegenheiten des Wortes lieben bedient, ſo iſt es erweislich nichts als franzöſiſche Reminiscenz, ein Gallicism. Selbſt dem Freunde gegenüber wendet der Deutſche das Wort lieben nicht, oder nur unrichtig an. Er hat ihn gerne, er mag ihn leiden, er will ihm wohl, ſind hier die eigentlichen Ausdrücke. Endlich haben die Worte: Freund, Freundſchaft entfernt nichts mit der Liebe gemein, während ami von amour ſtammt und die franzöſiſche Sprache der Armuth ſowohl in Bezug auf die Worte als auf die Ge-

fühle anklagt, indem ſie Freundſchaft und Liebe, ſo verſchiedene Begriffe, ſo nahe neben einander ſtellt. Und es liegt mehr in dieſer ſcharfen Trennung des Begriffs und des Worts Liebe von Allem, was nicht wirklich Liebe iſt, als man auf den erſten Blick glauben möchte. Ein Deutſcher, gewohnt, das Wort nur in dem engen Kreiſe, der ſein Heiligſtes umſchließt, anzuwenden, wird oft genug in ſeinem Innern einen unüberwindlichen Widerſtand finden, wenn er durch daſſelbe täuſchen wollte, während der Franzoſe, der ohne Wortunterſcheidung ſagt: j'aime ma fiancée und j'aime une côtelette de veaux, es ohne alle Umſtände auf Alles anwenden wird, was zwiſchen dieſen beiden liegt. Die deutſche Sprache klagt ihn deſſen förmlich an, denn ſie war gezwungen, bei ihm ein Wort zu leihen, das der techniſche Ausdruck iſt für das Spielen mit dem Worte Liebe und der Liebe ſelbſt. Coquetterie iſt ohne Ueberſetzung im Deutſchen. Es iſt deßwegen nicht gerade nothwendig zu glauben, daß es keine Coquetten in Deutſchland gebe; man könnte mit einem ſolchen Glauben übel ankommen; aber ſo viel ſcheint gewiß, daß einem Volke, das ein Wort für einen Begriff bei einem andern Volke leiht, vorher der Begriff ſelbſt fehlte, oder wenigſtens ſo ſelten war, daß es kaum der Mühe lohnte, einen Namen dafür aufzuſuchen.

Die Worte Liebkoſung, liebevoll, liebreich, Liebreiz, liebwerth und viele andere, die alle ſehr ſchwer in's Franzöſiſche zu überſetzen ſein würden, und jedenfalls nur durch eine Umſchreibung wiedergegeben werden können, bekunden weiter den Reichthum der deutſchen Sprache an Ausdrücken des Gefühls.

Das Herz ſpielt in Deutſchland und in der deutſchen Sprache eine viel größere Rolle als in Frankreich und ſeiner Sprache. Herzen iſt ein ſo ſchöner Ausdruck, daß er hier obenan zu ſtehen verdient. Was den Deutſchen innig und wohlthätig berührt, iſt ihm herzerhebend; er liebt herzinnig, und ſeine Braut, ſeine Geliebte iſt ſein herzallerliebſter Schatz, und was er endlich mit Freuden thut, thut er von Herzen gerne. Es liegt in dieſen Ausdrücken ſo viel tiefes, inniges Gemüth, daß ſie allein im Stande ſind, den Charakter eines Volks in dieſer Beziehung aufzudecken. Die franzöſiſche Sprache iſt hier viel kälter, viel proſaiſcher, oft beinahe frivol. Im Deutſchen empört ſich das Herz eines Vaters, wenn er ſieht, daß ſeinem Sohne Unrecht geſchieht; im Franzöſiſchen empören ſich ſeine Eingeweide.

Wir kennen bereits das Wort: trauen, das heirathen und vertrauen zugleich bedeutet. Die deutſche Sprache beſitzt eine Menge Worte, die denſelben Urſprung haben und die man meiſt vergebens verſuchen würde, in's Franzöſiſche zu überſetzen. Vertraut iſt mehr als familier und intime; traulich iſt ganz ohne annähernd bezeichnendes Wort in der franzöſiſchen Sprache; traut iſt ſicher viel inniger als chère. Alle dieſe und ähnliche von trauen abſtammenden Worte ſind aber um ſo bezeichnender, da ſie durch ihr Stammwort im Sprachſinne ohne allen Eigennutz ſind. Man würde ebenſo vergebens eine treffende Ueberſetzung für hold ſuchen. Affectionné, aimé, favorable, würden das Wort nur wiedergeben, wenn man aus allen ein einziges machen könnte; daſſelbe gilt von huldvoll, holdſelig, Holdſeligkeit.

Das gefühlvolle Weſen des Deutſchen enthüllt ſich vollends in ſeiner ganzen Fülle in den Worten: Gemüth, Sehnſucht, Wonne und Wehmuth, vier Worte der höchſten Poeſie. Gemüth und Gefühl ſind zwei verſchiedene Worte, die man beide im Franzöſiſchen mit sentiment überſetzen muß, obgleich der Unterſchied unendlich groß iſt. Gefühl bezeichnet eigentlich die Allgemeinheit der Gefühle. Der ſcharfe Unterſchied zwiſchen Gemüth und Gefühl aber zeigt ſich ſchon in den Worten ſelbſt. Das eine kommt von Muth (Herz), das andere von fühlen, das erſte weiſt ſomit auf eine innere Thätigkeit der Seele, das zweite auf eine äußere hin; und dies iſt auch der bezeichnende Unterſchied. Das Gemüth ſchafft die Gefühle aus ſich heraus, das Gefühl empfängt ſie, von außen angeregt, und theilt ſie dem Innern mit. Er hat Gemüth, heißt: in ſeinem Innern liegt ein fruchtbarer Keim zu allen tiefen, ſchönen und erhabenen Gefühlen; er hat Gefühl, heißt: er bleibt nicht theilnahmlos, wenn er von außen angeregt wird, wenn Großes, Erhabenes, Schreckliches, das Unrecht und die Noth ihm entgegentreten. Ein tiefes Gemüth und ein feines Gefühl bezeichnen dieſen Unterſchied klar genug. Und die Franzoſen kennen in ihrer Sprache dieſen Unterſchied nicht, ſie haben kein Wort für Gemüth, und ſind meiſt, wie ihre Sprache, gemüthlos. Sehnſucht iſt ebenſowenig zu überſetzen. Désir ardent, heißes Verlangen, iſt der Ausdruck, wodurch man ſie gewöhnlich wiederzugeben verſucht; aber die deutſche Sehnſucht iſt ſehr oft ein Verlangen ohne beſtimmten Zweck, beinahe krankhaft. Der Deutſche ſehnt ſich, die

Digitized by Google

Wieſen wiederzuſehen, auf denen er mit den Geſpielen ſeiner Jugend ſich tummelte, zu wiſſen, was hinter den Bergen lebt, die er noch nicht beſtiegen hat, mit den Schwalben, mit den Wolken zu ziehen, und die Sterne am Himmel zu umarmen. Die deutſche Sehnſucht iſt rein Gefühl, Poeſie, und ſie zeigt ſich beſonders bei den im Auslande lebenden Deutſchen in jener Krankheit, von der wir ſchon geſprochen, und die der Franzoſe durch das deutſche Wort *Heimvé* oder durch den nichtsſagenden Ausdruck: mal de pays, bezeichnet.

Wonne überſetzt man in Frankreich durch délice, plaisir, jouissance. Aber dieſe Worte bedeuten eher: Luſt, Freude, Wolluſt oder Genuß. Wonne iſt ebenfalls ein rein deutſches Gefühl, das nur in einem deutſchen Gemüthe lebt. Sie iſt die Poeſie des Genuſſes, der Freude, ein rein geiſtiger Genuß, der über dem Leben und der Materie ſteht, wie der Geiſt über dem Körper. Wehmuth endlich, was die Franzoſen durch douleur, tristesse, affliction zu überſetzen ſuchen, ohne auch nur entfernt dem Begriffe nahe zu kommen, iſt — wie die Wonne die Poeſie der Freude — die Poeſie des Schmerzes, des Kummers, der rein geiſtige Schmerz des deutſchen Spiritualiſten, der mit Wehmuth die Schwäche des neugebornen Kindes, die Gebrechen des hinſterbenden Greiſes betrachtet, der mit Wehmuth dem Koſen zweier Liebenden, dem Sehnſuchtsliede der Nachtigall zuhört.

Die deutſchen Verkleinerungsworte vermehren die gefühlvolle Tiefe der deutſchen Sprache nur noch mehr; denn ſie ſind nicht nur Ausdrücke der Verkleinerung, ſondern auch der Zuneigung, der Anhänglichkeit, und es ſollte ſchwer ſein, ein Adjectiv zu finden, welches die Worte: Mutter, Schweſter, Bruder noch freundlicher machen könnte, als ſie es in Mütterchen, Schweſterchen ꝛc. ſchon ſind.

So iſt es denn auch ganz natürlich, daß der Franzoſe bei dem Deutſchen lieh, als er ein Wort ſuchte, um die Sprache des Gemüthes, des traulichen Austauſches zwiſchen Freunden und Geliebten, zu bezeichnen. Nur die Deutſchen konnten das Wort koſen (causer) erfinden. —

Digitized by Google

VII. Genuß.

In Deutſchland gibt es ſeit einiger Zeit eine literariſche Schule, die das Fleiſch zu emancipiren ſucht. Und wirklich mag der deutſche Spiritualismus dem Fleiſche oft etwas zu arg mitgeſpielt haben. In Frankreich aber wäre eine ſolche Schule, ſolche Ritter, und ein Lanzenbrechen für die Emancipation des phyſiſchen Genuſſes ganz überflüſſig. In Deutſchland kann es für dieſe Schöne noch irrende Ritter geben, in Frankreich kämen ſie, wie Don Quixote, zu ſpät und würden nur Mühlen zu bekämpfen finden.

Plaisir, délectations, délices, agréments, divertissements, amusements, jouissances, rejouissances, récréations, joie — das nenne ich Reichthum; die deutſche Sprache mag ſich hier in Ehrfurcht vor ihrer Schweſter beugen. Sie iſt viel ärmer, und ich glaube kaum, daß die Ritter des heiligen Fleiſches die ſpiritualiſtiſchen Deutſchen zu großen Fortſchritten und die Sprache zu vielen Erfindungen in dieſer Beziehung führen werden. Die deutſche Sprache überſetzt das Wort: plaisir durch Vergnügen, das von genügen, genug herkommt; die Genugthuung, die Ruhe iſt das Vergnügen der Deutſchen, während in jenem Worte plaisir ſich eine viel höhere Thätigkeit entwickelt, da es von plaire, gefallen, Freude verurſachen, herkommt.

Die Deutſchen eſſen und trinken mehr als die Franzoſen. Die kältere Temperatur mag hier mit in Rechnung kommen, aber dieſe entſchuldigt ſicher nicht Alles, und entſchuldigt vor Allem nicht die Worte: Völlerei, Schlemmen, Verſaufen, Verpraſſen und dergl. mehr, die meiſt in der franzöſiſchen Sprache ohne alle Ueberſetzung ſind und ſich nur durch Umſchreibungen wiedergeben laſſen. An ſolchen Ausdrücken des plumpen Genuſſes iſt die deutſche Sprache reicher als die franzöſiſche, und die nationellen Gegenſätze im übertriebenen Genuſſe werden ſo ſchon durch die Sprache bezeichnet: der Deutſche ergibt ſich der Völlerei, dem Schlemmen, der Franzoſe der Gourmandise, der Gastronomie.

Schon in dieſen in Deutſchland — wenn man nicht die hinkenden Worte der Neuerer anwenden will — unüberſetzbaren Worten Gourmandise und Gastronomie liegt eine Andeutung, daß die Deutſchen keine eigentlichen Gourmands oder Gaſtronomen ſind. Sie ſehen mehr

Digitized by Google

auf's Volumen, der Franzoſe mehr auf die Zubereitung, wie jene Worte beweiſen. Wer aber leugnen wollte, daß die Franzoſen weit mehr Gourmands ſind, als die Deutſchen, den verweiſe ich vorerſt auf eine frühere Bemerkung, wo wir ſahen, daß in Frankreich jede Frucht einen beſondern Namen hat, ſodann auf jene in ſchönen Saffian oder Franzband gebundenen, mit Goldſchnitt verſehenen und mit goldenen Lettern bezeichneten Werke, die wir in Paris auf allen Tiſchen bei Very oder den frères provinçaux finden, oder auf jene ellenlangen, mit den engliſchen Journalen wetteifernden Blätter, die beinahe in keiner franzöſiſchen Reſtauration fehlen und ſchlechtweg la carte heißen. Solche Karten ſind in Deutſchland unmöglich, wenn man nicht an den Werken der Herren Vefour oder Very zum Plagiator werden will. Ein braver Deutſcher kann Jahrelang in Paris leben, ehe er es dahin bringt, ſie von Anfang bis zu Ende zu verſtehen, ſie zu überſetzen iſt aber total unmöglich. Ein Franzoſe, der in Deutſchland reiſt, würde ſich bald überzeugen, daß in dieſem Punkte unſere Nachbarn unſere Lehrmeiſter ſind, denn er kann getroſt in Frankfurt, Berlin oder Wien, ſelbſt wenn er kein Wort deutſch verſteht, die dortigen Karten zur Hand nehmen und wird ſeine Lieblingsſpeiſen unfehlbar wiederfinden, während ein armer Deutſcher in einem ähnlichen Falle in Paris ſich mit Choucrout, einem Hareng, und wenn er glücklich iſt, mit einem Pannecouque als Deſſert begnügen muß, vorausgeſetzt, daß er die Orthographie kennt, die unſere Nachbarn anzuwenden belieben.

Die Franzoſen, da ſie einmal die Worte Gourmandise und Gastronomie haben, mußten nothwendig auch ein Verbum für die Art und Weiſe ſuchen, wie man genießen, d. h. wie man ſchmecken muß, und ſie haben daſſelbe in *savourer* gefunden. Es heißt dies ungefähr mit Einem Worte, was wir Deutſche dahin umſchreiben würden: langſam, mit Bedacht und Andacht ſchmecken. — Endlich iſt noch das Wort sauce von Bedeutung. Auch hier mußte die deutſche Sprache bei ihrer reichern Nachbarin auf Borg gehen, denn das Wort Brühe, das man ſicher nur ſelten auf der Karte eines Frankfurter Gaſtgebers finden wird, iſt zu allgemein, zu ungeſalzen und zu geſchmacklos. Die Gourmandise der Franzoſen zeigt ſich auch noch in der öfteren Anwendung dieſes Wortes im täglichen Leben: z. B. il n'est sauce que d'appétit, on ne sait à quelle sauce le mettre, bon à toute sauce,

Digitized by Google

faire la sauce à quelqu'un; denn es iſt eine bekannte Sache, daß der Schuſter bei ſeinem Leiſten bleibt, und jeder ſeine Bilder in dem ſucht, was ihm am nächſten liegt, woran er am liebſten denkt und wovon er am liebſten ſpricht.

Der Deutſche trinkt mehr als der Franzoſe, und die Sprache vertheidigt ihn nicht gegen dieſe Anklage. Sie hat hier drei Worte für denſelben Begriff: Trinken, Zechen, Saufen. Brantewein und Kirsch (Kirſchwaſſer), die als ſolche in Frankreich angenommen ſind, beweiſen, daß unſere Nachbarn zu uns kommen, um bei uns geiſtige Getränke zu holen, was ſchon zu der Römer Zeiten ſtattfand. Endlich beweiſt das Wort: Wedrecome (Wiederkomm), das in Frankreich ein beſonderes, ſehr großes Glas bedeutet, welches am Ende einer Mahlzeit unter den Gäſten herum geht, daß auch hier die Franzoſen von uns gelernt haben, daß ſie für die großen Gläſer in Deutſchland und in der deutſchen Sprache einen Namen ſuchten und fanden.

VIII. Krieg.

Das deutſche Volk war einſt unſtreitig das tapferſte Volk der Erde. Selbſt die eiſernen Römer, die der Stimme des furchtbaren Marius gehorchten, bebten vor ihnen. Aber die Geſchichte iſt nicht nothwendig, um dies zu beweiſen, die Sprache genügt. Unſere tapfern Nachbarn haben uns zwei Worte abgeliehen, die zeigen, daß die Deutſchen einſt ihr Muſter waren: hardi (hart, Herz, herzhaft) und brave, tapfer, ſind unſtreitig deutſchen Urſprungs. Mehr noch als dies beweiſen die alten Kriegsausdrücke der Franzoſen: halte-là, hallebard, hallebardier, happe (Haube), harnais (Harniſch), hauban (Rüſtſchuh, Hauband), haubert (Panzerhemd, Hauberg, bergen), heaume (Helm), heraut (Herold), landskenet (Landsknecht), ban (Bann) und ſelbſt brèche (Breſche, von brechen). Die Fülle von Worten für Muth: muthig, keck, tapfer, wacker, der Sprachreichthum in: Schlachtfeld, Wahlplatz, Wahlfeld, Wahlſtatt zeugen ebenfalls für dieſe Anſicht, denn wo die Sprache reich an Worten, iſt ſie reich an Gedanken, und dieſe bekunden hier, daß der Gedanke der Gefahr, der Tapferkeit dem Deutſchen ein vertrauter war. Die alten Germanen waren nicht

Digitized by Google

weniger tapfer zur See als auf dem Lande. Die Fahrten der Normannen, Sachſen, Frieſen und ſelbſt der Franken ſind bekannt; bis nach Griechenland, Aſien und Afrika zitterten alle Uferbewohner vor ihnen. Die Mehrzahl der franzöſiſchen techniſchen Ausdrücke im Seeweſen beurkunden dieſen Zuſtand. Bord, hautbord (Hochbord), tribord (Drehbord), marée (Maare), havre (Hafen), cabestan (Kabeltau), hisser (hiſſen), yacht (Yacht), capre (Kaper), quille (Kiel), mat (Maſt), matelot (Matroſe), lest (Laſt) u. ſ. w. ſind germaniſchen Urſprungs.

Aber die Sprache, die zugleich die Geſchichte der Völker iſt, zeigt uns auch die Umgeſtaltung der Dinge, die beſonders ſeit dem dreißigjährigen Kriege eingetreten. Deutſchland, in hundert Intereſſen zertheilt, erkannte die Franzoſen als die vornehmſte kriegeriſche Nation Europa's, und die deutſche Sprache zahlte mit derſelben Münze, mit welcher früher die franzöſiſche gezahlt hatte. Sie war gerecht, und neigte ſich vor der franzöſiſchen, und entlehnte aus ihr alle Kriegsausdrücke, vom General bis zum Corporal. Compagnie, Regiment, Diviſion, Armeecorps und Armee ſelbſt ſind franzöſiſche Worte. Nur zwei Worte lieh die franzöſiſche Sprache der deutſchen ab: havresac (Haberſack) und canapsa (Schnapſack). Da habt Ihr's! — Erſt die Ereigniſſe von 1813 — 1815, und ganz beſonders die Schlachten von Bauzen und Lützen, wo ein geſchlagenes Heer unbeſiegt war, weil es nicht beſiegt ſein wollte, veranlaßten die Sprache, ein Wort in das Buch ihrer Geſchichte zu ſchreiben, das die Franzoſen augenblicklich annahmen und nicht überſetzten, das Wort Landwehr. Es iſt das einzige Anleihen, das die Franzoſen in neuſter Zeit bei uns machten; aber mir ſcheint es beinahe, als ob es für ſich allein dem ganzen Reſte von franzöſiſchen Kriegsausdrücken die Wage halten könnte. —

Eine Vergleichung der beiden Sprachen, das Studium eines franzöſiſch-deutſchen Wörterbuchs allein, führt uns auf die charakteriſtiſchen Verſchiedenheiten zweier Völker, und zeigt uns, daß das Volk die Sprache und die Sprache das Volk iſt, daß ſie ſich wechſelſeitig vertreten, wie der Körper den Geiſt und der Geiſt den Körper. Der Deutſche tritt uns in ſeiner Sprache als Tiefdenkender, als Philoſoph,

Digitized by Google

oft ſelbſt als Träumer entgegen; dann als Freund der Natur, ſeine Pflicht beobachtend und ſein Recht mitunter vergeſſend, als Mann der Familie, voll Gemüth und Liebe; der Franzoſe als poſitiv, oft ſelbſt zu materiell, eiferſüchtig auf ſeine Rechte, ſeine Pflicht mitunter vergeſſend, als Mann der Geſellſchaft. Der Deutſche erſcheint uns oft, dem feinern Franzoſen gegenüber, ſchwerfällig, und ſelbſt in den Laſtern zeigt ſich dieſer Gegenſatz, der den Deutſchen zur Völlerei, den Franzoſen zur Gaſtronomie, den Deutſchen zum Schlemmen, den Franzoſen zur Gourmandiſe führt. Der Blick des Deutſchen iſt umfaſſender, der des Franzoſen durchdringender. Der Deutſche iſt in ſeinem Thun und Treiben meiſt weit ausgreifend, und ſein Ziel verliert ſich oft in den Lüften, in dem weiten Nebel, der die Zukunft deckt; der Franzoſe dagegen ſieht nur das nahe Ziel und ſtrebt es zu erreichen, um ſich erſt dann ein weiteres zu ſtecken. So die beiden Völker in ihren Sprachen, ſo in ihrer Geſchichte, ſo im Leben.

Wenn ich ein Bild für beide Sprachen ſuchen ſollte, ſo würde ich die deutſche einen gothiſchen Dom nennen, in dem das ſchaurige Dunkel der Gottesahnung waltet, in dem die Säulen keck zu den Wolken ſtreben und ein ſtolzes Gewölbe, ein Bild des Himmels tragen, in dem das Herz Beruhigung, das Unglück Troſt und die Liebe Hoffnung findet. Wie dieſe Dome, iſt die Sprache mit tauſend ſchönen Bildern geziert, die im Ganzen verſchwinden und doch als Einzelnes wieder ein Ganzes bilden, ſchön und des Meiſters würdig. Beten, die Gottheit, die Natur und ihre Geheimniſſe gläubig ahnen, kann man nur in einem ſolchen Tempel.

Die franzöſiſche Sprache dagegen iſt ein Palais-royal, für die Gegenwart gebaut, auf jede Frage des Augenblickes eine Antwort gebend. In dem Garten blühen friſche Blumen, ſtehen Bäume, die nur wenig Schatten geben, aber unter denen ſich ein luſtiges Leben regt. In den Gewölben bietet ſich jeder Genuß feil, in den Leſecabineten wird die Frage des Tags verhandelt, in den Theatern drängt ſich die müßige Menge. Aber in jenen friedlichen, dem Genuß des Augenblicks geweihten Hallen, in jenem Garten, in welchem eine Kanone keinen andern Beruf hat, als die Mittagsſtunde zu verkünden, um den Tag in zwei gleiche Hälften zu theilen, regt ſich oft auch ein anderer Geiſt, und die Bäume und die Steine erzählen ſich mitunter von den Julitagen der Jahre 1789 und 1830.

Digitized by Google

Wer beten will, wer lieben will, heilig und ohne Genußſucht, der komme in unſern Dom; wer leben, wer genießen will, der eile in's Palais-royal der Franzoſen; wen die Sehnſucht treibt, wem Wonne und Wehmuth das Herz beengen, der ſuche Ruhe in den Hallen der deutſchen Sprache; wer den Augenblick ergreifen und benutzen will, der muß im Palais-royal der franzöſiſchen Sprache ihn zu erhaſchen ſuchen.

Franzoſenthum und Deutſchthum, Palais-royal und Dom, beide ſind nothwendig für's Leben, wenn es nicht vergeudet oder verträumt werden ſoll. Ein Menſch lernt von dem andern, ein Volk ſoll ebenſo vom andern lernen. Vor Allem aber lernt Euch kennen, wechſelſeitig achten, und dann prüfet und eignet Euch das Gute wechſelſeitig an. Nur hütet euch, Affen zu werden.

Digitized by Google

II.

Sprüchwort.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Dieweil ich Sprüchworte ſchreibe, ſo kann ich nit allewege Seide ſpinnen. Es wird auch grob Garn mitunterlaufen.

Joh. Agricola.

Der Italiener nennt die Sprüchworte eine Volksſchule, der Spanier eine Seelenmedizin, der Morgenländer die Blume der Sprache, der Chineſe die Denkſprüche der Weiſen, der Deutſche ſagt endlich ſchlechtweg: Sprüchwort, Wahrwort, und nennt daſſelbe dann noch die Weisheit auf der Straße.

In dieſer verſchiedenen Bezeichnung, in dieſer Würdigung des Weſens der Sprüchworte bei verſchiedenen Völkern zeigt ſich ein Gegenſatz der Anſichten und der Auffaſſung, der an und für ſich ſchon charakteriſtiſch iſt und ſchon in der Vorhalle, ſchon bei der Ueberſchrift über dem Hauptthor des Tempels auf einen weſentlich verſchiedenen Gottesdienſt hindeutet. Der verwilderte, aller Lehre und Schule entbehrende Italiener ſucht ſo in den Sprüchworten einen Erſatz für ſeine verwahrloste Erziehung; der fromme oder bigotte Spanier, dem es nur um den Himmel und eine Meſſe zu thun iſt, ein Seelenheil; die blumenreiche Phantaſie des Morgenländers aber will aus ihnen keinen Nutzen, weder für dieſe noch für jene Welt ziehen, und ſo werden ſie zu einer angenehmen Ergötzung, zu einer neuen Blume, der der Sprache; der nicht über die Grenze ſeiner Kaſte hinausſehende Chineſe betrachtet ſelbſt das Sprüchwort als eine Art Privilegium, als ein Kaſteneigenthum der Weiſen; der praktiſche Deutſche endlich, nachdem er erſt dem Sprüchwort den Stempel der Wahrheit aufgedrückt hat, prägt es als Weisheit auf der Straße in Scheidemünze um, die er im täglichen Leben ausgibt.

Wie aber ſchon dieſe verſchiedenartige Bezeichnung der Sprüchworte bei den einzelnen Völkern in der Charakterverſchiedenheit derſelben begründet erſcheint, ſo zeigt ſich derſelbe Gegenſatz in den Sprüchworten ſelbſt. Die Weisheit auf der Straße iſt eine andere in Rom, in

Madrid, in Pecking, in Konſtantinopel, in Wien oder Frankfurt. Was hier erlaubt, iſt dort verboten; was hier alltäglich, iſt dort ſelten; was hier klug, dort eine Dummheit; was hier ein Witz, dort ein Verbrechen. Und die Sprüchworte huldigen daher hier andern Grundſätzen, Anſichten, Gewohnheiten, Gebräuchen, Geſetzen als dort. Die Uranſichten, der eigenthümliche Charakter jedes Volkes müſſen ſich nothwendig in den Geſetztafeln der Weisheit auf der Straße, in den Denkſprüchen der Weiſen abſpiegeln; wer ſie alle kennte, alle ſtudirte und vergliche, würde zu einem Reſultate kommen, wie kein Reiſender, kein Philoſoph, kein Forſcher vor ihm, würde die Völker in ihrem innerſten Weſen klarer zu ſchildern im Stande ſein, als ſelbſt die Geſchichte, das äußere Faktum, dies zu thun vermag.

Es gibt einzelne Wahrheiten, die überall wahr ſind, und dieſe findet man denn auch bei allen Völkern wieder. Neben ſolchen Ur- und Allwahrheiten treten dann aber in andern der Charakter des Volkes, ſeine eigenthümlichen Lebensanſichten hervor, und dieſe Sprüche, gegeneinandergeſtellt, geben ein ſchlagendes Bild der verſchiedenen Völker. — Die allgemeinen Gegenſätze, die in dem Charakter der Franzoſen und der Deutſchen liegen, ſind ſo ziemlich bekannt. Ihre wechſelſeitigen Sprüchworte heben dieſe nur um ſo ſchärfer hervor, und ſind ſomit eine neue Beſtätigung für dieſelben.

Die Deutſchen ſind unendlich reich an Sprüchworten, die Franzoſen verhältnißmäßig ſehr arm. Es erklärt ſich dies natürlich, und iſt von vorne herein der Beweis für einen der charakteriſtiſchen Gegenſätze zwiſchen Franzoſen und Deutſchen. Die Sprüchworte beſtehen aus durch Erfahrung beſtätigten, abſoluten oder relativen Wahrheiten, und dann aus allgemeinen Klugheitsregeln. In dieſe beide Rahmen laſſen ſich alle möglichen Sprüchworte aller Völker einſchließen. Ein größerer Schatz ſolcher Wahrheiten und Klugheitsregeln läßt alſo an und für ſich auf eine größere Beobachtungsgabe bei dem Volke, das ihn beſitzt, ſchließen. Die gemachten Erfahrungen ſind in den Sprüchworten niedergelegt, und bekunden als ſolche bei dem Volke, welches das Wahrwort zum Sprüchwort macht, das Streben, aus den gemachten Erfahrungen für die Zukunft Nutzen zu ziehen. Der Deutſche, ſchon nach der Menge ſeiner Sprüchworte zu ſchließen, vergißt Nichts, läßt kein Ereigniß vorübergehen, ohne aus demſelben eine Erfahrung, eine allgemeine Wahrheit

Digitized by Google

oder eine beſondere Klugheitsregel zu ziehen. Den Franzoſen ſcheint dieſe Eigenſchaft in geringerem Grade gegeben zu ſein, und ich denke, die Sprüchworte thun ihnen nicht Unrecht, wenn ſie dieſelben anklagen, mit leichterem Sinne, oft den geſtrigen Kummer ſchon heute vergeſſend, die geſtrige Erfahrung heute überſehend, durch die Welt zu ziehen. Und mir kommt es oft ſo vor, als ob ſie, theilweiſe wenigſtens, gerade deßwegen raſcher zur Handlung bereit, oft viel glücklicher dem Ziele entgegenſtrebten, als der mit ſeinem großen, ſchweren, etwas unbeholfenen Erfahrungsſchatze belaſtete Deutſche; denn das Sprüchwort ſagt: „qui ne sait rien, ne doute de rien.“

Eine beſondere Eigenſchaft der deutſchen Sprüchworte, die wieder Folge einer deutſchen Eigenthümlichkeit, iſt der oft ſo ſchlagende Humor derſelben. Der neckiſche Eulenſpiegelgeiſt — espièglerie, das, wie wir geſehen, die Franzoſen unſerm Eulenſpiegel abborgen mußten — ſpuckt in denſelben auf jedem Schritt und Tritt, und ſein Witz, ſeine Neckereien ſind meiſt gegen die ſchwachen Seiten der Deutſchen ſelbſt gerichtet, wie etwa, wo es heißt: „Der Wille thut's, ſagte Jener und — küßte den Flegel.“ Wir werden noch auf Aehnliches ſtoßen. — In den franzöſiſchen Sprüchworten findet man keine Spur eines derartigen Humors. Sie ſind oft geiſtreich, ſpirituell, oft luſtiger Natur, treten mit einem graziöſen Lächeln in jedem Zuge auf, haben mitunter ſelbſt einen giftigen Stachel; aber keine Idee von jener Objectivität des Humors, der dem Deutſchen erlaubt, aus ſich ſelbſt herauszutreten und mit Laune und Ironie ſeine eigene Schwäche, ſein eigenes Unglück, unter Thränen lachend, zu ſchildern.

Endlich fällt es noch auf, daß die franzöſiſchen Sprüchworte ſich ſelten des Reims und der gebundenen Rede bedienen, während dies bei den Deutſchen ſehr häufig der Fall iſt. Ob man hierin eine Beſtätigung finden ſoll, daß der Deutſche überhaupt poetiſcher Natur iſt, mögen Andere entſcheiden.

Doch genug der Vorrede und Einleitung. — Treten wir i'ns Heiligthum ein.

Digitized by Google

II. Allgemeine Wahrheiten.

Die Weiſen des Alterthums waren gar kluge, geſcheidte, gewandte Leute, und ihre Weisheit beſtand eben in ihrer Klugheit und Gewandtheit. Die Griechen kannten keine allgemeine Gerechtigkeit, ſondern nur eine Geſetzlichkeit, keine unumſtößliche Moral, ſondern nur eine die Stelle jener vertretende zeitige Nützlichkeitstheorie. Deßwegen konnte denn Sokrates ein thieriſches, oder ſelbſt nicht einmal den Thieren abgelerntes Laſter in der heiligen Schaar der Thebaner für ganz natürlich und gerechtfertigt halten, weil es in Theben geſetzlich erlaubt war; deßwegen konnte er einer Courtiſane Verhaltungsregeln geben, wie ſie es machen müſſe, um recht viele Anbeter zu haben und dieſe zu feſſeln, weil die Klugheit nichts gegen dieſe Moral einzuwenden hatte. — Rom wurde der Erbe Griechenlands, und Frankreich der Erbe Roms. Und noch heute iſt Klugheit und Weisheit in Frankreich ungefähr daſſelbe und heißt: **sagesse. — En tout temps le sage veille. — Le plus sage se tait. — Les sages ont la bouche dans le coeur, les fous le coeur dans la bouche.**

Das iſt es: wer wachſam iſt, ſchweigt, den Mund in ſein Herz verſchließt, der iſt ein Weiſer in Frankreich, gerade ſo wie einſt die Weiſen in Griechenland und Rom: eine reine Klugheitsregel, nicht mehr und nicht weniger. Ja die franzöſiſchen Weiſen würden vielleicht ſelbſt vor den klugen Weiſen Griechenlands den Vorzug haben, und ſich nicht wie ein Sokrates durch ſeinen einfachen Mantel dem Geſpötte ausſetzen, denn es ſteht geſchrieben: — „**Les fous inventent la mode, les sages la suivent;**“ oder auch: „**Un philosophe se fait habiller par son tailleur.**“ — Doch reicht das Alles noch nicht aus, ſondern: „**le sage doute,**“ wird zu einer weitern Verhaltungsregel für den franzöſiſchen Weiſen und Philoſophen. Und wirklich, der Zweifel iſt ungefähr die höchſte Stufe, zu der die franzöſiſche Philoſophie gekommen iſt. Der Scepticismus hat nirgends beredtere Lehrer, nirgends willigere Schüler in Maſſe gefunden, nirgends furchtbar tiefere Wurzeln im Volke geſchlagen als in Frankreich. Zweifelnd an Gott und den Menſchen, am Rechte und an der Wahrheit, am Königthume und der Republik, an Geſtern und an Morgen, hat gegenwärtig Frankreich, wie es ſcheint, die höchſte Stufe

Digitized by Google

der Weisheit erreicht, ſieht einer neuen Zukunft mit neuen Zweifeln, oft verzweifelnd, entgegen, und wacht, und ſchweigt, verſchließt ſeinen Mund in ſein Herz, und legt um das Herz ein eiſernes Gefängniß, um ſich nicht zu verrathen — Alles, wie es einer ſolchen Weisheit gebührt. Negatives Streben, negative Reſultate, Wachen, Schweigen, Zweifeln, ſind die Elemente und die Folgen derſelben. Und deßwegen iſt auch von ihr wahr: „Sagesse vaut mieux que force;“ — denn jede negative Kraft iſt ſtets ſtärker als die poſitive, löſt mit geringem Aufwande auf, was mit zehnfach größerem nicht wieder zu verbinden möglich iſt.

Dieſe kluge Weisheit, dieſe Nützlichkeitsidee der sagesse führt zur Trennung, zur Zerſplitterung; und was die Franzoſen gethan haben, um zu einer innern Einheit zu gelangen, ſo ſind ſie doch zu Nichts gekommen, als zu einer Uebercentraliſation, welche die Kräfte von ganz Frankreich abſorbirend, auflöſend, zernichtend, in einem einzigen Punkte eine, wenn auch an und für ſich unendlich große, doch immer nur den hundertſten Theil von dem, was ganz Frankreich ohne ihn ſein könnte, vermittelnde, Vereinigung geſchaffen hat.

Und in dieſem Mittelpunkte ſelbſt wurde dieſe vereinte Kraft abermals im Weſentlichen ſtets nur negativ, nur zerſtörend thätig. Wie die Geſchichte dies im Großen beweiſt, brauche ich nicht erſt zu zeigen. Daß übrigens dieſe Auflöſung indirekt ſehr gute und glückliche Folgen gehabt hat, wie in der Zernichtung der großen Beſitzungen, in der Herſtellung der kleinen Landeigenthümer — einer der radicalen und bleibenden Folgen der erſten Revolution — iſt ebenfalls bekannt und allanerkannt. Sonſt aber zeigt die Centraliſation von Paris, oder was man ſo zu nennen pflegt, im Einzelnen überall dieſelbe auflöſende, negative Kraft. In jedem Zweige der Verwaltung tödtet ſie das Lebensprincip, die eigenthümliche Thätigkeit aller untergeordneten Ausflüſſe derſelben. An die Stelle von denkenden Menſchen traten überall willenloſe, gut abgerichtete Maſchinen, die ſtocken, ſobald der vom eigentlichen Centrum ausgehende Impuls aufhört. Die Kraft im Centrum iſt unſtreitig größer, viel größer als die, die jeder Einzelne allein aufbieten könnte; aber ſie iſt tauſendfach kleiner, als die aller, zu abhängigen Maſchinen gewordenen, einer außer ihnen liegenden Kraft gehorchenden Menſchen vereinigt ſein würde, wenn ſie ſelbſtſtändig zu einem gemeinſamen Zwecke thätig werden könnten. Es iſt ein radikaler Irrthum, wenn man vielfach behauptet, daß

Frankreich durch ſeine Centraliſation ſtärker geworden ſei, wie es ein Irrthum iſt, wenn man glaubt, daß große Fabriken die Maſſe des Volks bereichern. Nirgends iſt das Elend größer als in Fabrikländern, und nirgends das Volk ſchwächer, als in einem Lande, wo die ganze Staatskraft maſchinenartig in einem einzigen Rade vereinigt iſt. Paris iſt Frankreich, das iſt wahr, und am wahrſten in Beziehung auf die franzöſiſche Nationalkraft, auf die geiſtige und materielle Nationalthätigkeit, und die Folge iſt eben, daß Frankreich nichts mehr iſt, ſobald man Paris abrechnet. Wenn morgen ein Erdbeben Paris und alle Pariſer zernichtete, ſo würde Frankreich in ſich ſelbſt zerfallen. — Dieſe Centraliſation hat erſt 50 Jahre gedauert; könnte ſie ein Paar hundert Jahre dauern, ſo würde Frankreich auf den erſten Anſtoß aus dem Buche der Geſchichte verſchwinden, wie das Weltreich China von einer Handvoll rüſtiger Barbaren erobert werden konnte.

Das deutſche Sprüchwort gibt uns eine andere Definition von der Weisheit:

Weiſ' iſt der und wohlgelehrt,
Der alle Dinge zum Beſten kehrt.

Der Sinn dieſes Spruches iſt ein doppelter. Einmal kann derſelbe bedeuten, daß der ein Weiſer ſei, der die äußern Ereigniſſe leite und lenke, und Alles ſo zu wenden wiſſe, daß ſie zum Beſten der Welt ausſchlagen; dann aber auch, daß der Weiſe dieſen Ereigniſſen, wenn ſie ihn ſelbſt näher berühren, und auch noch ſo unglücklich auf den erſten Augenblick erſcheinen mögen, eine glückliche Seite abzugewinnen, und ſie zum Beſten zu kehren ſuchen und wiſſen wird. Und gerade in dieſem Doppelſinn, in dieſer zweifachen, aktiven und paſſiven, handelnden und ſich fügenden Bedeutung würde das Sprüchwort eine ziemlich umfaſſende Definition der Weisheit geben; jener Weisheit, die ſich Mühe gibt, ſich regt und ſchafft, um Alles zum Beſten zu lenken, und die dann, wenn ihr Mühen nicht das Ziel, das ſie ſich geſteckt, zu erreichen im Stande, ſich mit Ruhe in ihr Geſchick ergibt und ſelbſt das Unglück zwingt, ihr zu einem Glücke zu werden, indem ſie ihm die glücklichſte Seite abzugewinnen weiß. — Daß aber das deutſche Volk ſie in dieſem Doppelſinne auffaßt, bekunden andere Sprüche. Der Spruch: „Weisheit iſt des Lebens Auge,“ zeigt ſie als die Alles beobachtende, Alles durchſchauende Weltordnerin, und „der Weiſe trägt ſein Glück bei ſich;“ oder: „der Weiſe iſt allein reich,“ als jene

ruhige Ergebenheit in das Geſchick, die in der Beſcheidenheit ihrer Anſprüche überall einen unerſchöpflichen Schatz wahren Reichthums findet.

Wie die franzöſiſche Weisheit iſt dann auch die deutſche ſchweigſam, denn „der Weiſe hat ſeinen Mund im Herzen.“ — „Kurze Rede, gute Rede.“ — „Sage nicht Alles, was du weißt.“ — „Fromm und ſtill.“ — „Rede wenig, höre viel.“ — Nur genügt das Schweigen nicht, wie ſchon das Fromm und Still beweiſt; überdies aber ſteht geſchrieben: „Nichts ſieht einem geſcheidten Mann ähnlicher, als ein Narr, der das Maul hält;“ ſomit gehört ein Weiteres dazu, das den ſchweigſamen Narren vom geſcheidten Mann unterſcheidet.

Die Weisheit des deutſchen Sprüchworts iſt, wo es nötbig iſt, ebenſo vorſichtig wie die des franzöſiſchen, denn: „Was in des Weiſen Gedanken, das iſt in des Narren Munde.“ — Ja die Deutſchen ſagen ſogar: „Weiſe ſein iſt nicht alleweg gut;“ denn ſie haben aus Erfahrung gelernt, wie gefährlich es iſt, unter Thoren allein geſcheit ſein zu wollen; und da es der Thoren nicht gerade wenige in dieſer Welt gibt, da ſie das große Wort und Regiment führen, ſo iſt es ganz klug, wenn der Weiſe ſich eine Art Laufpaß von der Thorheit ausſtellen läßt und nach dem Sprüchlein handelt, das da heißt: „Bei Weisheit muß eine Thorheit ſein.“

Die Weisheit des deutſchen und die des franzöſiſchen Sprüchworts ſtehen ſich ziemlich ſcharf gegenüber und zeigen gleich von vorn herein Gegenſätze, die wirklich in dem Charakter beider Völker begründet ſind. Der Franzoſe betrachtet das Leben vielfach von der rein praktiſchen Seite; die Weisheit, sagesse, iſt ihm eine Art Klugheitsregel, und wo ſie mehr, wo ſie zu einer philoſophiſchen Anſicht des Lebens wird, charakteriſirt er ſie als den Zweifel. Von dieſer zweifelnden Weisheit aber iſt in dem deutſchen Sprüchworte keine Spur zu finden, wie denn auch wirklich der Charakter des Deutſchen derſelben im Allgemeinen widerſpricht. Der Scepticismus hat nie in Deutſchland feſten Fuß gefaßt, und wo er als philoſophiſche Lehre in Deutſchland auftritt, iſt er eine ausländiſche Pflanze, die nur kümmerlich in dem fremden Boden fortkrüppelt. Alle in Deutſchland ſelbſt gezeugten philoſophiſchen Lehren haben einen poſitiven Grund, ſind glaubig in ihrer Art, bauen und ſchaffen und bilden ſich eine neue, wenn auch nur in der Phantaſie der Baumeiſter beſtehende Welt. Es hat dieſe Art zu vielem, oft dem kraſſeſten Unſinn geführt, aber dieſer Unſinn ſelbſt iſt dem negativen

Digitized by Google

Reſultate des Zweifels gegenüber immer noch ein Gewinn; denn wer an den Unſinn glaubt, ſieht nur verkehrt, wer aber zweifelnd allen Glauben umſtößt, iſt mit Blindheit geſchlagen; jener kann zur Einſicht kommen, dieſer iſt nur durch eine gefährliche Radikalcur zu retten oder für alle Ewigkeit verloren. Wo aber in Deutſchland ein hoher Geiſt, wie Kant, wie Fichte, wie Hegel ſelbſtſtändig ſchaffend dem Höchſten nachſtrebte, da ſchoß das Licht in hellen Sonnenſtrahlen hervor, da erſtand der Welt ein neuer Verſöhner.

An die Stelle des Zweifels, der sagesse, tritt in Deutſchland die ruhige Ergebenheit des Weiſen, der ſelbſt das Unglück zwingt, ihm zum Glücke zu werden, indem er „alle Dinge zum Beſten kehrt.“ Der Franzoſe empört ſich gegen das Unglück, ſtürmt wie ein Titane gegen den Beſchluß der Götter an und bezweifelt die Götter ſelbſt, weil ſie es wagen, ihm in ſeinen Handlungen und Beſtrebungen mitunter feindlich entgegenzuſtehen. Es erſcheint dies großartig, gewaltig und Ehrfurcht gebietend, wie verkehrt es auch iſt. Der Deutſche, ſich ruhig in ſein Geſchick ergegebend, erſcheint uns weniger poetiſch groß, aber dafür hat er dann auch den Erſatz, daß er ſich nicht unter dem Schutte des im wilden Kampfe eingeriſſenen Tempels begräbt. Er läßt die Götter walten, beugt ſich vor dem Unvermeidlichen, dem Unausweichlichen, und hebt ſich wieder, ſobald der Sturm vorüber. Ja, das iſt der Unterſchied: im Stürmen, im Weltkampfe, in Empörung gegen jeden Widerſtand iſt der Franzoſe groß und Anerkennung ertrotzend, der Deutſche aber iſt groß in Thaten des Friedens, gewaltig durch Beſtändigkeit, ſtark durch gleichmäßigen Gebrauch ſeiner Kraft, ſiegreich durch die Art, wie er ſich ſelbſt beſiegt, und unterliegend ſich ſtets wieder erhebt, und dort von Neuem beginnt, wo ihn das Geſchick zwang, einen Augenblick ſtille zu ſtehen.

Wenn der Weiſe in Frankreich zweifelt — an Gott, an der Wahrheit, an der Menſchheit — ſo gibt es doch für ihn und überhaupt für's Volk im Allgemeinen Etwas, das über allem Zweifel ſteht, und das iſt: „er ſelbſt.“ Er kann Gott leugnen, ſeine Ohnmacht behaupten; aber von ſich ſelbſt ſagt er: „*vouloir est pouvoir.*“ Mit dieſem Sprüchlein riß er den Thron ſeiner Könige um, ſchlug er alle Heere Europas, drang bis in die Wüſten Rußlands vor und lernte erſt hier einſehen, daß

Digitized by Google

es noch etwas über ſeinem Willen gebe, und nannte dies einen Zufall, Schnee und Hunger. — Nach jenem Spruche ſcheint es für den Franzoſen keine Unmöglichkeit zu geben. Und wenn er auch mitunter ſagt: „à l'impossible nul n'est tenu“, ſo verſteht er darunter doch eigentlich nur, was er nicht will, und es iſt ihm ſelten mit dem impossible ſo recht Ernſt. Er will nur zum Unmöglichen nicht gezwungen ſein; wollte er es aber einmal recht, ſo hielte er's auch für möglich.

In dieſem einzigen Spruche aber liegt die Urſache der Größe Frankreichs und ſeines vorherrſchenden Einfluſſes in der neuern Zeit. Wahrlich, es gibt kein Unternehmen, was Leuten, die ſo wie die Franzoſen an ihre eigene Allmacht glauben, zu groß erſcheinen könnte, Leuten, die ſo kecken Muthes das Höchſte wagen und dann das Unglaubliche vollbringen. Aber gerade in dieſem Spruche ſelbſt liegt dann auch wieder die Urſache angedeutet, warum ſie, ſobald ſie einmal auf das Unmögliche — das leider für Frankreich, trotz jenes Sprüchleins, möglich iſt — geſtoßen, um ſo unrettbarer verloren ſind. Das Spiel: vouloir est pouvoir iſt ein gewagtes; Alles ſteht bei demſelben auf einem Wurfe, und mißlingt dieſer Wurf nur einmal, ſo iſt der Spieler verloren. Ich kannte als Knabe einen Invaliden, der mir oft von ſeinen Heldenthaten erzählte. Als er in den Krieg mußte, gab ihm eine alte Frau in ſeinem Dorfe, die man für eine Hexe hielt, ein Heiligenbild und verſicherte ihn, daß ihn daſſelbe unverwundbar mache. Fünf Schlachten focht er mit, ohne geritzt zu werden, und galt bald bei ſeinen Obern für einen der tapferſten Soldaten und wurde oft zu den gefährlichſten Handſtreichen gebraucht. Mit Freuden ging er in's Feuer, war er doch kugelfeſt. In einem Scharmützel erhielt er endlich eine leichte Wunde am Beine. Der Zauber war gebrochen, und er geſtand oft unverholen, daß er trotz der Narbe noch recht rüſtig ſei, ganz gut Gewehr und Waffen führen könne, nur keine ſonderliche Luſt mehr verſpüre, ſein Heiligenbild auf eine weitere Probe zu ſtellen. — Bei der Art, wie die Franzoſen ſagen: vouloir est pouvoir, fiel mir ſtets mein alter Schnurrbart ein. Ja, dieſer Glaube, daß ſie können, was ſie wollen, iſt derſelbe, wie der meines Invaliden, der ſich für kugelfeſt hielt. So lange er nicht an ſeinem Zauber zweifelte, war er der tapferſte Degen des Regiments, ſobald er zweifelte, ein gewöhnlicher Soldat, ja ein ſchlechter, der die erſte Gelegenheit benutzte, ſich in Sicherheit zu bringen. Und ſo auch mit dem Glauben der Franzoſen an ihre Allmacht. So lange derſelbe beſteht,

ſind ſie unwiderſtehlich, iſt ihnen keine Gefahr zu groß, kein Unternehmen zu gewagt. Aber von dem Augenblick an, wo der Zauber gebrochen, wo der Glaube allgemein und durch unwiderlegliche Ereigniſſe zerſtört iſt, tritt die entgegengeſetzte Wirkung ein und der Held flieht wie ein geſcheuchtes Reh. Kein Heer der Welt hat größere Thaten aufzuweiſen als das franzöſiſche, aber auch keines kennt in dem Umfange, wie das franzöſiſche, das, was man dort la terreur panique nennt, wofür die deutſche Sprache nicht einmal ein Wort hat. Der Geiſt, der die franzöſiſchen Heere bis an's Ende der civiliſirten Welt führte, war der Glaube an ihre unbeſiegbare Allmacht, an ihr vouloir est pouvoir. Wie dieſer Glaube zerſtört war, hörte auch die Kraft auf; wo er nur ſchwankte, ſtellte ſich ſein Geſpenſt, ſein geiſterhafter Schatten, der paniſche Schrecken ein, der die Reihen auflöſte, und die tapfern Soldaten, die eben noch die Welt ſtürmen wollten, vor einem Schreckbilde dahintrieb. Fluchten, wie die von Moskau bis an die Elbe, von der Elbe bis hinter den Rhein, von Waterloo bis hinter Paris, wo ein einziger Hurrahruf, ein paar Koſacken Tauſende auseinanderſprengten, hat nur das Heer aufzuweiſen, das da ſagt: vouloir est pouvoir. Es iſt, als ob der Gott, den dies Wort läſtert, oft lächelnd den an der Unmöglichkeit zweifelnden Helden eine kleine Lehre geben wollte, und ſie dann, wie der Wind den Staub, vor ſeinem Athem hertriebe. Er ſchickt ein furchtbares Phantom unter ſie, das ſie mit ſeinem Flammenſchwerte zurückſchlägt und in die Flucht jagt.

Der Deutſche iſt beſcheidener, er ſagt: „Der Wille iſt's, der Alles thut;“ aber deßwegen glaubt er nicht, daß wollen können ſei, daß der Wille Alles könne, ſondern nur: „Guter Will thut viel“ und: „Wille iſt des Werkes Seele.“

Der Gegenſatz iſt ſcharf genug. Dort der Glaube, Alles zu können, was man wolle, hier das Eingeſtändniß, daß es noch etwas Höheres als den Willen gebe. Deßwegen denn auch in Deutſchland lange nicht dieſelbe Keckheit der That, wie in Frankreich, von der andern Seite aber auch ebenſowenig das raſche Umſchlagen vom unbegrenzten Selbſtvertrauen zur unbegrenzten Vertrauungsloſigkeit, von der höchſten Keckheit zum paniſchen Schrecken. Der Deutſche weiß, daß er nicht Alles kann, was er will, und deßwegen bricht ſich ſeine Kraft nicht, wenn er auf eine Weile dem ihm entgegenſtehenden Widerſtande unterliegt. Wir werden noch oft

Digitized by Google

auf dieſe Eigenſchaft zurückkommen und ſehen, wie der Deutſche, ſelbſt beſiegt, ſich nicht für verloren hält, wie er getroſten Muthes ſich wieder von Neuem erhebt und mit dem Vertrauen: „Guter Will thut viel!“ wieder von vorne anfängt. Daß er den paniſchen Schrecken nicht kennt, daß davon in ſeinen Kriegen kaum eine Spur vorkommt, dafür iſt die Geſchichte ein Beweis. Ob aber ſtets alle Deutſchen die Seele des Werkes, den Willen, in dem Grade beſitzen, wie man es von einem Manne fordern darf, iſt die Frage, und ſollte man dem Sprüchworte glauben, ſo gibt es in Deutſchland auch Elende, von denen es heißt: „Der Wille thut's, ſagt jener, und küßt den Flegel.“

Es liegt in dieſem Spruche mehr als ein humoriſtiſcher Hohn; denn er enthält eine Wahrheit, die zugleich ihre troſtloſe und ihre troſtreiche Seite hat. Troſtlos iſt es, daß es überhaupt Leute gibt, die ſich dazu zwingen oder bereitwillig finden laſſen, den hingehaltenen Flegel zu küſſen, und um ſo troſtloſer, je öfter dies der Fall. Dann aber liegt auch in der Art, wie ſie hiebei zu Werke gehen, wieder ein Erſatz. Sie bleiben ſich bewußt, daß es doch ein Flegel iſt, den ſie küſſen, und ihn küſſend, ſagen ſie: „Der Wille iſt's, der's thut.“

Chriſtus ſagte zu den Sklaven: „Seid freiwillig Sklaven“, und in dieſem freiwillig lag ihre moraliſche Emanzipation; denn was ich aus eigenem Antriebe, freien Willens bin, hört auf, für mich ein Zwangszuſtand, eine moraliſche Sklaverei zu ſein. Und dieſelbe Bedeutung hat jener Spruch. Auch er erlaubt eine moraliſche Freiheit bei äußerem Zwange. Und ich müßte mich täuſchen, wenn darin nicht der ſchlagende Unterſchied aller derjenigen läge, die in Deutſchland und in Frankreich den Flegel küſſen. In Deutſchland gab und giebt es tyranniſche Regierungen, Flegel zu küſſen aller Art, und die Unterthanen und Beamten beugten und beugen ſich oft genug unter das Joch. Das iſt an und für ſich ſchnöde genug; doch der Gedanke bleibt frei, entwickelt ſich ſelbſt in dem unterthänigſten Unterthanen und Beamten auf eine natürliche Weiſe. Der Grundſatz, die Idee wird gerettet, und tritt dann bald wieder lebendig und thatkräftig hervor. In Frankreich aber ſind alle Beamten einer tyranniſchen Regierung, welcher Art ſie auch ſein mochte, ſtets zu moraliſchen Sklaven derſelben geworden, wie denn die Anhänger des Kaiſerthums und der Reſtauration noch heute dafür ein ſchlagender Beweis ſind. In ihrem Eifer verlernten ſie, daß es ein Flegel war, den ſie küſ-

Digitized by Google

ten, und machten daraus eine heilige Reliquie, ein Götzenbild. Die Abgötterei eines Ludwig XIV., eines Napoleon, theilweiſe — wie von den Herren Perſil, Fulchiron, Bugeaud — eines Louis Philipp hat kaum ein Gegenſtück in der Geſchichte Deutſchlands, und gerade in Folge der freiwilligen Dienſtbarkeit, die ſich zwar zum Dienſte herabläßt, aber nicht moraliſch ſich ſelbſt aufgibt, ſondern ſtets ſich bewußt bleibt, und es mit echt deutſchem Humor ausſpricht, daß der Wille, und nur der Wille, nicht die höhere Pflicht es iſt, die den Flegel zu küſſen zwingt, — gerade dadurch wurde der Gedanke gerettet, und blieb der Diener frei genug, um ſelbſt als Diener zum Fortpflanzer eines andern, eines höhern Grundſatzes zu werden.

Die deutſche und franzöſiſche Art zu handeln tritt in dieſen Gegenſätzen klar genug hervor. Noch klarer wird ſie durch das deutſche Sprüchwort: „Wo kein Rath, iſt keine That", für das der Franzoſe nichts Entſprechendes hat. Und wirklich, für den, der nur zu wollen braucht, um auch zu können, oder beſſer, der ſich einbildet, daß wollen auch können heiße, iſt es überflüſſig, die That lange vorher zu berathen. Ueberall ſieht man den Franzoſen in ſeiner Geſchichte ſich von Zeit zu Zeit augenblicklich erheben und raſch das Höchſte vollbringen. Das Beiſpiel der Julirevolution iſt das ſchlagendſte in dieſer Art; drei Tage genügten, um die Welt in ihren Angeln zu erſchüttern. An eine vorhergehende, nothwendige Berathung dachte dabei kein Menſch. Ein einziger Ruf: „zu den Waffen!" Eine Parole: „vive la charte!" — das war Alles, um ein Heer, ſo groß als Frankreichs mannbares Alter zahlreich, zu bilden und zur That fortzureißen. Eine Folge dieſer Art zu handeln iſt dann aber auch, daß, nachdem das materielle Werk vollbracht, meiſt der Geiſt dem Geſchaffenen fehlt, daß man zerſtörend das Höchſte geleiſtet, und meiſt am Wiederaufbauen ſcheitert. Denn gerade um der That einen beſtimmten, klar gedachten und ausgeſprochenen Zweck, um der materiellen Handlung ein geiſtiges Leben, dem Körper eine Seele zu geben, iſt der Rath, der der That vorhergeht, nothwendig, und ſomit ſelbſt auf Frankreich der Spruch: „Ohne Rath, keine That", anwendbar.

Der Deutſche iſt nicht zu ſo raſcher That, wie der Franzoſe, geſchaffen und berufen. Selbſt als Deutſchland von Napoleon unterdrückt und mißhandelt war, gehörte ein Jahrzehend dazu, ehe es aufſtand, und wohl noch manches Jahr würde es gewährt haben, ehe man zur That

geſchritten, wenn nicht der äußere Anſtoß hinzugekommen wäre. Schon im Kampfe der Germanen gegen Rom zeigt ſich derſelbe Charakter, dieſelbe Verfahrungsweiſe:

„Im Rathe weile,
Zur That eile;“

oder auch:

„Erſt wieg's,
Dann wag's“

ſind die Sprüche, die dieſe Seite des deutſchen Volkscharakters am klarſten hervorheben. Nur ſcheint es oft genug, daß der Deutſche auch gar zu lange ausharre und weile, bis er zur That greift. Die franzöſiſche Redensart: „il ne perdra rien pour attendre,“ in der eine Art Drohung gegen den, auf den ſie zielt, aber kein allgemeiner guter Rath, nicht zu raſch zu handeln, liegt, mag dann auch öfter auf deutſche als auf franzöſiſche Art anwendbar ſein, wie denn die Römer, ſo wenig als in der neueſten Zeit die Franzoſen, viel dadurch gewannen, daß die Deutſchen mehr im Rathe weilten, als eigentlich billig, recht und nothwendig.

Mir ſcheint es, daß in dieſer Verſchiedenheit der Denkungsart und Handlungsweiſe überhaupt der wechſelſeitige Beruf beider Völker, das Verhältniß, in dem eines zu dem andern ſteht, die Stellung, die ſie in dem großen Werke der Geſchichte einnehmen und einnehmen müſſen, klar genug hervortreten. Die raſche, kecke Art des Franzoſen, die ſie glauben läßt, daß vouloir auch pouvoir ſei, macht ſie geeignet, auf Augenblicke das Höchſte, das faſt Uebermenſchliche zu erreichen. Nichts widerſteht ihnen in ſolchen Momenten; tauſendjährige Inſtitutionen ſtürzen vor ihnen zuſammen, unbeſiegte Völker weichen vor ihnen zurück. Aber nur Momente dauert dieſer unwiderſtehliche Aufſchwung, und dann tritt eine Ruhe, eine Thatloſigkeit ein, die zweifeln läßt, ob wir demſelben Volke gegenüber ſtehen. In Deutſchland ſind ſolche Momente eines unwiderſtehlichen Aufſchwungs ſeltener, hier gehen Rath und That Hand in Hand, und anſtatt jenes raſchen Sprunges des Franzoſen, der in einem Satze die Grenzen des Raums und der Zeit zu überfliegen im Stande ſcheint, ſehen wir hier ruhiges Fortſchreiten, ſelten ein geiſtiges Stilleſtehen, nie jene moraliſche Umwandlung, die in Frankreich mit jedem Jahrzehend ſtattfindet. Das raſche, kecke Frankreich iſt der Plänkler, das Vorpoſtenheer der Geſellſchaft und hat den Beruf, bald hier-, bald dorthin einen Ausfall zu machen, um das Terrain zu ſondiren, um den Feind zu re-

recognosciren und zu ſehen, ob der Weg ſicher oder nicht. Das ruhige, ernſte, Rath und That verbindende Deutſchland gehört zum Hauptheere, iſt deſſen Centrum, rückt langſam und ſicher nach und entſcheidet am Ende die Schlacht. So ſprachen die Germanen das letzte Wort in dem Kampfe zwiſchen Rom und der Welt, zwiſchen Sarazenenthum und Chriſtenthum, zwiſchen den Slaven und Europa, zwiſchen der Herrſchaft des Papſtes und der Emancipation des Gedankens, zwiſchen Napoleons Weltmonarchie und Europas Selbſtſtändigkeit. Und überall war es jene ruhige, ernſte, proſaiſche — wenn man ſo will — Handlungsart der Germanen, die zuletzt den Feind beſiegte. Jahrhunderte dauerte der Kampf gegen Rom, Jahrhunderte ſtrebte Deutſchland gegen das Slaventhum an, rang ihm Scholle um Scholle ab, und drang ihm, als endlich der Kampf aufhörte, ſelbſt auf friedlichem Wege ſeine Inſtitutionen und vielfach ſeine Gebräuche und Gewohnheiten auf. Jahrhunderte hindurch proteſtirte die Welt gegen den Papſt, bis endlich Deutſchland ſeine Dreikrone zerbrach und Schritt für Schritt ein neues Jahrhundert hindurch, wie einſt den Slaven, ihm Scholle um Scholle abrang.

Und Frankreich war faſt überall in dieſen Weltkämpfen das Vorpoſtenheer der Germanen. Gegen Rom focht vor uns Gallien und nutzte deſſen Kraft halbwegs ab, gegen die Araber ſtand zuerſt das ſüdliche Frankreich im Kampfe, und gegen den Papſt proteſtirte zuerſt die galliſche Kirche. In der neueſten Zeit hat Frankreich ebenfalls ſeine Vorpoſtenrolle übernommen. Es ſtürmte zuerſt gegen die Mißbräuche des Mittelalters an; es drang zuerſt auf Rußland ein; es wurde wieder der Plänkler der Welt und recognoscirte das geiſtige Feldlager der Feinde der Zukunft Europas, der Reſte des römiſchen, der jungen Sproßen des ſlaviſchen Abſolutismus. Und Deutſchland wird abermals berufen ſein, den Kampf, den ſein kecker, tapferer Vorläufer begonnen hat, zur Entſcheidung zu bringen. Beider Beruf iſt ſchön; jenes hat die Poeſie, dieſes die Proſa des geiſtigen Kampfes, der That, zum Erbe erhalten, und deßwegen eilt jenes, ſich ſelbſt vergeſſend, auf Flügeln vorwärts, während dieſes ruhig und beſonnen ſeinem Ziele Schritt für Schritt näher tritt. Wenn aber Frankreich die Poeſie der That, Deutſchland die Proſa derſelben erhalten hat, ſo ſöhnte das Geſchick die ungleiche Vertheilung wieder dadurch aus, daß Deutſchland die Poeſie und Frankreich die Proſa des Gedankens zu Theil wurden.

Digitized by Google

Gerade im Sinne dieſes Berufs, als Avantgarde der Menſchheit, iſt auch der Franzoſe ein ſtets bereiter Neuerer. Er ſagt: „Au nouveau tout est beau.“ Und ſo iſt ganz natürlich, daß er von Zeit zu Zeit das Neue verſucht, um ſich des Genuſſes des Schönen, das für ihn in der Neuheit ſelbſt liegt, zu erfreuen. Der Deutſche im Gegentheil kennt die Eitelkeit des Neuen, er weiß, daß es bald wieder alt wird, mit einem Worte, er ſagt: „All Ding iſt nur ein Weile ſchön“; und ſo iſt es denn eben ſo natürlich, daß er ſich in dieſem Bewußtſeyn weniger Mühe gibt, als der Franzoſe, das Alte gegen das Neue einzutauſchen, ja, daß er ruhig ſagen kann: „Prüfe das Neue und das Alte, und das Beſte behalte.“ Der Franzoſe dagegen ſcheint ſich auf dieſe Prüfung nicht einzulaſſen; er greift um des Neuen willen zum Neuen, und daher kommt es denn, daß er oft genug erſt, wenn er das Alte aufgegeben, einſieht, was er verloren:

bien perdu
bien connu.

Um ſeinem Berufe als Avantgarde der europäiſchen Civiliſation nachzukommen, um das Terrain in der Zukunft zu ſondiren, den Feind zu recognosciren, iſt es eben nothwendig, daß der Franzoſe, rechts und links ausgreifend, bald hier, bald dort neue Verſuche macht. Und gerade ſo iſt es der Beruf des Centrums, des ruhig nachrückenden Hauptheeres, daß es nicht, wie jene, ſich von dem erſten Eindrucke hinreißen laſſe, daß es bedachtſam, an Alles den Prüfſtein einer kälteren Beſonnenheit anlegend, erſt dann zur Handlung ſchreite, wenn es über die Nothwendigkeit und den Nutzen derſelben ſich ſelbſt klar geworden; daß es erſt dann das Neue annehme, wenn es ſich durch die Prüfung ermittelt, daß das Neue auch das Beſte ſei.

Die etwas unbedachte Neuerungsluſt der Avantgarde läßt aber natürlich die Franzoſen manchen vergeblichen und verkehrten Verſuch machen. Doch das ſtört ſie wenig; heitern Sinnes vergeſſen ſie heute ſchon, daß ſie ſich erſt geſtern arg verrechnet. Ja, mag es ihnen augenblicklich auch noch ſo ſchlimm gehen, ſie tröſten ſich bald, denn à quelque chose malheur est bon.

Auch der Deutſche hat ein ähnliches Sprüchwort, das da heißt: „Nichts iſt ſo ſchlimm, es iſt zu Etwas gut.“ — Aber ich glaube, daß der Franzoſe weniger aus dem Unglück den größtmöglichen Nutzen zu

Digitized by Google

ziehen ſucht, als daß er ſich mit der Hoffnung tröſtet, durch das Unglück ſelbſt gezwungen zu werden, um ſo raſcher zu etwas Anderem, zu etwas Neuem zu greifen. Dann wenn ihn die Neuerungsluſt ſelbſt in die ſchlimmſte Lage gebracht hat, ſo geht ihm dies nur halb zu Herzen, und er tröſtet ſich ſogar mit der Hoffnung, die ihm das Sprüchlein: „à force de mal tout va bien“ einflößt, für das der Deutſche kein correſpondirendes Sprüchwort hat und keines brauchen könnte, da ſein praktiſcher Ernſt ihm ſagt, daß das Unglück ein Unglück, nicht mehr und nicht weniger iſt.

Wenn man ſich ſo über das Weſen beider Völker klar geworden, wird man beiden Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und nur wer Alles nach dem Maßſtabe ſeiner Hauselle mißt, wird dem einen Volke es zum Vorwurf machen, daß es nicht wie das andere denkt und handelt. Beide ſind zur Weltordnung nothwendig, und wenn Frankreich wie Deutſchland handelte, oder Deutſchland wie Frankreich, ſo würde die europäiſche Civiliſation, die in beiden ihre feſteſte Stütze, nahe verwandte Vertreter hat, mit dem nächſten Sturme zuſammenbrechen, durch die kecke Art der Franzoſen ſich das Haupt an dem nächſten Felſen einrennen, durch die bedächtige Art der Deutſchen in Nichtsthun ihre letzte Kraft einbüßen. Nur Hand in Hand, das eine auf das andere fußend, ſich beiderſeitig vervollkommnend, werden ſie das Ziel erreichen. — Daß man dies in Deutſchland und in Frankreich begreifen lernen und nie vergeſſen möchte!

III. Allgemeine Klugheitsregeln.

„Strecke dich nach deiner Decke!“ iſt in Deutſchland eine Klugheitsregel, die franzöſiſche Ueberſetzung dieſes Sprüchwortes: „comme on fait son lit, on s'y couche,“ dagegen eine allgemeine Wahrheit; jenes eine Lehre, dieſes eine Erfahrung. Der Unterſchied iſt bedeutend und charakteriſtiſch. Der Franzoſe weiß ſehr gut, daß man ſtets gezwungen iſt, ſich nach ſeiner Decke zu ſtrecken; aber es ſcheint ihm deßwegen nicht gerade nöthig, daraus eine Verhaltungsregel zu machen, und es widerfährt ihm oft genug, daß er die Wahrheit, den Erfahrungsſpruch vergißt und etwas über die Schnur haut. Wenigſtens in der Regel weiß ſich der Deutſche beſſer nach ſeiner Decke zu ſtrecken, ſich zu fügen und zu

ſchicken, als dies beim Franzoſen der Fall iſt. Wie im öffentlichen Leben, ſo behalten auch im Privatleben beide Völker ihren gegenſeitigen Charakter. Der Franzoſe bleibt in ſeinem Comptoir, ſeiner Werkſtatt und, was man auch in der neueſten Zeit den armen Epiciers zur Laſt gelegt haben mag, ſelbſt in der Boutike derſelbe kecke, raſch handelnde, das Neue, Brillante ſuchende Weltſtürmer; während der Deutſche hier ſo ruhig, ernſt und ſtille fortſchreitend iſt, wie auf der großen Weltbühne. Er ſagt deßwegen: „Lebe, wie du Ernte haſt," und denkt gar nicht daran, daß es ihm je einfallen könnte, „de manger son blé en herbes;" denn das Sprüchwort fand es nicht für nöthig, ihn vor dieſer Handlungsweiſe zu warnen, wie die Weisheit auf der Straße dies in Frankreich nicht vergeſſen zu dürfen glaubte. Der Deutſche weiß, daß er nicht weiter ausgreifen darf, als ſeine Mittel erlauben:

„Willſt du den Bau nicht weinen,
Baue nur mit eignen Steinen."

Der Franzoſe würde ſich durch ein ſolches Sprüchwortgeſetz auf Schritt und Tritt eingeengt glauben. Er eilt auch hier mit Ungeſtüm vorwärts, ſpornt ſeine Kräfte auf's Höchſte an, erreicht oft das kaum Erreichbare, aber ſieht noch öfter den halbfertigen Bau zuſammenſtürzen. Dies aber hindert ihn dann meiſt nicht, ſich nach dem erſten Schrecken allgemach wieder zu erholen und wieder auf dieſelbe Weiſe an einer andern Stelle einen neuen Bau zu beginnen.

Der leicht befriedigte Deutſche ſagt:

„Beſſer Ichts (Etwas)
Denn gar Nichts."

oder auch:

„Iſt's nicht viel, ſo iſt's doch ichts,
Bewahr dich Gott für gar Nichts."

Der Franzoſe aber antwortet: „Rien ou bien!" Hier wie in der Politik, wie im öffentlichen Leben, ſetzt er Alles gegen Alles, und hört nicht auf, bis er das Letzte verloren oder ſein Ziel erreicht hat. Daß aber der Franzoſe in der Regel bei einer ſolchen Art zu handeln nicht dazu geſchaffen iſt, in Tagen, wo man ruhig und langſam fortwirkend dem Ziele entgegenrücken muß, zu einem glücklichen Endreſultate zu gelangen, iſt keinem Zweifel unterworfen. So haben die Franzoſen faſt nie eine friedliche Kolonie geſchaffen, und nur wo ſie Sklaven zu den langweiligen,

Digitized by Google

eine unermüdete Ausdauer fordernden Arbeiten benutzen konnten, entſtanden unter ihnen mehr oder weniger blühende Kolonien. Dagegen ſolche Kolonien, wie die der Deutſchen in den den Slaven abgerungenen öſtlichen Ländern Deutſchlands, wie die in einzelnen Theilen Rußlands und Polens beſtehenden, wie endlich die der germaniſchen Engländer und der Deutſchen in Nordamerika, wo Ausdauer und Opfer endlich die höchſte Blüthe des Landes hervorriefen, haben die Franzoſen nie beſeſſen und werden ſie, ſo lange ſie Franzoſen ſind, nie beſitzen. Wie wahr dieſe Anſicht iſt, beweiſt übrigens ſchon der Umſtand, daß man in Frankreich ziemlich allgemein glaubt, England habe die Sklaverei in ſeinen Kolonien aus keinem andern Grunde aufgehoben, als um die franzöſiſchen Kolonien, die Nachbarinnen der engliſchen, zu vernichten. So ſehr ſind die Franzoſen ſelbſt überzeugt — ſicher ohne ſich über die Urſache klar Rechenſchaft zu geben — daß ihre Kolonien nur mit Sklaven beſtehen können. Endlich aber iſt Frankreich ſelbſt ein Beweis für dieſe Anſicht. Nur im Norden Frankreichs, im Elſaß, Lothringen, der Normandie, und überhaupt, wo mehr germaniſche oder germaniſirte Volksſtämme wohnen, findet man wirklich blühende Länder, eine der Natur abgerungene größere Kultur. Im Süden Frankreichs aber, wo die Franzoſen ſich reiner erhalten haben, ſtößt man bei jedem Tagemarſch auf nackte Ebenen, in denen oft kein Baum die Sonnenhitze mäßigt; und nur da, wo die Natur ganz freiwillig Dienſte leiſtet, findet man auch dort ein blühendes Land. Die Provence, die unter den Griechen und Römern die Kornkammer Italiens war, gleicht heute einem ausgedörrten Brachlande.

„Rien ou bien," ſagt auch der Südländer und begnügt ſich nur zu oft mit dem Rien, wenn das Bien nicht nahe genug liegt, wenn es ſich nicht gleichſam von ſelbſt bietet, im Fluge erhaſcht werden kann, wenn es mit unabläſſiger Sorge und Arbeit erſt errungen werden muß. Doch ich werde darauf wohl noch in's Beſondere zurückkommen, daher hier nur noch von ein Paar andern allgemeinen Klugheitsregeln.

Wir wiſſen, welchen Begriff beide Völker nach ihren Sprüchworten von der Weisheit, der Lebensphiloſophie haben; die allgemeinen Klugheitsregeln ſind dieſem Begriffe angemeſſen. Der Franzoſe ſagt: „Cache ta vie," oder auch: „ta chemise ne sache pas ta guise (pensée)," und dieſe Klugheitsregeln gehen ganz und gar mit jener sagesse, die ſchweigt, wacht und zweifelt, Hand in Hand. Und das Sprüchwort iſt

Digitized by Google

ein Wahrwort, wie ſehr es auch mit den Anſichten, die man meiſt über den Charakter der Franzoſen hat, im Widerſpruche zu ſtehen ſcheint.

In Paris kann man Jahr und Tag mit Jemanden unter demſelben Dache wohnen, ohne auch nur je ein Wort mit ihm geſprochen zu haben; ja man kann alle Tage mit vielen Franzoſen Umgang pflegen, ohne je mit ihnen bis zu einem innigen Verhältniſſe, zum Vertrauen gekommen zu ſein. Der Franzoſe gehört der Geſellſchaft an, er liebt dieſelbe, iſt für ſie geſchaffen; aber er iſt meiſt ein Anderer in ſeinem Hauſe, und die Mehrzahl würde man ſicher kaum wieder erkennen, wenn man, nachdem man ſie einen Abend in Geſellſchaft vor Witz und Laune überſprudeln ſehen, ihnen in ihre Familie folgte und ſie in Schlafrock und Pantoffeln auch hier ungeſtört beobachtete. Solche Gegenſätze zwiſchen dem öffentlichen und dem häuslichen Leben ſind in Frankreich an der Tagesordnung, und ich habe in dieſer Beziehung ſehr viele Erfahrungen gemacht. In den Provinzen iſt das Leben oft noch abgeſchloſſener, und es iſt nicht ſelten, daß der Nachbar ſeinen Nachbar nur durch ein Paar ſogenannte Cancans kennt. Das Sprüchwort iſt daher wahrer als Jemand glaubt, der ſeine Anſichten nur nach dem Aeußern bildet. Der Franzoſe iſt leichtſinnig, offenherzig, vertrauend in Bezug auf Alles, was das äußere Leben anbelangt, in Bezug auf ſein inneres Leben iſt er verſchloſſen, zurückhaltend und geheimthuend und daher heißt es: „Cache ta vie.“

Der Deutſche kennt dieſes Sprüchwort nicht, und er ſagt im Gegentheil: „Wer's Licht ſcheut, hat nichts Gutes im Sinne.“ Offen und redlich kehrt er in der Regel ſein ganzes inneres Weſen heraus und gibt ſich, wie er iſt. Uebrigens würde man Unrecht thun, wenn man das deutſche Srüchwort auf den Franzoſen, der da ſagt: Cache ta vie, anwenden und ihm zutrauen wollte, daß er nichts Gutes im Schilde führe. Es iſt ſicher nicht das Bewußtſeyn oder die Abſicht, Böſes zu thun, die ihn veranlaßt, in der Regel die Thüre ſeiner Wohnſtube hinter ſich zu verſchließen, wenn er den Salon verlaſſen hat. Der Franzoſe gehört der größern Geſellſchaft an, der Deutſche dem engern Kreiſe ſeiner Familie, ſeiner nähern Freunde; jener iſt im Salon, auf der Rednerbühne, auf dem Markte, dieſer in ſeiner Arbeits-, Schlaf- und Kinderſtube zu Hauſe. Und gerade deßwegen iſt es natürlich, daß der Deutſche meiſt das Auge des Beobachters mehr in der Geſellſchaft als in ſeiner Familie, und der Franzoſe im Gegentheile mehr in ſeiner

Familie als in der Geſellſchaft fürchtet. Das natürliche Element des Einen iſt ein anderes als das des Andern, und der eine fühlt ſich behaglich, wo es dem andern nicht geheuer iſt. Urtheile aber Keiner zu raſch und ſage, dieſem oder jenem gebühre der Vorzug; denn wahrlich der, der in Geſellſchaft liebenswürdig iſt, zahlt dem Ganzen einen eben ſo hohen Zoll, wenn nicht einen höheren, als der, der nur zu Hauſe ſeine ſchöne Seite herauszukehren weiß.

Im franzöſiſchen Spüchworte: Cache ta vie, das eigentlich heißen ſollte: Cache ta vie intérieure, liegt aber nichts, was an das deutſche: „Keiner iſt weniger allein, denn allein", rührte. Der Genuß der Einſamkeit iſt nur dem Deutſchen gegeben, ſeine ewig ſchaffende Phantaſie, ſein abgeſchloſſenes, ſich ſelbſt genügendes Weſen läßt ihn die Einſamkeit ſuchen, ſchafft ihm in derſelben eine Art Genuß, von dem der Franzoſe nur ſelten eine Ahnung hat. Der Franzoſe fühlt ſich wohl im Gewühle der Menge und unheimlich, wo er ſich ſelbſt genügen muß. Er kennt in der Regel nur die Langeweile der Einſamkeit, ſelten das erhebende, gottahnende, Geiſt und Seele durchſchauernde Hochgefühl derſelben. Der Deutſche weiß: „Der Einſame iſt entweder ein Engel oder ein Teufel." Aber ich glaube, daß es mehr einſame Engel in Deutſchland und mehr einſame Teufel in Frankreich geben würde, wenn man das Sprüchlein wörtlich nehmen wollte.

Das abgeſchloſſene, ſich ſelbſt genügende Weſen des Deutſchen, das ihn in der Einſamkeit einen hohen Genuß finden läßt, iſt dann aber auch die Urſache, daß oft ſeine Art zu denken und zu handeln eine ausſchließliche, zur Vereinzelung führende Richtung annimmt, wie das Sprüchwort beurkundet: „Wer einen Stein nicht allein heben kann, ſoll ihn auch ſelbander liegen laſſen." Der Franzoſe hat nichts Aehnliches, und der in jenem Spruche enthaltene Gedanke iſt ſeinem ganzen Weſen entgegen. An das geſellſchaftliche Leben gewöhnt, iſt er viel geneigter, gemeinſchaftlich mit Andern zu handeln, als der Deutſche, der eben durch ein abgeſondertes Leben im engern Kreiſe ſeiner Familie nur auf ſich allein vertrauen gelernt hat. Die Individuen ſind in Deutſchland ſtärker gezeichnet als in Frankreich, die Maſſe der Geſellſchaft dagegen in Frankreich viel lebendiger, thätiger und ſchärfer hervortretend als in Deutſchland. Der einzelne Deutſche iſt mehr werth als der einzelne Franzoſe — natürlich hier, wie in Allem, was vorhergeht und folgt, nur

im Großen — dagegen werden zehn Franzoſen leichter zu einem gemeinſchaftlichen Handeln zu bringen ſein, als zehn Deutſche, und ſomit in der Regel zehn Franzoſen, wenn ihnen erſt einmal, was nicht ſchwer, eine gemeinſchaftliche Richtung gegeben iſt, mehr werth ſein, um das Ziel zu erreichen, als ebenſoviele Deutſche. In der Geſchichte beider Völker zeigt ſich das auf Schritt und Tritt. So oft die Franzoſen thätig werden, aktiv auftreten, iſt auch beinahe ſtets ganz Frankreich von derſelben Idee beſeelt, ein Mann denkt und handelt wie der andere, die ganze Nation ſteht für einen Gedanken ein. In Deutſchland iſt dies viel ſeltener der Fall geweſen. Die Selbſtſtändigkeit, die geſchloſſene, ſelbſtbewußte Individualität der Deutſchen bleibt ſtets aufrecht ſtehen und widerſtrebt einem ſolchen allgemeinen Impulſe, bis dieſer allgemeine Impuls zur ſelbſtgefühlten, ſelbſtgedachten, ſelbſtbewußten — lauter Worte, die der Franzoſe nicht zu überſetzen im Stande iſt — Ueberzeugung wird. Daher denn in Frankreich öfter und viel leichter Momente eines allgemeinen Aufſchwunges als in Deutſchland. Wo aber ſolche in der deutſchen Geſchichte vorkommen, ſind auch die Deutſchen unwiderſtehlich. Die alten Germanen, die Proteſtanten, die Kämpfer von 1813 ſind ein Beweis dafür.

Wie ſchön aber auch ſolche Epochen ſind, ſo iſt und bleibt doch das Sprüchwort: „Wer einen Stein nicht allein heben kann, ſoll ihn auch ſelbander liegen laſſen“, und der Geiſt, der es geſchaffen, das größte Unglück für Deutſchland, und jene Glanzepochen ſelbſt ſind dafür nur ein ſchwacher Troſt. Die kräftigſte, thätigſte und ſelbſtſtändigſte Individualität iſt immer nur ein Atom in der Geſellſchaft, ein gebrechliches Rohr, das der Wind knickt, ſobald es allein ſteht. Und ſelbſt die Eiche kann vereinzelt dem Sturm nicht widerſtehen. Die Geſellſchaft iſt aber nur durch ein gewiſſes Aufgeben der Individualität möglich. Die Deutſchen finden, wie wir ſpäter ſehen werden, das Mittel zur Herſtellung der Geſellſchaft in dem Gefühle der Pflicht, aber ihre abgeſchloſſene Individualität verhindert ſie oft ſelbſt in dieſer Richtung zu einem gemeinſchaftlichen Handeln zu kommen. Jenes Sprüchwort iſt völlig antiſocial, ein Unglück, weil es ein Wahrwort iſt, und die ſchönſten Kräfte eines hochbegabten, den Mittelpunkt Europas bildenden Volkes lähmt. Es iſt die Urſache, daß das erſte Volk der Welt Jahrhunderte lang, ſo oft nicht ein Moment gemeinſamen Be-

Digitized by Google

wußtſeins eintrat, von andern Völkern in's Schlepptau genommen werden konnte.

Wenn jenes Sprüchwort den Deutſchen von den Feinden ihrer Freiheit, ihres Anſehens und ihrer Macht eingeflüſtert worden wäre, ſo würde es ſich natürlich genug erklären; denn es legt ſchwere Feſſeln an ihren Fuß und hindert ſie, ungeſtört dem höhern, ihnen geſteckten Ziele entgegen zu ſtreben. Aber leider iſt es zu tief in dem Charakter der Deutſchen begründet, als daß man es für eine eingeflüſterte Lehre ſeiner Feinde erklären könnte, obgleich es deren tapferſter Bundesgenoſſe iſt. Ich wüßte ein anderes Sprüchwort, das retten könnte, und das da heißt: „Sei ein Fuchs unter Füchſen!“ — Aber ich zweifle, daß, wie klar und bündig auch dies kluge Sprüchlein, wie oft der Deutſche es auch im Munde haben mag, er ſonderlich zu der Rolle des Fuchſes geſchaffen iſt. Das Sprüchwort des Franzoſen, das dem deutſchen hier am nächſten kommt, iſt an und für ſich ein Beweis, daß jener bereit iſt, in dieſer Beziehung weiter zu gehen, als der Deutſche; denn er ſagt: „A trompeur, trompeur et demi.“ — Und abermals charakteriſiren dieſe beiden Sprüchworte deutſches und franzöſiſches Weſen ſchlagend. Der Deutſche räth, unter Füchſen ein Fuchs zu ſein, ſtellt ſich mit dem, der ihn betrügen möchte, auf gleiche Stufe, wählt die gleiche Waffe, und zeigt ſich zum Vertheidigungskriege bereit. Der Franzoſe aber begnügt ſich damit nicht, er hütet ſich mit Recht, ſich mit einem Betrüger in einen ehrlichen, gleichen Kampf einzulaſſen, anſtatt rein defenſiv zu Werke zu gehen, verfährt er offenſiv, und ſucht den Betrüger nicht nur abzuwehren, ſondern ſoviel als möglich ſelbſt zu betrügen, nicht Fuchs gegen Fuchs, ſondern trompeur *et demi* gegen einen einfachen trompeur. Der Deutſche erſcheint hier augenſcheinlich im Nachtheile, und wird ſicher oft den Kürzern ziehen; denn, wie geſagt, die Fuchsrolle ſteht ihm ſchlecht an. Es bleibt ihm, ſeinen Feinden, allen Betrügern, die ſich an ihn heranmachen wollen, gegenüber nur ein Nothanker, und der heißt: „Laß dich nicht verblüffen!“ Und deßwegen erhob er dieſen Spruch zu ſeinem eilften Gebot. Es ſei Euer Morgen- und Abendgebet, Euer Amen zu jedem Tiſchſegen. Vergeßt es nicht, das eilfte Gebot: „Laß dich nicht verblüffen.“ Amen.

Digitized by Google

IV. Leichter Sinn. Arbeit. Geduld. Ausdauer. Rüſtigkeit.

„Sorgen vertreibt der Deutſche mit Trinken, der Franzoſe mit Singen, der Spanier mit Weinen, der Italiener mit Schlafen" — ſo ein deutſcher und zugleich italieniſcher Spruch; und wahrlich in Bezug auf die Deutſchen und Franzoſen iſt derſelbe ſchlagend genug. Der Deutſche nimmt ſich die Sache ernſter zu Herzen, er hat nicht den glücklichen, liebenswürdigen Leichtſinn des Franzoſen, mit dem dieſer, die Sorgen in den Wind ſchlagend, ſagt: „Je m'en soucie comme des neiges d'autun" (ante annum), oder auch: „Je m'en moque comme de l'an quarante." Es faßt den Deutſchen gewaltiger, wenn er einmal das Sorgenbrod nagt. So lange als möglich ſucht er ſich die Sorgen aus dem Sinne zu ſchlagen, denn er weiß:

Sorgen macht graue Haare
Und altert ohne Jahre,

oder auch: „Sorge macht eher alt, als reich;" aber das verhindert nicht, daß, wenn er einmal wirklich in Noth und Sorge gekommen, auch ein anderes Sprüchwort für ihn ein Wahrwort iſt, das da heißt:

Sorg und Klage
Wächſt alle Tage.

Ja der Deutſche „ſorgt oft, wie der Hund, der den Mond anbellt", weil er ſich einbildet, daß dieſer in's Haus wolle; er ſchafft ſich Sorgen, die oft gar nicht gegründet ſind, und quält ſich ohne Noth mit einer Zukunft, die ihm ein Geheimniß iſt und bleiben muß. Das Sprüchwort kennt ihn recht wohl und weiß, daß ihm das Sorgen angeboren, und deßwegen räth es ihm nur, ſich vor dem Zuviel zu hüten:

Sorg', doch ſorge nicht zu viel,
Es geſchieht doch, was Gott haben will.

Und in dem Schluſſe dieſes Sprüchleins ſelbſt liegt ein gar wunderlicher, ächt deutſcher Troſt, der eher eine Befürchtung der da kommenden Dinge, ein anticipirtes paſſives Ergeben in dieſelben, als eine leichtſinnige Sorgloſigkeit verräth. Es wird dies nur noch klarer durch den Troſtſpruch: „Leid und Freud, mit fünfzig Jahr iſt alles Eins." Das Grab iſt ja der Friedhof des Deutſchen, und nur hier hofft er dereinſt von ſeinen Sorgen befreit zu werden.

Digitized by Google

Der Franzoſe kennt keine ähnlichen Sprüchworte, er bedarf derſelben nicht; er ſagt: Il faut laisser courir le vent par dessus les toits, und nur in einem beſondern Falle ſpricht er von ſeinen Sorgen, und zwar indem er ſagt: „Le chagrin ne paye pas de dettes.“ Auch der Deutſche hat das Sprüchwort:

Ein Pfund Sorgen
Zahlt kein Loth Borgen.

Aber ich weiß nicht, mir ſcheint es, als ob zu dem deutſchen ein Seufzer, und zu dem franzöſiſchen eine Art Juchhei! gehörte; als ob jenes im Cdur und dieſes im Bmol Tone ausgeſprochen werden müßte; als ob man bei jenem, ein Schnippchen ſchlagend, auf einem Beine herumſpringen könnte, während man bei dieſem, geſenkten Hauptes, wenigſtens die Hände falten, wenn nicht ringen müßte. Jedenfalls ſagt das Sprüchwort auch: „Borgen macht Sorgen.“

Wenn es in Deutſchland Leute gibt, die ſich der Sorgen zu entſchlagen wiſſen, ſo ſind ſie leichten Sinnes; leichtſinnig aber, wie der Franzoſe, iſt der Deutſche nur höchſt ausnahmsweiſe, und dann meiſt auch gewiſſenlos, und ſo der Leichtſinn nur die äußere Seite einer andern Eigenſchaft, der innern Unredlichkeit. Man würde aber höchſt unrecht thun, wenn man den leichtſinnigen Franzoſen nach dem ausnahmsweiſe leichtſinnigen Deutſchen beurtheilen wollte. Der Leichtſinn iſt eine angeborene Seite des franzöſiſchen Charakters, der den Franzoſen nicht verhindert, als Ehrenmann ſeiner Pflicht, ſo weit er dies im Stande iſt, nachzukommen, tüchtig und redlich zu ſein, als Menſch und als Bürger ſich keines innern Unrechts ſchuldig zu machen. Der Leichtſinn in Deutſchland iſt aber nur auf Koſten des ganzen volksthümlichen Charakters möglich, und wer in Deutſchland wirklich leichtſinnig — nicht nur mitunter leichten Sinnes — iſt, muß erſt den Sieg über den angeborenen Ernſt, die tiefe Redlichkeit, das durchgreifende Pflichtgefühl des Volkscharakters davon getragen haben, und ſteht dann an der Schwelle des Verbrechens, über die ihn die nächſte Gelegenheit führen wird. Man hat dies oft in Deutſchland, abſichtlich oder unabſichtlich, überſehen, und den franzöſiſchen Leichtſinn einſeitig vom deutſchen Standpunkte beurtheilt, und ihn dann dem Franzoſen wie eine Art Verbrechen angerechnet, weil man an den deutſchen Leichtſinn dachte, der der Schlechtigkeit und dem Verbrechen nahe genug ſteht. Ich aber ſage euch: Hütet Euch vor einem

Digitized by Google

ſchwerſinnigen Franzoſen, wie vor einem leichtſinnigen Deutſchen, und reichet getroſt dem leichtſinnigen Franzoſen die Hand; denn wo's gilt, wo's wirklich Ernſt iſt, könnt Ihr am Ende gerade ſo gut auf ihn bauen, wie auf den ernſteſten Deutſchen; wenigſtens ſein Leichtſinn allein verhindert ihn nicht daran, mit Rath und That Euch ehrlich und rüſtig zur Seite zu ſtehen, wo ernſte That Noth thut. Der philoſophiſche Richter beurtheilt nicht das äußere Faktum allein, er ſieht auch auf den Geiſt, der es geſchaffen, den Charakter, der zur Handlung angetrieben hat; und erſt durch dieſe wird dann das Unrecht bei dieſem oder jenem Verbrecher mehr oder weniger ſtrafbar, verdient die gute That einen geringern oder größern Lohn.

Die Denkungs- und Handlungsart beider Völker charakteriſirt ſich noch in den beiden folgenden Sprüchwörtern. Der Franzoſe ſagt mitunter: „à demain les affaires," ſchüttelt ſich und lebt eine Stunde des Vergeſſens, einen Abend der leichtſinnigen Sorgenloſigkeit. Das aber iſt dem Deutſchen ein wahres Grauſen, er ſträubt ſich dagegen, denn: „Aufſchub iſt ein Tagedieb." Aber auch hiebei wieder muß man als Richter nicht vergeſſen, die beiden Parteien von ihrem perſönlichen Standpunkte aus zu betrachten. Auch in Frankreich iſt der Aufſchub ein Tagedieb, nur nicht ein gar ſo arger und verbrecheriſcher wie in Deutſchland. Denn der Franzoſe iſt eben im Stande, raſch viel zu thun, während der Deutſche langſamer, aber ſicherer zu Werke geht. Und gerade durch ſeine Raſchheit kann dann der Franzoſe oft am andern Tage wieder einbringen, was ihm der Tagedieb Aufſchub geſtern geſtohlen hat. In Deutſchland wäre dies ſchwerer; daß es übrigens auch in Frankreich nicht immer der Fall, verſteht ſich von ſelbſt.

Nur einen Aufſchub erlaubt das Sprüchwort dem Deutſchen eben ſo gut als dem Franzoſen, und zwar das Aufſchieben eines zu faſſenden Beſchluſſes. Wir wiſſen, daß der Deutſche zur That eilen, im Rathe weilen muß, wenn er dem Geſetze des Sprüchwortes folgen will. Und gerade in demſelben Sinne erlaubt jenes Geſetz, um des Rathes willen, einen Aufſchub; nicht „à demain les affaires," wie der Franzoſe, ſondern nur: „den Rath auf morgen" darf er ſagen, denn: — „Guter Rath kommt über Nacht." — Der Franzoſe iſt damit einverſtanden: „La nuit porte conseil;" — und ſo gehen denn hier beide Völker Hand in Hand; nur wäre es vielleicht zu wünſchen, wenn die Franzoſen öfter dem Sprüch-

Digitized by Google

worte nachkämen, als dies der Fall zu ſein ſcheint, und der Deutſche weniger oft ſelbſt den Beſchluß, den er getroſt heute faſſen könnte, auf morgen verſchöbe. Der Grundſatz iſt bei beiden anerkannt, und nur in der Ausnahme zeigt ſich der Gegenſatz. Die Ausnahme bei dem Franzoſen beſteht darin, daß er oft genug die Nacht nicht abwartet, die einen guten Rath bringen könnte, während bei dem Deutſchen die Nacht, die er getroſt abgewartet, nicht immer Rath und Entſchluß bringt. Was der Eine zu viel hat, hat der Andere zu wenig.

„Patience adoucit les maux, qu'on ne saurait guérir." — Das ſieht auch der Franzoſe ein; der Spruch iſt für ihn eine Erfahrungswahrheit, die er nicht läugnen mag und kann; aber ich zweifle, daß er deßhalb ihn oft anwendet; denn ſein Sprüchwort hat daraus keine Lehre, keine Verhaltungs- oder Klugheitsregel zu machen für nöthig befunden. Die Wahrheit erkennt er an, und damit abgemacht. — Der Deutſche ſagt:

„Die Martyrwoch laß ſtill vergehen,
Der Heiland wird ſchon auferſtehen."

Und wahrlich, ich wüßte kaum ein ſchöneres, ein bezeichnenderes, ein das ganze Weſen des Deutſchen in dieſer Beziehung ſo klar ausſprechendes Sprüchwort als das angeführte. Die Geduld und ihre Folgen ſind für ihn mehr als eine Erfahrung, als eine Wahrheit, die er im Vorbeigehen anerkennt; er ſucht und findet in derſelben eine Lehre, und frommen Sinnes hofft er ſtille und ergeben auf den Tag der Vergeltung, der Wiedergeburt, der Auferſtehung. Man hat dieſe Tugend oft beſpöttelt, und ſie hat leider auch ihre böſe Seite, aber ſie hat in Deutſchland neben manchem Unkraut am Ende doch die ſchönſten Früchte getragen; ſie hat den Deutſchen oft in Noth und Elend aufrecht gehalten, ſie hat ihm geholfen, oft ſelbſt in der unglücklichſten Lage das Höchſte zu leiſten; die Kunſt, die Wiſſenſchaft, die Induſtrie verdanken ihr ihre großartigſten Entdeckungen. Sie war die Urſache, daß kein Sturm die Deutſchen niederwerfen, ſie zu entwurzeln im Stande war, daß ſie aus allem politiſchen und Privatunglück ſtets mit der alten Kraft hervorgingen; und ſie wird ebenfalls die Urſache ſein, daß dereinſt das deutſche Volk wieder in ſeinem ganzen Glanze nach Innen und nach Außen aufzutreten Kraft

genug behalten haben wird. Denn es iſt Wahrwort: — „Der Starke wächſt im Geduldgarten.“ Es dauert lange, ehe der Baum, der in dem Geduldgarten erwächſt, zu ſeiner ganzen Kraft gekommen, denn „gut Ding will Weile haben;“ aber iſt er einmal zum Baum geworden, ſo darf man auch von ihm ſagen: „Geduld iſt ſtärker als Diamant.“ Und wie lange es auch wird, „lange iſt nicht ewig.“ Die Weisheit auf der Straße aber hat in Deutſchland einen ſo hohen Begriff von der Geduld, daß ſie dieſelbe zum Maßſtabe der Mannbarkeit macht und ſagt: „An der Geduld erkennt man den Mann.“ Und wirklich, nur wer dem Unabwendbaren den ausdauernden Ernſt, die Geduld, die nicht unterliegt, ſondern ſich nur beugt, um ſich nach der Märtyrerwoche wieder zu erheben, entgegenzuſetzen weiß, darf ſich mit Recht einen Mann nennen.

Leider aber iſt es auch wahr: „Geduld ladet Gewalt in's Haus.“ Es iſt das nur zu natürlich, denn ſelbſt der Löwe, der mit ſich ſpielen, der ruhig den Eſel walten läßt, iſt am Ende nicht mehr vor dem Fußtritte deſſelben ſicher. Und je länger er ausdauert, deſto toller wird jenes Keckheit, je größer die Geduld, deſto unverſchämter die Anmaßung, bis zuletzt das Maaß überſchritten iſt und dann der im Geduldgarten Erſtarkte den Frevler ſeine Kraft fühlen läßt. Denn es ſteht geſchrieben: „Geduld, zu hoch geſpannt, wird raſend.“ Und das iſt abermals ein Wahrwort. Und der raſend gewordene Löwe iſt dann eben ein Löwe und ſchlägt den Eſel mit ſeinem Schwanze nieder, und zerreißt ihm mit Einem Hiebe ſeiner Tatze den ganzen Leib. Geduld! Geduld! Lange iſt nicht ewig!

Der Franzoſe hat im Allgemeinen weniger Geduld als der Deutſche. Er iſt nicht dazu geſchaffen, lange einen paſſiven Widerſtand zu leiſten, und wenn ihm je das Geſchick nur dieſen übrig ließe, ſo würde er in demſelben untergehen, oder wenigſtens ſeine ganze Eigenthümlichkeit verlieren. Schon zur Zeit der Gallier bewährte ſich dieſe Anſicht in ihrem vollen Umfange. Nie hat ein Volk ſich tapferer gegen den äußern Feind gewehrt, nie ſo oft das kaum aufgelegte Joch abgeſchüttelt, die kaum empfangenen Ketten geſprengt, und Alles an Alles ſetzend, den Kampf der Verzweiflung erneuert. Die Geſchichte hat kaum ein erhebenderes Schauſpiel aufzuweiſen, und das Herz blutet, wenn wir ein ſo edles Streben, ſo großartigen Muth an der kalten Berechnung eines Cäſar, an der herzloſen Taktik eines Römerheeres ſcheitern ſehen. Aber als dieſer

Digitized by Google

Angriffswiderſtand nicht zum Ziele führte, als die kecken Aufſtände einer nach dem andern den Galliern ihre Ohnmacht gezeigt hatten, als ſie an dem Siege verzweifelten, war auch das Geſchick des Volkes entſchieden, ſein Todesurtheil geſprochen. Es verſchwand aus der Geſchichte, denn es war nicht im Garten der Geduld erwachſen, es kannte nicht die unbeſiegbare Kraft des paſſiven Widerſtandes, und deßwegen gingen die Religion, die Sprache, die Sitten und Gebräuche der Gallier unter und fanden nur in ein Paar unerreichbaren Stämmen eine letzte Zuflucht, damit wenigſtens ein Zeuge ihres einſtigen Beſtehens übrig ſei.

Die Germanen aber, hundertmal von den Römern beſiegt, blieben in ihrem ganzen Weſen aufrecht ſtehen. „Geduld! Geduld! Lange iſt nicht ewig!“ Sie ließen die Martyrwoche ſtille vorübergehen und dann erſtand der Heiland. Und dieſer paſſive Widerſtand nutzte Rom ab und ließ den Germanen alle ihre Kraft, ſo daß ſie zuletzt nur um ſo ſtärker wieder hervortreten konnten. Der Gegenſatz in den Kämpfen der Römer gegen die Gallier und die Germanen tritt überall hervor. Jene, ſtets angreifend, ſuchten die Römer auf, und die römiſchen Feldherrn wußten ſehr wohl, daß ſie gewonnenes Spiel hatten, wenn ſie dem erſten Sturme ausweichen und die Gallier eine Zeitlang aufhalten konnten. Die Germanen dagegen zogen ſich oft genug zuerſt vor den Römern zurück, ließen ſie vordringen, ſo weit ſie wollten, und fielen erſt über ſie her, wenn ſie an den Rückweg dachten. So wurde Varus beſiegt und ſein Heer aufgerieben, ſo die Legionen des Germanicus zum Rückzuge gezwungen und halbwegs vernichtet. Bei einzelnen Germanenſtämmen, die ſich vor der Macht der Römer gebeugt hatten, wie die Frieſen, lernten jene dann auch das Sprüchlein: „Geduld, zu hoch geſpannt, wird raſend,“ kennen und fühlten die Todesſtreiche, die die raſend gewordene Geduld des Deutſchen zu führen weiß. Wer aber die unbeſiegbare Widerſtandskraft germaniſchen Weſens ganz begreifen will, der bedenke, daß es inmitten Italiens ſieben unbedeutende Dörfer gibt, deren Urſprung im Dunkel der Zeiten verſchwindet, und die noch heute Deutſch ſprechen, deutſchen Geſetzen gehorchen und in deutſcher Art und Sitte leben; der bedenke, daß das Elſaß ſeit vielen Menſchenleben unter Frankreich ſteht und in ſeinen Bauern und ſelbſt dem Mittelſtande der Städtebewohner im Gefühl und Weſen ſo deutſch iſt, als ob es kein Frankreich in der Welt gäbe. —

Digitized by Google

In der Handlung äußert ſich die Geduld bei beiden Völkern ungefähr auf dieſelbe Weiſe: „Hâtez vous lentement,“ ſagt der Franzoſe, und der Deutſche erwiedert: — „Eile mit Weile.“ — Aber es ſcheint beinahe, als ob es dem Deutſchen mit dieſem Eile! nicht eben ſo ernſt ſei wie dem Franzoſen mit ſeinem *Hâtez* vous; denn oft genug ſagt jener kurzweg: „Langſam und gut.“ — Er ſcheint ſich ſogar in dem Gedanken, ruhig und langſam fortzuſchreiten, oft mehr als nöthig zu gefallen, denn nach ſeinen Sprüchwörtern: „Allgemach kommt auch weit,“ — oder gar: „der hinkende Bote kommt eben ſo weit“ — zu urtheilen, iſt keine Gefahr vorhanden, daß es mit dem Eile! ſo böſe gemeint ſei.

Bei beiden Völkern findet man dann ebenfalls in der Wahrheit auf der Straße die Lehre angedeutet, ſich vor dem zu ſchnelle zu hüten. Der Franzoſe ſagt: „Qui trop se haste, en beau chemin se fourvoye.“ — Die Sprache dieſes Sprüchworts gehört vergangenen Jahrhunderten an, und ſo könnte man denn beinahe befürchten, daß die Franzoſen es vergeſſen haben, daß es nicht mit ihnen fortgeſchritten iſt, daß das Sprüchwort in ſeiner altfränkiſchen Tracht den neumodiſchen Franzoſen allgemach fremd geworden. Böſe iſt es jedenfalls, daß ſie es nicht für nöthig gefunden, es in die Mode der neuern Zeit zu kleiden.

Der Deutſche hat vor der zu großen Eile einen ſolchen Reſpekt, daß er ſelbſt nicht einmal dem Zuviel, ſondern ſchon dem Viel, dem Sehr ein gar böſes Geſchick verkündet und ſagt: „Eile ſehr brach den Hals.“ — Ja, ganz allgemein heißt es bei ihm: „Eile thut nicht gut.“ Er fürchtet den Eilenden, den raſch Handelnden, denn: „Eilen iſt des Rechtes Stiefmutter“ und „der Eilende wird nicht ohne Sünde reich.“ Daß er dabei vor dem Zu ſchnelle, vor Uebereilung ſich ſo viel als möglich hütet, verſteht ſich ganz von ſelbſt, und ſo iſt er in dieſer Beziehung mit dem Franzoſen einverſtanden: „Allzubehende hat's oft verfehlt,“ „Allzufrüh kommt unrecht,“ und endlich: „Was zu früh zeitig wird, fault bald.“ Mit einem Worte, der Deutſche weiß: „gut Ding will Weile haben;“ er weiß dies beſſer als der Franzoſe, und wie bei andern Eigenſchaften, in welchen beide Völker halbwegs dieſelben Anſichten theilen, bei denen ſie bis zu einem gewiſſen Punkte Schritt halten, weichen auch hier die Deutſchen und Franzoſen, ſobald ihre Art zu einer Unart, ihre Tugend zu einer Untugend wird, nach entgegengeſetzten

Digitized by Google

Richtungen aus, weßhalb denn der Deutſche wohl zu langſam, der Franzoſe dagegen eher zu raſch handeln kann. Das deutſche Sprüchwort deutet dieſe verkehrte Richtung für die Deutſchen an, das Weſen der Franzoſen iſt bereits klar genug und wird an andern Stellen noch klarer hervortreten.

Wenn aber der Franzoſe weniger Geduld, weniger Widerſtandskraft als der Deutſche hat, ſo beſitzt er deßwegen nicht weniger eine gute Doſis Ausdauer in der Handlung. Seine Geſetzſammlung der Weisheit auf der Straße hat in Bezug auf dieſe Eigenſchaft einen Reichthum, eine Fülle, wie wir ſie ſelten bei andern Eigenſchaften finden. Vorerſt heißt es: „Persévérance vient à bout de tout.“ Das genügt ihm aber nicht, und ſomit geht er weiter und ſagt: „Qui sert et ne persert, son loyer pert,“ oder auch:

„Mal attend, qui ne perattend,
Qui bien attend ne surattend.“

Er weiß es: „Du premier coup n'echèt pas l'arbre!“ und endlich hat er noch einen Erfahrungsſatz, der da lehrt: „Un souris coupe un cable, et de petits coups répétés abattent des grands chênes.“

Wer nur die Oberfläche ſieht, nur das äußere Weſen der Franzoſen kennt, wer den franzöſiſchen Leichtſinn nach dem deutſchen Maßſtabe mißt, wird nie eine richtige Idee von dem Charakter dieſes hochbegabten Volks haben. So ſprechen die Deutſchen ihm die Eigenſchaft der Ausdauer, die ſeine Sprüchwörter für daſſelbe in Anſpruch nehmen, oft genug ohne Umſtände ab. Und doch gibt es kaum ein Volk, das dieſe Gabe in der Handlung, in der Thätigkeit, wenigſtens von Zeit zu Zeit, ſchuck- und ruckweiſe, ſo oft es für irgend etwas begeiſtert, enthuſiasmirt worden iſt, in einem höhern Grade beſitzt. Seine Geſchichte ſchon beweiſt dies klar genug. Faſt von Jahrhundert zu Jahrhundert ſehen wir eine Idee ſich dieſes Volks bemeiſtern, es in Thätigkeit ſetzen, und dann daſſelbe, einmal zur Thätigkeit gelangt, mit einer Rückſichtsloſigkeit, mit einer Ausdauer dem Ziele entgegenſtreben, wie dies nur bei einem edeln, rüſtigen, enthuſiaſtiſchen Volke möglich iſt. So waren ſie es, die zuerſt das Kreuz nahmen, und die zuletzt auf dem heiligen Grabe ausdauerten. Der Kampf des dritten Standes gegen die Vorrechte der geiſtlichen

Digitized by Google

und weltlichen Ariſtokratie begann in Frankreich, dauerte Jahrhunderte und endigte mit der Revolution. Und die Revolution ſelbſt, die ein einzelner Redner im Palais-royal in Gang brachte, wurde dann von den Franzoſen weiter getragen, auf allen Schlachtfeldern Europas vertheidigt, bis ſie in Moskau angelangt war und hier in dem Brande der Hauptſtadt Altrußlands ein erſtes Ziel fand. Mag man ein Freund oder ein Feind der Revolution ſein, es ziemt dem Vernünftigen, einer volksthümlichen Eigenſchaft Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Und dieſelbe Gerechtigkeit, dieſelbe Anerkennung ihrer Ausdauer verdienen die Franzoſen auch wegen ihres fünfzehnjährigen Kampfes gegen die Reſtauration, die, als ſie ihr Ziel erreicht hatte, in drei Tagen geſtürzt wurde.

Im Privatleben aber zeigt ſich dieſe Eigenſchaft oft noch klarer. Selten beginnt ein Franzoſe ein Unternehmen, an das er, nachdem er daſſelbe einmal begonnen, nachdem er ſich für daſſelbe enthuſiasmirt hat, nicht ſeine ganze Kraft und ſeine ganze Habe ſetzt, um es zum Ziele zu führen. Ja es ergreift ihn dabei eine Art Schwindel, und ſelbſt das Unglück, die größten Verluſte ſind meiſt nicht im Stande, ihn aufzuhalten. Ob er auch der Sache überdrüſſig ſei, er gibt ſie doch nicht auf, denn: „On va bien loin depuis qu'on est las.“ Erſt die Unmöglichkeit, der gänzliche Ruin ſeines Vermögens bezeichnen die Grenze, an der er ſtille ſtehen bleibt. „Rien ou bien!“ Wir kennen dies Sprüchwort ſchon. Es iſt auch in Beziehung auf die oft halsſtarrige Ausdauer der Franzoſen ein Wahrwort.

Und hier tritt denn der Gegenſatz zwiſchen deutſchem und franzöſiſchem Weſen wieder ſo klar als möglich hervor. Die deutſche Ausdauer iſt beſonnener; den Enthuſiasmus, den Schwindel, die Halsſtarrigkeit, die den Franzoſen ergreift, kennt der Deutſche nicht. Er ſagt ruhig: „Ende gut, Alles gut,“ und deßwegen arbeitet er dann rüſtig und ausdauernd auf das Ende zu, und denkt, ſo oft es nicht raſch genug geht: „Was Eine Stunde nicht thut, thun zwei.“ Aber er vergißt dabei nicht, daß doch das Ende nur gut, wenn es eben ein gutes Ende iſt. Er ſucht das Ganze zu überſehen und überlegt daher, ehe er beginnt, daß es „beſſer unbegonnen, als unvollendet;“ und während des Laufs des begonnenen Geſchäftes ſagt er ſich: „Thue es recht, oder laß es ungethan.“ So verringert er die Gefahr eines unglücklichen Ausganges und darf mit mehr Zuverſicht auf ein gutes Ende hoffen.

Digitized by Google

Wo aber der Unterſchied in der Ausdauer, in der Art, wie beide Völker ein begonnenes Geſchäft zum Ziele führen, am klarſten hervortritt, das iſt in dem deutſchen Sprüchwort: „Wer auf halbem Wege umkehrt, irrt nur um die Hälfte,“ im Gegenſatze zu dem Sprüchwort: „On va bien loin depuis qu'on est las,“ im Widerſpruche mit dem Schwindel, der oft den Franzoſen bei einem einmal begonnenen Geſchäfte erfaßt, ſo daß er ſpricht: „Rien ou bien!“ — Wie überall, ſo auch hier, reißt es den Franzoſen unwiderſtehlich vorwärts, während der Deutſche ſich ruhig ſeiner bewußt bleibt, und einhalten kann und einhält, wo er merkt, daß er auf verkehrtem Wege iſt. Der Franzoſe erreicht ſo oft das Ziel ſchneller, der Deutſche erreicht es ſicherer; der Franzoſe nutzt ſich oft raſcher ab, weil er Alles an Alles ſetzt, der Deutſche bleibt aufrecht ſtehen, weil er eher ſeinen Irrthum einſieht und dann denſelben getroſt fahren läßt. Beide aber ſchaffen Großes, und Beide würden das Höchſte zu leiſten im Stande ſein, wenn der Enthuſiasmus mit der Ruhe Hand in Hand, wenn die Raſchheit des Franzoſen bei der Sicherheit des Deutſchen, die Sicherheit des Deutſchen bei der Raſchheit des Franzoſen in die Schule gehen könnten.

In der Arbeit ſelbſt ſind beide Völker wieder in ihrer Art rüſtig. Dem Franzoſen genügt es nicht, die Zeit zu benutzen: „Pourquoi tuer le temps, quand on peut l'employer?“ ſondern, ungeduldig dem Ende zuſtrebend, möchte er ihr Flügel geben, und da dies nicht immer geht, ſo begnügt er ſich damit, „de pousser le temps avec l'épaule.“ Es ſcheint ihm nicht mehr als billig und recht, daß man die Feſttage feiert, aber er ſagt auch: „Il ne faut pas chômer les fêtes avant qu'elles ne viennent.“ Wenn er die Arbeit nicht gerade ſehr hoch ſtellt, ſo hört man doch mitunter den Spruch: „Le travail ne déshonore pas.“ Die Faulheit aber iſt ihm zuwider, denn: „Le paresseux voudrait bien manger les amandes, mais il craint jusqu'à la peine de casser les noyaux.“

Eines ſeiner Sprüchwörter: „Petit à petit l'oiseau fait son nid“ ſollte glauben machen, daß er, wie der Deutſche, einen Stein nach dem andern ruhig an ſein Gebäude tragen könne, bis es vollendet. Mitunter mag dies der Fall ſein, aber gewiß iſt dieſe Eigenſchaft nicht eine vorherrſchende des Volks, ſondern nur etwa der Klaſſe, die man in der neuern Zeit les épiciers zu nennen beliebt. Uebrigens iſt auch das

Digitized by Google

Sprüchwort nichts als eine Erfahrung, eine gemachte Beobachtung, und keine Lehre, keine Verhaltungsregel, wie jenes „pourquoi tuer le temps, quand on peut l'employer?“ und ſo manches andere, in denen ſich eine Nationaleigenſchaft kund gibt.

In den deutſchen Sprüchwörtern tritt deutſches Weſen an und für ſich, und auch in ſeinem Gegenſatze zur franzöſiſchen Rüſtigkeit wieder ſo klar als möglich hervor. — Vorerſt heißt es hier: „Aller Anfang iſt ſchwer.“ — Der Franzoſe kennt dies nicht, ja wir haben bereits ein Sprüchwort: „au commencement tout est beau“ — kennen gelernt, das auch hier Anwendung findet; denn wirklich, in ſeiner kecken Art, bei ſeiner Luſt am Neuen erſcheint ihm ſelbſt die ungewohnte ſchwere Arbeit, wenn ſie nur neu iſt, am Anfang leicht und ſchön. Oft genug geſchieht es dann aber auch, daß, wenn kein Enthuſiasmus, privater oder öffentlicher, mit im Spiele iſt, mit dem Reiz der Neuheit auch die Luſt am Werke aufhört, und der Franzoſe dann ſucht, daſſelbe von ſich abzuſchieben. Der Deutſche dagegen gewöhnt ſich eher an das, was ihm im Anfang ſchwer erſchien, und gerade, weil es ihm Anfangs ſchwer vorkam, wird es ihm nach und nach leichter, und dann geht es ruhig und rüſtig dem Ende zu; denn „beſſer nicht angefangen, als erlegen.“ — Wie ſchwer ihm aber auch der Anfang erſcheint, ſo ſchreckt ihn das Ende nicht ab; ein: „Friſch gewagt iſt halb gewonnen!“ genügt ihm oft; er greift zu und führt's durch, denn: „Hoffen und Harren, macht Manchen zum Narren.“ — Die Zeit aber geht ihm nicht zu langſam, er weiß, wie nothwendig ſie iſt, und daß „gut Ding Zeit und Weile haben will;“ und deßwegen fällt es ihm denn auch nicht ein, ſie, wie der Franzoſe, bei den Schultern zu nehmen und vorwärts zu ſtoßen. Im Gegentheil arbeitet er ruhig und langſam fort und ſagt: „Wen man nicht jagt, der ſoll nicht laufen.“ — Deßwegen glaube man aber ja nicht, daß er ſich nicht ſelbſt treibe, daß er nicht rüſtig und thätig ſei, wo er nicht gejagt wird. Das Sprüchwort ſelbſt iſt ein Beweis für das Gegentheil; denn wie man in Rom ein Geſetz gegen den Vatermord erſt dann für nothwendig hielt, als wirklich Vatermorde vorkamen, ſo wurde auch das Geſetz der Weisheit auf der Straße, das verbietet, nicht zu laufen, ehe man gejagt wird, wohl erſt nöthig, als der Geſetzgeber, der geſunde Menſchenverſtand ſah, daß der Deutſche ſich oft genug gegen daſſelbe verſündige, und eher zu viel als zu wenig

thue. Im Gegentheil haben wir geſehen, daß der Franzoſe ein Sprüchwort für nöthig hielt, in dem er anbefahl, die Feſte nicht zu feiern, ehe ſie gekommen. Der Deutſche iſt weit entfernt, einer ſolchen Warnung zu bedürfen, denn er feiert nur, wenn ſein Werk vollbracht, und ſo heißt es: „Nach gethaner Arbeit iſt gut ruhen.“ Und ebenſo ſagt er:

Tages Arbeit, Abends Gäſte,
Saure Wochen, frohe Feſte.

Wenn er ſelbſt aber rüſtig bei der Arbeit iſt, ſo verlangt er auch von Andern gleiche Rüſtigkeit und ſagt insbeſondere von den Arbeitern: „Wie die Arbeit, ſo der Lohn“, oder auch bäuriſch grob und ernſt: „Wer will mit eſſen, ſoll auch mit dreſchen“, oder gar noch allgemeiner: „Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen.“ Es iſt das ein ſcharfes Wort, ein ernſtes Urtheil, aber es iſt gerechter als irgend eines, das je geſprochen worden, und hieße der Richter Salomo.

Aber das Alles genügt dem Deutſchen nicht. Nicht nur eine Pflicht, eine Menſchen- und Weltpflicht ſcheint ihm die Arbeit zu ſein, die unerläßlichſte, die, die erſt ein Recht gibt, zu eſſen, und ſomit zu ſein; ſondern er erhebt ſie über Geſchick und Zufall und adelt ſie gleichſam, wie ſie in ſeinen Augen die Arbeiter ſelbſt adelt.

„Handwerk hat einen goldenen Boden,“ iſt nur die Einleitung in die Reihe dieſer erhebenden, dieſer unvergleichlichen Kernſprüche eines Kernvolkes. Weiter aber als dieſes Sprüchwort, das den Handwerker gleichſam auf einen goldenen Thron ſtellt, geht ſchon das: „Fleiß iſt des Glückes Vater.“ Der Zufall muß ſich vor ihm beugen; das Mißgeſchick hat ihm gegenüber keine Macht mehr; die wetterwendiſche Göttin des Glücks kann nichts gegen den Fleiß, der ſie entwaffnet, beſiegt und an ſeinen Pflug ſpannt. Aber wie Fleiß des Glückes Vater iſt, ſo iſt „Arbeit des Ruhmes Mutter.“ Ruhmvoll, ehrenvoll, geadelt erſcheint der im groben Kittel, in zerriſſenem Wamms, im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod verdienende Arbeiter vor dem Geſetzgeber des deutſchen Sprüchwortes; und ſo zu Ehren gekommen, darf er ſtolz um ſich ſehen und namenlos ſich den Stolzeſten der Erde keck gegenüber ſtellen, denn der Schweiß ſeines Angeſichts iſt ſein adelig Blut, und er hat einen Ahnen, der da Fleiß heißt, und eine Mutter, deren Namen Arbeit iſt.

Endlich aber adelt die Arbeit nicht nnr in dieſer Welt, ſondern

Digitized by Google

begründet auch ein Recht, vor Gottes Richterſtuhl mit Vertrauen zu erſcheinen, denn: „wer treulich arbeitet, betet zwiefältig.“ Und ſo erringt Arbeit nicht nur Ruhm und Ehre, ſondern ſelbſt die Palme und den Heiligenglanz.

Ich habe in manchem Geſchichtswerke geleſen, manches Volkes Art und Weiſe zu erforſchen geſucht, aber ich glaube nicht, daß es eines gibt, oder je gegeben, welches der Arbeit eine höhere Stellung angewieſen, als das deutſche. Hiernach zu ſagen, daß der Müſſiggang in Deutſchland ein ſcharfes Urtheil zu erwarten habe, iſt kaum nothwendig. Wie ernſt aber dieſes Urtheil, zeigt vorerſt das Sprüchwort: „Zum Müſſiggang gehört hoher Zins oder — hoher Galgen.“ — Dann aber heißt es:

Müſſiggang
Iſt aller Laſter Anfang,

oder auch:

Müſſiggang
Iſt der Tugend Untergang,

und endlich:

Müſſiggang
Iſt des Teufels Ruhebank.

Wo aber deutſches Weſen noch klarer wird, iſt in dem Sprüchwort: „Müſſiggang iſt eine ſchwere Arbeit.“ Und wirklich, der Deutſche iſt dazu verdorben, er iſt ſo wenig zum Müſſiggehen gemacht, daß er der Arbeit nicht halb ſo ſchnell überdrüſſig werden würde, als des Nichtsthuns.

Es durchglüht mich ein erhebender Stolz, wenn ſo mein Volk, geadelt durch Arbeit und Fleiß, ſtrenge gerecht, den Müſſiggang als das höchſte, des Hungers würdige Verbrechen bezeichnend, ruhig und ernſt allen andern Völkern gegenüber tritt. Ich weiß es, es iſt nicht adelig im Sinne des Unſinnes, ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts zu verdienen, und anſtatt eines Pergamentes die ſchwielenharte Hand aufzuweiſen. Aber es wird eine Zeit kommen, wo der Unſinn eben Unſinn und nichts weiter ſein wird, und dann wird die ſchwielenharte Hand die Stelle des Pergamentes vertreten und das Sprüchwort: „Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen,“ nicht nur ein Geſetz der Weisheit auf der Straße, ſondern auch ein Strafgeſetz der Gerechtigkeit im Richtſaale ſein.

Digitized by Google

Die Franzoſen ſind im Ganzen ein viel adeligeres Volk als die Deutſchen, adelig, was man bisher meiſt ſo nannte. Sie haben ein gewiſſes ariſtokratiſches Weſen, das ſie oft genug recht ſchön kleidet; ſie ſind ritterlich keck, wagen viel, ſetzen oft Alles auf einen Wurf, arbeiten, als ob ſie ſpielten, und handeln meiſt wie große Herrn. Cäſar hätte ein Franzoſe ſein können. Die Deutſchen aber ſind plebejiſcher Art, ſtrenge und ernſt; weniger keck als ihre Nachbarn, wagen ſie nicht mehr als nöthig, ſetzen nie Alles auf einen Wurf, arbeiten, als ob ſie arbeiteten, und denken und handeln ächt demokratiſch, wie's dem ſchlichten Volke gebührt, Ehre in der Arbeit ſuchend, Schande im Müſſiggange findend. Cincinnatus hätte ein Deutſcher ſein können. — Cäſar und Cincinnatus!

V. Die Frauen.

Die Geſchichte Frankreichs iſt voll der größten und ſchönſten Thaten, von Frauen vollbracht. Alle Zeiten hätten ihnen Ehrentempel bauen dürfen, und man könnte eine Vendomeſäule errichten, der gegenüber die der grande armée erblaſſen müßte, wenn alle Heldenthaten der franzöſiſchen Frauen, alles Große und Schöne, was ſie vollbracht, auf derſelben eingegraben ſtände. Von den Celten bis auf die Franzoſen des neunzehnten Jahrhunderts herab gibt es keine einzige bedeutende Epoche in der Geſchichte Frankreichs, in der nicht eine Frau wie die Sonne vorleuchtete, um die ſich die Männer wie ihre Satelliten drehen. Die größten Ereigniſſe Frankreichs knüpfen ſich an den Namen eines Weibes; eine Johanna von Orleans ſetzte den Eroberungen der Engländer in Frankreich eine Grenze; eine Agnes Sorel trieb ſie, ſelbſt ohne ihre Rolle als Weib aufzugeben, aus Frankreich; eine Roland konnte ſich berufen glauben, der Revolution Feſſeln anzulegen; eine Charlotte Corday wagte zuerſt dem Schrecken und ſeinem furchtbaren Propheten Marat entgegenzutreten; eine Staël war groß genug, um die Eiferſucht des Beſiegers von ganz Europa zu erregen; eine George Sand ſtellt Alles, was die Literatur heute Ausgezeichnetes in Frankreich beſitzt, in Schatten. Und um dieſe Heldinnen der That und des Gedankens reihte ſich ſtets ein Heer von Größen zweiten Ranges, das abermals den Männern nicht nachſteht. Die Verhält-

niſſe, die Ereigniſſe rufen die großen, ausgezeichneten Menſchen hervor, und in kleinen Zeiten gibt es auch nur kleine Menſchen. Aber die Menſchheit mißt ſtets mit ihrem individuellen Maßſtabe, und ſo nannte ſie oft ſelbſt die Kleinen groß, weil ſie nur über die noch Kleineren hinausreichten. So hieß ein Ludwig XIV. bei ſeinen Zeitgenoſſen der Große, aber wahrlich, eine Maintenon überragt ihn um ſeine ganze Höhe. Sie war als Dienerin geboren und wurde eine Herrſcherin, und er, ein geborner Herrſcher, ein Diener ihrer Laune. Doch wozu die Namen und die Beiſpiele mehren? Jede Seite in dem Buche der Geſchichte Frankreichs, auf gut Glück aufgeſchlagen, beweiſt den Ernſt, die That- und Willenskraft, ich möchte beinahe ſagen die Mannbarkeit der franzöſiſchen Frauen.

Aber nicht nur in der Lapidarſchrift der Geſchichte ſteht in Frankreich allwärts der Name einer Frau oben an, oder wenigſtens auf gleicher Höhe wie der der höchſtgeſtellten Männer, ſondern auch in den Stereotypen des Alltagslebens zeigt ſich ihre That- und Willenskraft. Die Pariſer Salons beherrſchten, regierten und gouvernirten lange Zeit, und theilweiſe noch heute, ganz Frankreich, und die Frauen herrſchten und herrſchen noch heute in den Salons. Die Männer waren meiſt nur die verantwortlichen Herausgeber des Willens der Weiber. An die Stelle der Salons ſind nun ſeit 1830 vielfach die Boutiken getreten. Der Boden der Herrſchaft hat ſich erweitert, das eigenthümliche Element iſt aber daſſelbe geblieben; wie früher die Frauen Frankreich ausſchließlich durch die Salons beherrſchten, ſo beherrſchen ſie es jetzt theilweiſe auch durch die Boutike, denn die Frau iſt Herrin und Meiſterin in derſelben. Sie leitet die Geſchäfte, ſie führt Buch, ſie ordnet und ſchafft, iſt unabläſſig thätig, iſt die Erſte und die Letzte im Comptoir und waltet und ſchaltet über Alles. Der Mann iſt meiſt nicht mehr als der erſte Commis du dehors. Ich habe große Kaufhäuſer gekannt, die bald nach dem Tode der Frau des Kaufmanns bankerot machten, weil das Alles überſehende Auge, der ſchaffende, ordnende Gedanke mit der Frau erſtorben waren.

So erklärt es ſich denn natürlich, daß gerade in Frankreich die Weiber zuerſt an die ſogenannte Emanzipation der Frauen dachten, und dieſelbe dort der Anhängerinnen ſo viele fand. Auf den erſten Blick ſcheint es ſo gerecht, als nur irgend etwas, daß der Theil der

Digitized by Google

Geſellſchaft, der ſo oft in Frankreich den Männern voranſchritt, der es rettete, wenn es dem Untergange nahe war, der ſtolz dem Feinde in's Auge ſah, wenn alle Männer zitterten, der im Salon und in der Boutike unbeſtritten herrſcht, auch öffentlich als gleichberechtigt mit den Männern anerkannt werde. Sie verdienen aber ein beſſeres Loos, und deßwegen bewahre ſie Gott vor der Emanzipation.

Wenn übrigens die franzöſiſchen Weiber noch immer nicht Bürger, Deputirte, Generale, Corporale und Tambourmajors werden können, wenn ein Geſetzchen des Code Napoléon will, daß ſie dem Manne gehorchen, ſo iſt das nicht ſo wörtlich zu nehmen, denn ein anderes, ein viel höheres Geſetz, ein Sprüchwort ſagt: „Ce que femme veut, Dieu le veut.“

Und ſo wird der Wille der Frau, trotz Charte und Code, zum Gottesurtheile, gegen das keine Berufung mehr möglich iſt. Beugt euern Nacken, das Unabwendbare, das Geſchick, Gott verkündet ſeinen Willen durch den Mund der Frauen, der Franzöſinnen. — Die Männer in Frankreich aber ſcheinen ſich nicht immer geduldig in den Spruch des Gottesurtheiles zu ergeben; ohne ſich gerade zu empören, ſagen ſie doch mitunter mürriſch: „Que les femmes fassent les femmes, et non les capitaines;“ — aber ich zweifle, daß ihnen dies Murren viel hilft, denn

„femme couchée et bois debout,
homme ne voit jamais le bout.“

Und ſo werden ſie denn wohl oder übel ſich in ihr Geſchick ergeben, und Gott was Gottes, dem Kaiſer was des Kaiſers und den Frauen was der Frauen iſt, laſſen müſſen.

Die Geſchichte Deutſchlands iſt weniger reich an geſchichtlich merkwürdigen Weibern, und diejenigen, deren Namen auf die Nachwelt gekommen, ſind ſtets mehr paſſiv, durch Leiden und Ausdauer, ich möchte ſagen mehr weiblich groß, als die mannbaren Franzöſinnen, die ſich einen geſchichtlichen Namen zu machen wußten. Eine Johanna von Orleans gibt es nicht in Deutſchland, nicht einmal eine Charlotte Corday, und ich zweifle, ob es je deren in Deutſchland geben wird. Eine Agnes Sorel wäre eher möglich. Typen der deutſchen, geſchichtlich berühmten Frauen ſind eine Veleda, eine Thusnelda und die treuen Weiber von Weinsberg. Ferne von dem Schauplatz der That, des

männlichen Kampfes, in geheimnißvolles Dunkel eingehüllt, Liebe einflößend, Vaterlandsbegeiſterung verbreitend, wußte eine Veleda den Muth der Kämpfer aufzuregen und ſtets wieder neu zu beleben, ohne je des Schwertes zu bedürfen. Als Frau, als Gattin, ſtolz auf den Ruhm ihres Mannes, ungebeugt durch den Verluſt ihrer Freiheit, den Verluſt Alles deſſen, was dem Menſchen, dem Weibe theuer ſein kann, trotzt Thusnelda durch ihren ruhigen Blick, durch die ſtille Trauer, durch den erhabenen Ernſt der heiligſten Hingebung, ſelbſt dem ſtolzeſten aller Stolzen, dem römiſchen Sieger, Ehrfurcht ab.

Weniger poetiſch, aber nicht weniger treu ergeben, ächt weiblich treten die Weiber von Weinsberg vor uns, mit ihrer theuren Bürde, ihrem beſten Gute, ihren Schätzen belaſtet, den Zorn eines beleidigten Kaiſers beſänftigend. Es würde ſchwer ſein, daraus ein Heldengedicht zu machen, aber es ermangeln deßwegen dieſe weiblichen Heldinnen nicht eines tief poetiſchen Charakters; der Rahmen iſt kleiner, das Bild aber ſchöner. Nicht Kampf ſondern Beruhigung, nicht Streit ſondern Friede, nicht Trotz ſondern Liebe, nicht Herrſchaft ſondern Hingebung iſt der Charakter des deutſchen Weibes. Deßwegen kann denn das Sprüchwort von den deutſchen Frauen nicht ſagen: „Ce que femme veut, Dieu le veut;“ und es begnügt ſich damit, nur anzudeuten: „Frauen und Geld regieren die Welt.“ Es iſt die Frage, ob dies Sprüchwort in Deutſchland ſo allgemein ein Wahrwort iſt; jedenfalls aber iſt die Regierungsweiſe der Frauen eine andere in Deutſchland als in Frankreich. Hier greifen ſie ſelbſt nach den Zügeln, dort mögen ſie in liebender Hingebung oft von dem Manne Vieles erlangen; hier treten ſie ſelbſtſtändig auf den Kampfplatz, dort bleiben ſie demſelben ferne und wirken nur aus dem Dunkel der heiligen, jungfräulichen Wälder, aus der Stille der Kinderſtube hervor auf die Männer und durch ſie auf die Ereigniſſe; hier wird das Weib zum Manne, dort bleibt es ſtets Weib, Gattin und Mutter. Deßwegen konnte ein Napoleon eine Frau von Staël mit dem Worte: „Was machen Ihre Kinder?“ zum Schweigen bringen, während eine Thusnelda eben als Gattin, als Mutter ſo groß erſcheint, während eine Maria Thereſia erſt mit ihrem Kinde auf dem Arme den Muth erhielt, den der Empörung nahen Ungarn entgegenzutreten.

So mag denn auch in Deutſchland wahr bleiben, daß die Frauen die

Welt regieren, nur iſt es anders wahr als in Frankreich. „Ein frommes Weib beherrſcht den Mann — durch Gehorſam.“ Will aber die Frau in Deutſchland, wie in Frankreich oft genug, ſelbſt nach den Zügeln greifen, offen und unbedingt den Herrn ſpielen, ſo weiß zwar der Deutſche: „böſem Weibe kann Niemand ſteuern;“ aber dann ſagt er ebenfalls:

Weiberregiment
Nimmt ſelten gut End,

oder noch viel klarer: „Wo die Frau im Haus regiert, iſt der Teufel Hausknecht;“ was dann ſcharf genug als Gegenſatz dem franzöſiſchen „ce que femme veut, *Dieu* le veut“ gegenüber tritt. — Die Weisheit auf der Straße charakteriſirt das Verhältniß zwiſchen Mann und Weib in Deutſchland durch das Wahrwort: „Das Weib fragt, der Mann ſagt;“ nur werden die Weiber in Deutſchland oft genug die Fragen ſo zu ſtellen wiſſen, daß die Antwort nicht zweifelhaft ſein kann, und ſo am Ende auch zum Ziele und zum Regimente kommen.

Hiernach ſcheint alſo die deutſche Frau weniger geeignet zu ſein, als die franzöſiſche, activ in die öffentlichen Angelegenheiten des Staats einzugreifen.

„Frauen haben lange Kleider und kurzen Muth,“ und ſind ſomit auf das Haus angewieſen. Und hier ſind dann die deutſchen Weiber wieder nicht, wie die Franzöſinnen, die Lenkerinnen des Geſchäfts, Herrin und Meiſter im Comptoir und in der Boutike, ſondern ſchlichte Hausfrauen. Ja! der Mann in Deutſchland würde ſich für entwürdigt halten, wenn er der Frau, wie in Frankreich, das Comptoir, die Lenkung der Geſchäfte überlaſſen müßte, wenn er ihr ſein Hab und Gut, die Blüthe ſeines Handels, mit einem Worte, ſeinen Wohlſtand, deſſen Begründung und Aufrechthaltung verdankte; denn „nährt das Weib den Mann, ſo muß er ihr Spielmann ſein.“ Und wirklich gibt es derartige Spielleute, wie unmuſikaliſch ſonſt auch die Franzoſen ſind, in Frankreich genug, und viel mehr als in Deutſchland; und das kommt daher, daß der Franzoſe in ſeiner Frau Alles, nur beinahe nie die Hausfrau ſieht. Ich habe unter den franzöſiſchen Sprüchwörtern nur einzelne gefunden, die mehr oder weniger darauf hindeuten, daß der Franzoſe auch bei ſeiner Frau an das Hausweſen, an die Wirthſchaft denkt. Er ſagt zum Beiſpiel:

Digitized by Google

Fille fenestrière et frustillière
Rarement bonne menagère.

Dies Sprüchwort iſt abermals, wie ſchon die Sprache und die Schreibart zeigt, ſehr alt, und was ſehr ſchlimm, es iſt nicht mit der Zeit fortgeſchritten, hat ſich nicht in die neue Mode der Orthographie geſchickt. Ob es deßwegen in die Rumpelkammer gehört, oder mit dem neumodiſchen Rococo wieder an's Tageslicht kommen wird, iſt die Frage. — Noch ein anderes franzöſiſches Sprüchwort deutet ebenfalls auf das von den Frauen verſehene Hausweſen hin, indem es ſagt: „Femme qui moult se mire, peut file." Aber leider ſcheint auch dies Sprüchwort nach Styl und Schreibart aus der Zeit zu ſein, „où la reine Berthe filait." Und das iſt ſchon eine gute Weile her.

Das deutſche Sprüchwort aber entwickelt in dieſer Beziehung einen Reichthum, der grell gegen die Armuth des franzöſiſchen hervortritt und zu beweiſen ſcheint, daß eben das Hausweſen das eigentliche Element des deutſchen Weibes iſt. Vorerſt ſagt das Geſetz der Weisheit auf der Straße: „Hausfrau darf nicht ſein eine Ausfrau", und weiſt ſo der Schaffnerin ihren Kreis an; dann aber iſt: „Eine fleißige Hausfrau die beſte Sparbüchſe", und weiter heißt es: „Was die Frau erſpart, iſt ſo gut, als was der Mann erwirbt." Das Sprüchwort geht hier bisweilen in's Einzelne ein und der ſchlichte Handwerker ſagt: „Der Hausfrau Augen kochen wohl." Der Wirth aber ſetzt hinzu: „Wo die Frau wirthſchaftet, da wächſt der Speck am Balken", und der Bauer weiß endlich: „Wo die Frauen gut gehen und die Kühe gut ſtehen, kann der Menſch reich werden." Das klingt nun freilich Alles ſehr proſaiſch; aber es iſt eine eigene Sache um die Poeſie der Weiber, der Frauen und Mütter. Man iſt nicht alle Morgen und alle Abende aufgelegt, einen Roman zu ſpielen; der Cothurn iſt ein gar unbequemer Schuh, und es braucht nicht gerade zu frieren und ſehr glatt zu ſein, um mit ihm ganz bequem Arm und Bein, oder gar den Hals zu brechen. — Bei Lichte beſehen aber **klingt** die Sache am Ende auch proſaiſcher, als ſie iſt, und ſie hat, wo's nöthig und möglich, auch ihre ſchöne, erhabene, poetiſche Seite. Das Sprüchwort ſelbſt deutet dieſe an, indem es ſagt: „Wo keine Frau, da geſchieht dem Kranken weh."

Die hiſtoriſchen Gemälde ſind ſehr ſchön als Paradeſtücke, mögen in Staatsgebäuden, Kron- und Deputirtenſälen an ihrem Flecke ſein;

aber in meinem Familienzimmer, in meiner Schlafſtube würde ich ein Genrebildchen vorziehen; und das Schönſte, das ich mir denken könnte, würde dann eine Mutter ſein, die in ſtiller Ruhe und Ergebenheit, blaß ob der durchwachten Nächte, Thränen in dem müden, aber mildlächelnden Auge, an dem Bette ihres kranken Kindes ſäße, jeden Athemzug beobachtend, um in ihm eine neue Hoffnung, neuen Troſt zu erhaſchen, die dem erſten Blicke des erwachenden Kindes entgegenharrte, um in demſelben den ſchönen Lohn ihrer Liebe, ihrer Aufopferung zu finden. Und für alle Jungfrauen von Orleans, für alle Charlotten Cordays der Welt würde ich ein ſolches Bildchen nicht hingeben. Das Sprüchwort ſagt endlich noch: „Hausehre liegt am Weibe, nicht am Manne,“ und deutet hiermit abermals eine poetiſche Seite der deutſchen Hausfrau an. Ehrfurchtgebietend durch die ſchönen Pflichten, die ſie übernommen und gerne erfüllt, wird ſie in ihrer proſaiſchen Beſchäftigung zur Ehre des Hauſes, deſſen Abglanz auf den Mann ſelbſt übergeht, fordert ſie Achtung und Huldigung, die ihr Niemand verſagen wird; denn Ehre, dem Ehre gebührt, und ſie gebührt Wenigen mit mehr Recht, als der braven, tüchtigen Hausfrau, der treuen Gattin, der liebenden Mutter. — Der Gegenſatz zwiſchen den franzöſiſchen und den deutſchen Frauen tritt alſo ſcharf genug hervor. Hier eine Hausfrau, dort eine Heldin; und je nachdem Jemand der Einen oder der Andern bedarf, ſuche er ſie dies- oder jenſeits der Vogeſen.

Die Franzoſen aber ſcheinen am allerwenigſten mit der Anſicht über die Mannbarkeit, den Heldencharakter ihrer Frauen einverſtanden zu ſein. Sie ſind im Allgemeinen ſehr galant, das verhindert ſie aber nicht zu ſagen: „l'ombre d'un homme vaut cent femmes.“ Die Deutſchen, die viel weniger galant ſind und deren Frauen viel weniger Thatkraft als die franzöſiſchen beſitzen, haben kein ähnliches Sprüchwort. Die Franzoſen ſagen dann noch: „Les effets sont les mâles, les paroles les femelles,“ und das ließe ſich ſchon eher hören, obgleich es auch in Frankreich nicht immer, ja nur ſelten, wahr iſt. Wenn die Deutſchen auch kein ähnliches Sprüchwort haben, ſo ſcheinen ſie deßwegen das Plaudern nicht weniger für weiblich, für eine angeborene Eigenſchaft der Frauen zu halten, denn es heißt: „Bei Weibern iſt des Schwatzens hohe Schule,“ und: „Weiber verſchweigen nur — was ſie nicht wiſſen.“ Es iſt böſe, daß das Sprüchwort hier ſo klar iſt, denn das

Digitized by Google

allein iſt es, was mich verhindert, die deutſchen Frauen gegen dieſe Anklage in Schutz zu nehmen.

Wie ſtolz aber auch die Franzoſen als Männer auf die Weiber herabzuſehen belieben, ſo geben ſie doch zu, daß s'il n'y avait pas de femmes, les hommes seraient des ours mal léchés." — Und damit iſt der Deutſche in ſeiner Art total einverſtanden, denn

„Der beſte Umgang, der da mag ſeyn,
Iſt ein Weib, gut, rein und fein."

Das aber genügt nicht, und ſo ſagt er ebenfalls: „Ein frommes Weib iſt des Lebens Heil," und ſetzt den böſen Nachſatz hinzu: „Man findet's aber ſelten feil." — Und nicht nur ein ungeleckter Bär bleibt der Mann in Deutſchland ohne die Frau, ſondern ſelbſt mit den Frauen bleibt er ein Narr, wenn er ſie nicht liebt:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Leben lang."

Ich denke, daß ſonach der ungalante Deutſche dem galanten Franzoſen gegenüber bei den Frauen nicht im Nachtheile erſcheinen wird.

In Bezug auf die Mädchen, auf die Art, wie man's mit ihnen zu halten hat, wie ſie behandelt werden ſollen, tritt abermals die beiderſeitige Art der Deutſchen und Franzoſen ziemlich klar hervor. Es iſt bekannt, daß in keinem Lande der Welt die Töchter des Hauſes ſo ſtrenge bewacht werden, als in Frankreich. Die Mutter verliert ſie nicht einen Augenblick aus den Augen, ſie hütet ſie auf Schritt und Tritt, ſie hält jede Gefahr von ihnen ferne, und thut Alles, um ſie rein und untadelhaft in die Hand ihres zukünftigen Gatten zu überliefern. Die Urſache iſt klar und liegt offen in dem Sprüchworte: „L'homme est le feu, la femme est l'étoupe, et le Diable le vent, qui souffle." — Wo die Sachen ſo ſtehen, da iſt die Vorſicht wahrlich nicht zu verachten, und deßwegen heißt es denn:

„Fille ne doit èstre trop vue,
Non plus que robe trop vestue."

Vielleicht hätte der Geſetzgeber auf der Straße hier etwas allgemeiner ſein dürfen, da das Sprüchwort, nach dem der Mann das Feuer und die Frau das Werg ſind, ebenfalls allgemein iſt, und nicht nur von den Mädchen, ſondern von den Weibern ohne Ausnahme handelt. Und ich ſchreibe es dieſem Umſtande zu, daß in Frankreich die

Digitized by Google

Mädchen, ſobald ſie als Frauen dem Geſetze entwachſen ſind, Erſatz ſuchen für die früheren Feſſeln und meiſt auch gar ſchön zu finden wiſſen.

Die Deutſchen ſind weniger ſtreng gegen die Mädchen. Die Sache iſt ganz einfach und kommt daher, daß vielleicht die Männer weniger Feuer als die Franzoſen, dagegen aber auch die deutſchen Frauenherzen in Bezug auf die Liebe von anderm Stoffe als von Werg ſind. Die Gefahr des Brandes iſt nicht ſo groß, denn:

Wen ein Mädchen lachet an,
Den will ſie drum nicht alsbald han.

Dagegen weiß das deutſche Sprüchwort eben ſo gut, daß es mit den Mädchen ſeine Gefahr hat, daß „Weiberaugen Feuerſpiegel,“ und deßwegen ſagt es warnend:

Ein Mädchen bekommt ſo leicht ein Leck,
Wie ein weißes Kleid einen Fleck.

Der beſte Tugendſchutz iſt die Arbeit, und darin ſind die beiden Völker einverſtanden: „Fille oisive à mal pensive,“ ſagt der Franzoſe, und der Deutſche, ihn noch überbietend, antwortet: „Ein Mädchen darf nicht ſo lange müſſig gehen, als eine Taube ein Korn aufnimmt.“ Endlich ſind ebenfalls beide Völker darin einverſtanden, daß

fille qui prend, se vend,
fille qui donne, s'abandonne,

auf deutſch:

Eine Magd, die gibt, beut aus ihre Ehr',
Eine Magd, die nimmt, verkauft ihre Ehr';

oder auch:

Eine Magd, die will in Ehren leben,
Die ſoll nicht nehmen und nicht geben.

Die Franzoſen haben endlich noch ein gräßliches Sprüchwort gegen die Weiber: „aux bordeaux les belles filles,“ das die Frivolität der Nation ſchlagend bezeichnet. Und allerdings iſt der Leichtſinn nicht bloß bei den Männern in Frankreich zu Haus, die Frauen haben ebenfalls ihren guten Theil davon abbekommen. Aber der Leichtſinn der Frauen in Frankreich muß wie der der Männer mit einem andern Maßſtabe als in Deutſchland gemeſſen werden, und er hat wenigſtens ſeine ſehr bedeutenden circonstances atténuantes im allgemeinen Charakter der Franzoſen und Franzöſinnen. Die Sünde iſt in Frankreich oft ſehr ſchön, in Deutſch-

land faſt ohne Ausnahme häßlich und abſtoßend. Die leichten Frauen in Frankreich ſind dies oft mit einer Natürlichkeit, mit einer Grazie, die ſelbſt den ſtrengſten Sittenrichter halbwegs zu entwaffnen im Stande iſt. Die deutſchen Weiber aber ſind zu dieſer Rolle nicht geſchaffen, und wo ſie dieſelbe übernehmen, ſind ſie meiſt die erbärmlichſten Stümperinnen, die uns in ihrer plumpen Nacktheit eher Ekel als Reiz einzuflößen im Stande ſind. Wie geſagt, ihre Rolle iſt eine andere, und es iſt ſchlimm, wenn ſie aus derſelben heraus fallen. Schuſter bleib bei deinem Leiſten!

Wir können die Rechnung ſchließen. — Die Jungfrau von Orleans, Charlotte Corday, George Sand von der einen Seite als Typen der höchſtgeſtellten Weiber in Frankreich, Velleda, Thusnelda, die Weiber von Weinsberg von der andern in Deutſchland; dort die Herrſchaft der Frauen in den Salons, im Comptoir, in der Boutike, — hier die Hausfrau; dort oft reizende Sünderinnen, hier abſtoßend, ſobald ſie den Weg Rechtens verlaſſen. Das iſt der Unterſchied, der beiderſeitige Charakter. Wie die Männer, ſo haben auch die Frauen in Frankreich ein viel adeligeres Weſen als die Frauen in Deutſchland. Sie herrſchen, und ihr Urtheil iſt ein Gottesurtheil, das Haus iſt ihnen zu enge, die Kinderſtube, die Küche zu klein, ſie fangen Feuer wie das Werg und hauen mitunter ein wenig über die Schnur, wie's ſo hochgebornen Edelfrauen und Edelfräulein, Hof- und Ehrendamen gebührt. Die deutſche Frau iſt plebejiſcher Art, viel ſtrenger gehalten, viel weniger verlangend, ſich im Hauſe zu Hauſe fühlend, Hof und Herd verſtehend, eine ſchlichte Hausfrau, tüchtige Gattin und Mutter. — Das iſt der Unterſchied. Ihr habt die Wahl!

VI. Liebe.

„Das Herz lügt nicht!" — Das iſt es. Nur ſchade, daß nicht alle Welt das Herz auf der Zunge hat, oder daß Viele gar die Zunge, wie der Weiſe in Frankreich, in's Herz verſchließen. Wer nur in's Herz ſehen könnte! Aber da fehlt es. Mit den Völkern im Allgemeinen iſt's ſchon leichter als mit den Menſchen; das Sprüchwort iſt hier der Schlüſſel, und wenn ein deutſches Wahrwort ſagt: „Das Herz iſt reich oder arm, nicht die Kiſte," ſo ſchließt uns eben dieſer Schlüſſel die Herz- und Schatzkammer beider Völker auf und zeigt uns, welches reicher, welches ärmer iſt.

Die Liebe iſt der ſchönſte Edelſtein des Herzens, das reichſte Kleinod des Schatzes. Beide Völker berühren ſich hier oft in ihren Sprüchwörtern; und wenigſtens ſo lange, als von jener tändelnden Liebe, die kommt und geht und mit dem Heiligen zu ſpielen ſcheint, ſo wie von ihren nächſten Folgen die Rede iſt, reicht das deutſche Sprüchwort dem franzöſiſchen die Hand.

Vorerſt ſagt der Franzoſe: „L'amour fait passer le temps, le temps fait passer l'amour." Das muß nun wohl mitunter in Deutſchland auch der Fall ſein, oder beſſer, dieſer Zeitvertreib der Liebe und dieſe von der Zeit vertriebene Liebelei heißt auch in dem deutſchen Sprüchworte mitunter Liebe, wie etwa:

Frauenlieb iſt fahrende Hab',
Heute Lieb, Morgen ſchab' ab.

Und ich glaube gar, daß die Frauen oft genug das Recht haben mögen, das Sprüchwort umzukehren und auf die Männer anzuwenden. Die Männer maßen ſich überall ein Privilegium der Geſetzgebung an, und die Frauen müſſen oft darunter leiden. Wenn ich eine Frau wäre, ich würde zur Revolutions- und Emanzipationspartei gehören; aber wahrlich nicht um des Code Napoléon oder Codex Friderici, nicht um des Civil- oder Strafgeſetzbuches, ſondern einzig und allein um des Geſetzbuches der Weisheit auf der Straße willen. Dort handelt es ſich um einen lumpigen Mord und Todtſchlag, oder gar um Mein und Dein, Alles kaum des Redens werth, hier aber um die Ehre des Geſchlechtes, und ſich da hintangeſetzt zu ſehen, iſt auch zu arg.

Doch zurück zur Liebe. Vor Allem alſo iſt die Liebe in Frankreich ein passe-le-temps, ein Zeitvertreib, und daher iſt es denn natürlich: loin des yeux, loin du coeur. — Damit iſt nun Deutſchland ebenfalls halbwegs einverſtanden: „Aus den Augen, aus dem Sinn!" Beide Völker und beider Sprüchwörter ſagen ferner zugleich: „Amour aveugle raison," zu deutſch: „Die Liebe iſt blind." Und das wird ſchon ernſter. Luſtiger aber iſt, wenn beide die Liebe zum Tanzmeiſter machen, und zwar die franzöſiſche gar zu einem ſehr geſchickten, kunſtfertigen, dem's nicht Jeder gleichzuthun im Stande iſt, denn „Amour apprend aux ânes à danser."

Und es iſt bekannt, daß die Eſel ſchwerer tanzen lernen, als ſelbſt der ſchwerfälligſte Bär. Die deutſche Liebe ſcheint aber eine weniger kunſtfertige Tanzmeiſterin zu ſein, denn das Sprüchwort weiß nichts von den tan-

zenden Eſeln, ſondern begnügt ſich mit einem einfachen „Liebe lehrt tanzen.“

Noch in einem andern Sprüchworte treffen beide Völker zuſammen. Der Franzoſe ſagt:

Amours qui commencent par anneaux,
Finissent par couteaux,

was der Deutſche mit: „Zähe Liebe, lange Feindſchaft“ überſetzt. — Endlich haben beide Völker noch ein Sprüchwort, in dem ſie abermals ungefähr denſelben Gedanken ausſprechen, und zwar: „le honteux n'eut jamais belle amie!“ auf deutſch: „Blödes Herz buhlt keine ſchöne Frau.“

Aber wie übereinſtimmend auch dieſe beiden Sprüchwörter ſind, ſo deuten ſie doch einen Unterſchied, verſchiedenes Weſen bei beiden Völkern an. Bei dem Franzoſen gehört zur bonne aventure eine Doſis Unverſchämtheit, und das iſt oft genug Alles, wodurch der Sieger ſeine Gegnerin, wenn er ſie in eine Stellung bringt, wo ſie mit Anſtand nicht mehr zurück kann, zwingt, „de rendre les armes.“ Auch in Deutſchland gehört unſtreitig zu derartigem Siege Keckheit; aber das Sprüchwort fand doch für nöthig, das Herz mit in's Spiel zu bringen; die Unverſchämtheit ſcheint demſelben nicht auszureichen. Jedenfalls aber wird der Deutſche ſeltner ſich in dieſem Kampfe bewähren; er ſucht ihn wenigſtens nicht ſo oft, denn es ſteht geſchrieben: „Buhler geben ſchlechte Krieger.“ Und das iſt ſicher wahr in Deutſchland.

Der Charakter des Deutſchen iſt zu ernſt zu dieſem Kampfe, er ſucht anderswo den Zweck ſeines Lebens und Streitens. Die ewige Tändelei der ſpielenden Liebſchaften ſagt ihm nicht zu, und wer ſich in Deutſchland dieſem ſpielenden Kampfe lange ergeben kann, beweiſt ſchon dadurch, daß er nicht zum Kern der deutſchen Männer gehört. Aber nur in Folge des Ernſtes des deutſchen Charakters iſt das Sprüchwort wahr; dagegen in Frankreich wäre es eine Lüge. Ja, im Gegentheil iſt dieſer kleine Krieg in Frankreich eher eine Vorſchule des großen, und wer hier in dem erſtern weiß de faire les armes, dem kann man ſchon deßwegen halbwegs zutrauen, daß er auch anderswo ſeine Feinde zwingen werde, de rendre les armes. Denn wer zu dem Einen nicht gleich gut wie zu dem Andern taugt, iſt kein ganzer Franzoſe.

Die Redensart: rendre les armes, bei den Frauen, die endlich die

Digitized by Google

letzte Bitte ihres Geliebten erhören, iſt wieder, mir ſcheint es, bezeichnend und bekundet einen Charakterzug der franzöſiſchen Weiber. Man muß ſie zwingen, die Waffen zu ſtrecken, ſie beſiegen; die deutſchen Frauen — ergeben ſich. Die franzöſiſche Frau, was man auch von ihrem heißen Blute ſagen mag, iſt in Bezug auf die Liebe oft und meiſt ſo kalt, wie der Nordpol. Deßwegen iſt ſie im Stande, ſich bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen. Die Liebe iſt bei ihr meiſt nur ein Mittel zur Erreichung irgend eines Zweckes, der außer derſelben liegt; Stolz, Eitelkeit, die kälteſte egoiſtiſche Berechnung ſind nicht ſelten die einzigen Triebfedern, die das Herz in Bewegung ſetzen, und daher denn die Möglichkeit, ſich ſo lange zu wehren, bis dieſe Nebenzwecke erreicht ſind. Der Kopf iſt bei ihnen oft genug allein im Spiele, das Herz bleibt kalt. Es iſt eine allgemeine Bemerkung, daß die franzöſiſchen Frauen nie mit dem Gefühle, ſondern nur mit dem Witze kokettiren, nicht ihrem Herzen, ſondern ihrem Kopfe Luft machen. Koketterie iſt aber das kalte Spiegelbild der Liebe, und ſo tritt uns dies Bild in Frankreich, mit den Schmetterlingen des franzöſiſchen Esprit umgeben, entgegen.

Die deutſche Frau iſt in der Liebe viel weniger wehrhaft, als die franzöſiſche. Die Waffen ſtrecken iſt wenigſtens in Deutſchland keine allgemeine Redensart in dem angedeuteten Sinne; denn wie geſagt, die deutſche Frau ergibt ſich dem Geliebten, ſobald ſie einmal liebt und lieben kann und darf. Das Herz iſt hier mit im Spiele, der Kopf iſt Nebenſache. Wenn ein deutſcher Mann eine deutſche Jungfrau nur berührt, ſo fährt ſie ſchon zitternd zuſammen, denn ſie fühlt ihm gegenüber ihre Waffenloſigkeit. Und ſo iſt denn auch das Spiegelbild der Liebe, jener blaſſe Schatten Koketterie ein anderer als in Frankreich: anſtatt mit dem Witze ſpielt in Deutſchland die Kokette mit Gefühl und Gemüth. Sie iſt deßwegen nicht beſſer, ſondern ſchlechter, denn ſie ſpielt mit Höherem, Heiligerem. Doch iſt der Unterſchied nicht weniger wahr und bezeichnend, und wer Deutſchland und Frankreich kennt, hat gewiß tauſend- und abertauſendmal Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten.

Die angeführten ſind ungefähr alle Sprüchwörter, welche die Weisheit auf der Straße in Frankreich in dem Kapitel der Liebe aufzuweiſen hat. Der Kreis der Erfahrungen, der Spruchwahrheiten iſt ſo ziemlich geſchloſſen mit dieſen luſtigen, ſpielenden Schmetterlingen, mit jenem Zeitvertreibe, jener Blindheit der Liebe, ihrer Tanzmeiſterkunſt. Aber mir

Digitized by Google

will es dünken, als ob noch viel fehlte, als ob wir nur in der Vorhalle angekommen wären, als ob wir erſt in das Heiligthum ſelbſt eintreten müßten, vor dem wir bis jetzt tändelnd geſtanden.

— — Und wahrlich, dem iſt alſo. Ich kenne einen Spruch, der uns Einlaß verſchaffen wird.

„Das Herz lügt nicht!“

Da öffnet ſich das gewaltige Thor. Aber noch iſt der Weg verſperrt, und der Wächter mit flammendem Schwerte fragt, wer wir ſind? Hier die Parole: „Das Herz iſt reich oder arm — nicht die Kiſte.“

Tretet ein! — — —

Da wallten wunderbare Orgeltöne aus den tiefen Hallen des ſich vor uns öffnenden gothiſchen Doms hervor, und aus dem Chore drangen Frauenſtimmen wie Harfenklänge uns entgegen:

„Wo dein Herz, da dein Gott!“

Und in tauſendfachem Echo klang es wieder:

„Wo dein Herz, da dein Gott!“

Und ich ſank auf's Knie und betete mit:

„Wo dein Herz, da dein Gott!“

— — Dann wurde Alles ſtille. Nur wie ein leiſer Seufzer hauchte es durch die Hallen, und der Seufzer wurde bald zum Worte, und das Wort zum Liede, und abermals ſangen Mädchenſtimmen in die wallenden Orgeltöne hinein:

„Was liebt, das betrübt,
Was herzt, das ſchmerzt.“

Und andere ſeufzten ſingend ihnen Antwort gebend:

„Liebe iſt des Leides Anfang.“
„Keine Liebe ohne Leid.“

Und im Chore ſtimmten Alle ein:

„Wer mir Liebe erzeugt, der bereitet mir Sorge.“

— — Von Neuem ſchwieg die Orgel, tiefe Grabesſtille, Himmelsruhe herrſchte in dem heiligen Dome, und mich ergriff ein wunderbares Wehen, die Bruſt wurde zu enge, das Herz hob ſie hochauf, das Leid der Liebe, die Wohlluſt des Schmerzes, die Wonne der Wehmuth drohten ſie zu ſprengen. Da rauſchte es wie Taubenſittige über uns, und aus der Höhe drangen Engelſtimmen herab, in die ſich der Orgel ſchauervolle Töne miſchten, als ſie milde ſangen:

Digitized by Google

„Liebes geht über Schönes!“
„Liebe empfindet keine Arbeit!“
„Liebe iſt der größte Reichthum.“
„Liebe überwindet Alles.“

Und wieder ſchwiegen die wunderbaren Töne, und wieder herrſchte jene fromme Stille, bis von Neuem die Orgel anhub, und darin eine Mannesſtimme, nicht ſang, nicht ſprach, aber bis in die tiefſten Tiefen des Herzens drang:

„Liebe erwirbt Liebe.“
„Liebe wird um Liebe erkauft.“
„Liebe kommt der Bitte zuvor!“
„Der Liebe Wunden kann nur heilen, der ſie ſchlug.“

Und ob ich auch den Sänger, der ſo milde ſprach, ſo gottergeben ſang, weder hörte noch ſah, weil ſeine Lehre, ohne des Körpers zu bedürfen, vom Geiſte zum Geiſte drang, ſo ſagte mir doch mein Inneres, daß es dieſelbe Stimme, die einſt auf dem Berge gepredigt, und die Welt durch Liebe wiedergeboren habe. Ich fühlte die Wunden meines Herzens, die die Liebe geſchlagen, von Neuem bluten, aber ſie hatten keine Schmerzen mehr, denn ich wußte, daß die Liebe ſie heilen, daß die Liebe der Bitte zuvorkommen werde. — Wie lange dieſe Stimme in den Hallen wiederklang, ſie verklang zu ſchnelle. —

Endlich aber trat wieder tiefe Stille ein. Ein neuer Seufzer ſchwebte durch die Kirche, und aus den Vorhallen klang es wie ſanftes Wehklagen, und unter Thränen ſangen dort in Demuth reuige Sünder:

„Liebe und Geſang
Kennt keinen Zwang!“

Und eine Stimme von Oben antwortete:

„Liebe iſt der beſte Wächter.“

Aber jene ſeufzten nur tiefer, ſangen nur wehmuthvoller:

„Liebe und Noth
Kennt kein Geboth.“

Und dieſelbe Stimme von Oben antwortete wieder:

„Liebesſtück
Iſt kein Diebesſtück.“

Und die Orgeltöne ſchwellten von Neuem die Bruſt, der Dom hallte wieder von dem tauſendſtimmigen Chor aller Anweſenden:

„Wo dein Herz, da dein Gott.“

VII. Ehe und Familienleben.

Manger, boire et coucher ensemble,
C'est mariage, ce me semble.

— Ce me semble! Das iſt noch ſehr gnädig; denn es liegt darin eigentlich noch ein kleiner Zweifel, noch eine Art Gewiſſensſkrupel, ob nicht dennoch die Ehe etwas mehr heißen wolle. Aber die Franzoſen des neunzehnten Jahrhunderts ſind in der Mehrzahl über dieſen Zweifel hinaus, und ſo nennen ſie friſchweg ihre Maitreſſe ma femme. Das iſt die Regel; daß es auch Ausnahmen gibt, ſogar viele, iſt nicht zweifelhaft. Aber ſelbſt in der wirklichen Ehe ſieht die Maſſe der Franzoſen gewiß mehr das faktiſche Verhältniß, denn die Erfüllung eines höhern Lebenszweckes, eine geheiligte Verbindung zur Veredlung des Menſchen, zur Ausſöhnung der Thiernatur, die da eſſen, trinken und ſchlafen will, mit der höhern Geiſtesnatur des Menſchen, die ihren Zweck über die materiellen Bedürfniſſe des Lebens hinausſteckt.

Das deutſche Sprüchwort dagegen betrachtet von vorne herein die Ehe als etwas Höheres, als etwas über die phyſiſche Natur Hinausliegendes, und ſagt: „Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen," und ſo ſind

Mann und Weib
Nur Ein Leib,

und nicht nur um Tiſch und Bett handelt es ſich bei der deutſchen Weisheit auf der Straße, ſondern

Wenn Eheleute haben Einen Sinn,
So tragen ſie alles Unglück hin.

Leid und Freud, Glück und Unglück, Fluch und Segen gemeinſchaftlich tragend, ſich auf einander ſtützend, die Kraft des Mannes in der Milde des Weibes ihre Verſöhnung, die Schwäche der Frau in der Ausdauer des Mannes ihre Vervollkommnung findend, werden Beide erſt zu einem ſchönen Ganzen, und trotzen ſo gemeinſchaftlich, ſich wechſelſeitig erſetzend, allen Stürmen des Lebens.

Die große Mehrzahl der franzöſiſchen Sprüchwörter über die Ehe ſind von demſelben Geiſte beſeelt, der das obige geſchaffen hat. Daß eine ſolche Ehe, bei der nur die thieriſche Natur des Menſchen in's Spiel kommt, den Betheiligten nicht gerade zum Roſengarten werden kann,

Digitized by Google

verſteht ſich von ſelbſt, und das geſtehen denn die Franzoſen unverholen ein, denn: l'homme a deux bons jours, quand il prend sa femme, et quand il l'enterre. — Das deutſche Sprüchwort hat etwas Aehnliches; es ſagt mitunter: „Es iſt beſſer Weiber begraben, als zur Kirche führen." Dann heißt es noch: „Wem zu wohl iſt, der nehme ein Weib," oder gar in Weſtphalen:

Nimmſt du en Wyf,
So kriegſt du den Düvel up'n Lyf.

Das iſt nun beinahe eben ſo ſtrenge und boshaft, wie das franzöſiſche Sprüchwort. Aber ich habe die Hageſtolzen im Verdacht, daß ſie dies Sprüchwort ausgeheckt haben, wofür denn die Weisheit auf der Straße, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und ſtrenges Recht zu üben, den alten Jungfern erlaubte, ihren jüngern Schweſtern zuzurufen:

Nimmſt du einen Mann,
Um dein Glück iſt's gethan.

So haben ſich denn beide Geſchlechter in Deutſchland nichts vorzuwerfen, da ſie mit gleichem Maße gemeſſen werden. In Frankreich aber ſind Mann und Frau nicht gleich vor dem Geſetze des Sprüchwortes, was auch die Charte von 1830 dagegen einzuwenden haben mag. Und das iſt's, was man mit Recht eine Ungerechtigkeit nennen kann. Doch iſt das immer noch nicht der ſchlimmſte Vorwurf. Es kommt noch toller, wenn wir erſt hören, wie der Franzoſe ſagt: Qui perd sa femme et quinze sous, la plus grande perte c'est l'argent. — Es ſieht böſe aus um die franzöſiſche Galanterie, um die ritterliche Verehrung der Frauen, wenn ſie erſt zu Eheweibern geworden ſind und dem Gemahl gegenüber ſtehen. Der Deutſche iſt gerechter; auch er weiß, daß der Verluſt der Frau mitunter ein Glück ſein kann, und ſagt: „Wer ſich von einem böſen Weibe ſcheidet, macht eine gute Tagereiſe;" aber er erlaubt doch wenigſtens einen ſtrengen Unterſchied zwiſchen den guten und böſen Frauen, während der Franzoſe ſie alle nach einem Maßſtabe mißt und gute oder böſe über Bord wirft, keine mehr als fünfzehn Sous werth hält. — Selbſt die Liebe iſt nicht im Stande, ſein gräßliches Urtheil zu mäßigen, denn auch hier heißt es:

Qui se marie par amours,
Une bonne nuit, deux mauvais jours.

So ſcheint alſo Hopfen und Malz verloren und keine Hoffnung und

Rettung zu ſein. Doch nein! Ein Stern leuchtet noch den franzöſiſchen Eheleuten, Eine Möglichkeit, oder beſſer zwei bleiben übrig, die zu einem glücklichen Eheſtande führen können. „Pour faire bon menage, il faut que l'homme soit sourd et la femme aveugle.“ Da haben wir die Beſcherung, den ſchönen Troſt, die glückliche letzte Hoffnung.

Ich begreife nicht recht, warum gerade der Mann taub und die Frau blind ſein muß, warum nicht umgekehrt auch der Mann blind und die Frau taub ſein könnte. Wie ich auch über die Urſache nachdenken mag, ſo finde ich ſie nicht; und ſomit wird denn wahrſcheinlich Eines ſo gut als das Andere helfen, wodurch ſich die Möglichkeit der glücklichen Ehen in Frankreich verdoppelt und um die Zahl der blinden Männer und tauben Frauen vermehrt. Vielleicht gibt es noch andere Möglichkeiten; Eine deutet das Sprüchwort noch an, doch von dieſer Ausnahme weiter unten. Hier vorerſt noch die deutſchen Gegenfüßler der obigen franzöſiſchen Sprüchwörter.

Wenn die Liebe ſelbſt in Frankreich nicht vor dem Wehe des Eheſtandes retten kann, ſo ſcheint ſie in Deutſchland ſogar nothwendig zu ſein. Wenigſtens heißt es hier:

Gezwungene Ehe
Bringt Herzenswehe,

was denn doch wenigſtens für die freiwilligen, die aus Liebe geſchloſſenen Ehen einige Hoffnung läßt, da eben nur die gezwungenen als ein Unglück erſcheinen. Doch mag auch dieſer Schluß mitunter etwas gewagt ſein, denn am Ende heißt es auch:

Selten wohl und allweg wehe
Iſt täglich Brod wohl in der Ehe.

Ja „Eheſtand — Weheſtand“ reimt ſich auch in Deutſchland und bedeutet ungefähr eben ſo viel wie das Wort: le joug du mariage, das Joch der Ehe. Aber wie ſchlimm auch dieſe Sprüchwörter ſind, auf wie viele böſe Erfahrungen ſie auch hindeuten, ſo ſcheinen ſie doch immer das Vertrauen der Deutſchen nicht gänzlich zerſtört zu haben, ja eigentlich nur Ausnahmen zu behandeln. Denn andere Sprüchwörter außer dem angeführten: „die Ehen werden im Himmel geſchloſſen,“ ſprechen ſich zu klar aus und ſind zu unbedingte Vertheidiger des oft verläumdeten Ehe- und Weheſtandes, als daß es mit dieſem Wehe ſo ernſt gemeint ſein kann.

Vorerſt heißt es hier zwar noch: „Wer heirathet, thut wohl, wer

Digitized by Google

ledig bleibt, thut beſſer.“ Er thut alſo doch wenigſtens wohl. Und ich weiß nicht, mir ſcheint es, als ob hier ein franzöſiſches allgemeines Sprüchwort: „le mieux est l'ennemi du bien“ am rechten Orte wäre; denn die Weisheit auf der Straße ſagt ganz poſitiv: „Ledig ſein macht ſündlich,“ und Sünde iſt am Ende doch ſchlimmer als ein wenig Wehe und Unglück. Aber das deutſche Sprüchwort iſt noch klarer, wenn es ſagt:

Mann ohne Weib,
Haupt ohne Leib;
Weib ohne Mann,
Leib ohne Haupt daran;

und ſo bliebe es denn doch, trotz allen Hageſtolzen und alten Jungfern, wahr, daß die Ehen im Himmel geſchloſſen werden.

Wie es übrigens in den Ehen in Frankreich zugehen mag, wird ſchon aus den angeführten Sprüchwörtern klar, und deßwegen mag die Weisheit auf der Straße es für überflüſſig gehalten haben, ſich darüber klarer auszuſprechen; wenigſtens kenne ich keinen franzöſiſchen Spruch, der ſich insbeſondere auf das eheliche Verhältniß anwenden ließe. Vielleicht iſt jenes allgemeine Sprüchwort: „cache ta vie,“ von dem früher ſchon die Rede war, mit an dieſer Discretion ſchuld. So viel iſt aber gewiß, daß ſich in ſehr vielen franzöſiſchen Ehen bald ein Verhältniß entwickelt, welches auf einer Art von ſtillſchweigendem Vertrage beruht, nach dem der Mann die Frau, und die Frau den Mann den eigenen Weg gehen läßt und beide ſich ſo wenig als möglich um einander kümmern. Das ſind dann im Durchſchnitte noch ganz glückliche Ehen. Das Sprüchwort ſagt zwar:

Bon homme est bien le mary
Qui souffre à femme favory;

aber ich müßte mich ſehr irren, wenn die Neutralität nicht oft genug ſelbſt bis zu dieſem Punkte ginge. — Dieſer gegenſeitige, ſtillſchweigende Neutralitätsvertrag, zu dem in Frankreich in der höhern Geſellſchaft faſt alle Ehen, und ſelbſt im Mittelſtande und im Volke, wenn nicht die Mehrzahl, doch ein bedeutender Theil der Ehen führen, iſt gewiß in Deutſchland eine nicht oft vorkommende Ausnahme. Daher rührt es denn auch, daß in Deutſchland im Ganzen Ehezwiſte mehr an der Tagesordnung ſind als in Frankreich. Man würde ſolche hier wenigſtens in der höhern Geſellſchaft als ein wahres Vergehen gegen den guten Ton,

Digitized by Google

als einen ganz unerklärlichen Verſtoß gegen das Neutralitätsprinzip anſehen und ſich über die Eheleute, die ſich noch zanken können, als über ein ganz wunderbar ſentimentales Pärchen luſtig machen. In Deutſchland ſind, wie geſagt, die Ehezwiſte noch häufiger, „die Liebe will geneckt ſein," und ſo ſind dieſe Zwiſte ſelbſt ein Beweis eines innigern Verhältniſſes, einer näheren Berührung, einer wechſelſeitigen Beachtung, wie ihre Seltenheit in Frankreich gerade der ſchlagendſte Beweis der vollkommenſten Gleichgültigkeit iſt. Ich habe nur ein paarmal in Frankreich in höhern Ständen Ehen gefunden, in denen Hauszwiſte möglich waren und vorkamen, und ich fühlte mich ganz heimiſch in dem Kreiſe dieſer keifenden Paare, denn ich wußte, daß auch bei ihnen, wie in Deutſchland, es ein Wahrwort bleiben werde:

Hauszank
Dauert nicht lang,

oder auch

Hauszank und Hauseid
Machen nicht groß Leid;

und ſo freute ich mich zum Voraus bei jedem ſchmollenden Worte der zukünftigen Ausſöhnung, ſah den Regenbogen des Friedens in der Thräne, die in dem Auge der Frau perlte, den Sonnenſchein der Verſöhnung, der durch den ſtrengen Blick des Mannes wie hinter einer Wolke durchleuchtete.

Freilich mögen dieſe Hauszwiſte in Deutſchland mitunter weiter gehen, als es ſich eigentlich mit Ehre und Anſtand verträgt. Ich entſinne mich dagegen kaum je ſeit zehn Jahren, die ich in Frankreich lebe, geſehen zu haben, daß ein Mann ſeine Frau geſchlagen. Uebrigens wäre die Sache auch kaum thunlich; denn wie wir die franzöſiſchen Frauen kennen, ſind ſie ganz geeignet, ihren Herrn im Zügel zu halten, ja ſelbſt ihm im Falle der Noth die Spitze zu bieten. Genug, es kommt höchſt ſelten vor, daß in Frankreich ein Mann ſeine Frau thätlich mißhandelt, und wenn es einmal vorkommt, iſt es gewiß nur in der allertiefſten Klaſſe des Volks. In Deutſchland muß dies weniger ſelten ſein. Ich entſinne mich noch, wie wild ich auffuhr, als ich als neunzehnjähriger Jüngling zum erſten Male die Nibelungen las und an die Stelle kam, wo die ſchöne, vielgeliebte Grimhilde ganz gemüthlich erzählt, wie ſie der tapfere Degen Siegfried erbärmlich durchgebläut, als ſie ſein Geheimniß der Brun-

hilde verrathen. Ich bildete mir ein, gerade deßwegen habe ihn die Rache des Himmels in die Hände des grimmen Hagen gegeben. Doch wie dem auch ſei, ſo beweiſt ſchon dieſe troſtloſe Geſchichte, wie alt das Sprüchwort ſein mag: „Weiber führen das Schwert im Mund, darum muß man auf die Scheide ſchlagen.“ — Aber wie alt es auch iſt, ſo iſt es doch eine Schmach, und wäre es auch durch einen Helden wie Siegfried geadelt. Das aber ſieht das deutſche Sprüchwort eben ſo gut ein, denn es ſagt:

Wer ſchlägt ſein Weib,
Trifft ſeinen eignen Leib.

Oder auch: „Am Weibe ſchlägt der Mann ſeine Schande.“
— — Nachdem wir ſo geſehen, wie beide Völker die Ehe betrachten, können wir ſie auf's Freien ausſchicken. Hier ſcheint es nun beinahe, als ob es dem Franzoſen ſo ernſt um die Sache ſei als dem Deutſchen; die Beſcherung kommt hinten nach. Es wäre bös, wenn er ſchon als Bräutigam, auf Freiersfüßen, die Ehe aus demſelben Geſichtspunkte betrachtete, wie es der Fall nach dem Honigmonat iſt. Doch ſehen wir, wie er ſich in ſeiner Stellung als Freier benimmt. Hier heißt es denn vorerſt:

Fille honeste est moriginée
Est assez riche et bien dotée.

Es iſt dies abermals eines von den altfränkiſchen Sprüchwörtern, die nicht mit der Mode fortgeſchritten ſind, die nach der Rumpelkammer riechen. Wenigſtens zweifle ich, ob heute ſelbſt noch ein Schmied- oder Schreinersſohn in Frankreich mit der Ehrbarkeit und Sittlichkeit als Ausſteuer vorlieb nehmen wird. Die höhern Klaſſen haben für die Ausſteuer einen andern Maßſtab, der ſich auf ſo oder ſo viel tauſend Franken Renten reduzirt; der Reſt findet ſich. Ein zweites Sprüchwort iſt ebenfalls eine Art Antiquität geworden und heißt:

Ne t'y fourre pas chaudement,
Ou tu auras un coup d'estrille;
Mais pour procéder sagement,
De bonne mère prends la fille.

Das iſt Alles ſehr ſchön, aber auch dieſe Waare hat keinen ſonderlichen Cours mehr in Frankreich.

Digitized by Google

In Deutſchland heißt es vor Allem:

Des Menſchen Freien
Sein Verderben oder Gedeihen.

Die Sache iſt ſehr ernſt; das Lebensglück, die Zukunft hängt davon ab. Dann ſteht geſchrieben: „Heirathen iſt leicht, haushalten ſchwer,“ und darin liegt der Unterſchied. Es iſt nicht bloß auf miteinander eſſen, trinken und ſchlafen abgeſehen, ſondern auf eine förmliche Haushaltung, auf ein bleibendes Gemeinweſen. Deßwegen aber heißt es: aufgeſchaut!

Freien iſt wie Pferdekauf,
Freier thu' die Augen auf!

oder auch: „Willſt du eine Frau nehmen, zieh mehr die Augen als die Ohren zu Rath.“ — Das Sprüchwort lehrt endlich noch:

Heirathen mit Eile
Bereut man mit Weile.

Der deutſche Bauer aber iſt noch klarer und ſagt proſaiſch praktiſch: „Es freit ſich am beſten, wenn der Keſſel über'm Herde hängt.“ Wie geſagt, das iſt ſehr proſaiſch, und daher mag es denn auch kommen, daß die Flitterwochen in Frankreich zu Honigmonaten (lune de miel) werden, daß der Himmel hier etwas länger voll Geigen hängt, um dann zu jenem Neutralitätsvertrage überzugehen, von dem oben die Rede war. Der Honigmonat dauert etwas länger als die Flitterwoche, und das iſt der Erſatz für eine Ehe, die meiſt gar nicht das Anſehen hat, als ob der Himmel im Entfernteſten bei ihrem Abſchluſſe mit im Spiele geweſen wäre.

Nach den Flitterwochen und dem Honigmonat beginnt aber das Ehe-, das Familienleben. Schon nach den franzöſiſchen Sprüchwörtern über die Ehe könnte man ſchließen, daß es in der Regel ein eigentliches Familienleben in Frankreich gar nicht gibt; und dem iſt wirklich faſt ſo. Natürlich iſt hier zunächſt nur von den höhern Ständen die Rede. Sieht man ab von der ärmern Arbeiterklaſſe und vom Landmann, ſo gibt es kaum, ſelbſt materiell genommen, noch ein Familienleben in Frankreich. In den bei weitem meiſten Fällen ſuchen die Eltern ſo viel als möglich die Laſt der Kindererziehung von ſich abzuſchieben. Der Säugling, kaum geboren, wird, ehe er ſeine Mutter kennt, aus dem Elternhauſe verbannt und einer Amme übergeben, die ihn ſo lange nährt und erzieht, bis eine Bonne, eine Kindsmagd zu ſeiner Aufſicht

Digitized by Google

genügt. Aus der Hand dieſer kommt das Kind in die eines Hauslehrers oder einer Gouvernante, wenn die Eltern reich genug ſind, ſolche zu halten; im entgegengeſetzten Falle wandert es zum zweiten Male aus, um in eine Penſion verbannt zu werden. Der Knabe wächſt in derſelben zum jungen Mann (jeune homme, Jünglinge gibt es in Frankreich nicht) heran, und verläßt ſie, um zur Univerſität oder zur Vorbereitung auf einen andern Beruf überzugehen. Das Mädchen wird, die Penſion verlaſſend, in die Geſellſchaft eingeführt, um hier ſobald als möglich einen Mann zu finden, und zum dritten und letzten Male das väterliche Haus zu verlaſſen. Das Sprüchwort, ernſt, ſtrenge, gerecht, wie immer, charakteriſirt dieſes Unweſen mit Einem Worte, indem es ſagt:

Il n'y a plus d'enfans!

Und das iſt ſo ziemlich der einzige, ſich auf Familienleben beziehende Spruch, den ich kenne. Er iſt die totale Negation der Familie, und man muß die unbeſtechbare Logik der Weisheit auf der Straße bewundern, wenn ſie mit dieſem einen Sprüchwort Alles geſagt zu haben glaubt, was möglicherweiſe über franzöſiſches Familienweſen geſagt werden kann.

Die deutſche Sprache iſt in Bezug auf Familienleben an Sprüchwörtern wieder ſo reich wie möglich, und ſchon hiedurch zeigt ſich der ſchroffe Gegenſatz, der in dieſer Beziehung zwiſchen Frankreich und Deutſchland ſtattfindet. Vorerſt antwortet der Deutſche jenem troſtloſen Ausrufe des Franzoſen: Il n'y a plus d'enfans! durch ſein: „Viel Kinder ſind des Hauſes Segen,“ oder: „Viel Kinder, viel Vaterunſer, viel Vaterunſer, viel Segen;“ worin zugleich die religiöſe Richtung des deutſchen Familienlebens angedeutet iſt.

Doch um mit dem Anfange anzufangen, ſo heißt es in dieſer Beziehung zuerſt: „Daheim, — Geheim.“ In dieſen zwei Worten liegt ſo viel deutſches Weſen, daß ſie mit Einem Schlage uns das Innere des deutſchen Hauſes öffnen. Wir haben ſchon früher geſehen, daß der Franzoſe der Geſellſchaft, dem Salon, der Tribüne, der Deutſche dagegen dem engern Kreiſe der Familie angehört. Jenes „daheim, geheim“ iſt der Stempel, durch den dieſe Ureigenſchaft beſiegelt wird. Ja, geheim, innig wohl und glücklich fühlt ſich der Deutſche nur zu Hauſe, nur daheim, und deßhalb heißt es auch:

Oſt, Süd und Weſten,
Daheim iſt's am beſten.

Digitized by Google

Man hat dieſe Eigenſchaft oft beſpöttelt; ſie gehört mit zum Philiſterweſen des Deutſchen, ſo lange die Recht haben, die ſich in neuerer Zeit oft das Recht anmaßten, über ſo Manches den Stab zu brechen. Wenn jener Hausfriede den Deutſchen feſſelte, wenn er ihn verhinderte, den Wanderſtab zu ergreifen und in die Fremde zu ziehen, ſo möchten ſie Recht haben; aber die Wanderluſt der Deutſchen iſt bekannt. Das Sprüchwort bekundet die Liebe zum väterlichen Herde, das treue Andenken an alles Schöne und Heilige im Leben, an den erſten Freund, die erſte Geliebte, an Mutter, Vater, Schweſter, Bruder. Auch die Liebe iſt Philiſterthum für den, dem jenes „daheim, geheim“ nur die philiſterhafte Saite im Menſchenherzen anſchlägt. Wer aber bei der Liebe, in dem Frieden des Hauſes nicht vergißt, daß es ein Höheres, einen Gott, eine Gerechtigkeit, ein Vaterland gibt, die ſelbſt das Opfer jenes „daheim, geheim“ verlangen können, darf getroſt den ſchönen Spruch in ſeinem Herzen tragen, ohne den Vorwurf der Philiſterhaftigkeit zu befürchten, und nur wer das Höhere nicht kennt, hat auch für das Geringere keinen Maßſtab. Wenn die Deutſchen heute oft mehr als nöthig Philiſter ſind, oder zu ſein ſcheinen, ſo liegt die Urſache anderswo, als in jenem „daheim, geheim!“ Es iſt das die Folge eines tauſendjährigen, durch geſchichtliche Verwickelungen begründeten Widerſpruchs im germaniſchen Weſen zwiſchen deutſchen Sitten und Gebräuchen und römiſchen und ruſſiſchen Inſtitutionen, wodurch eben Sitten und Gebräuche in den engen Kreis des Hauſes eingezwängt wurden und ſich im größern und äußern Leben nicht geltend machen konnten.

Wer in dem „daheim, geheim“ den Schlüſſel zum deutſchen Familienleben gefunden hat, wird auch bald ſehen, daß die Liebe, Elternliebe, Kindesliebe die Hausgötter ſind, die das ſchöne Band inniger Anhänglichkeit um den Kreis der Hausgenoſſen ſchlingen. Die Mutter ſteht hier oben an; ihr Herz iſt ein ewig flammender Opferherd, auf dem das Feuer der Liebe nie erliſcht, denn:

Muttertreu
Wird täglich neu.

Sie ſorgt und ſchafft, und nichts iſt ihr zu gering, nichts iſt ihr zu groß, das ſie nicht vollbrächte, wenn es ſich darum handelt, ihrem Kinde einen Dienſt zu leiſten.

Und iſt eine Mutter noch ſo arm,
So gibt ſie ihrem Kinde warm.

Ja: „Wenn's Kind zahnt, ſoll die Mutter den Unterrock verkaufen, um ihm Wein zu geben." Das iſt zu einem poſitiven Geſetze geworden, und die Mütter ſelbſt waren die Geſetzgeberinnen.

Die Liebe der Mutter zum Kinde thut aber noch andere, mittelbare Wunder. Sie wird zu einem neuen Bande zwiſchen Mann und Weib, und auch dafür iſt ein freilich etwas derbes, aber gerade deßwegen um ſo tiefer wurzelndes Sprüchwort ein klarer Beweis, wenn der ſchlichte Arbeiter den Erfahrungsſatz ausſpricht: „Kleinkinder-Sch.... iſt der beſte Kitt für Weibertreue." Ein einziges Wort aber bezeichnet den tiefen Abſcheu, die innige Verachtung des Deutſchen gegen eine Mutter, die nicht Mutterliebe im Herzen trüge: dieſe nennt er eine Rabenmutter. — Die Mutter iſt die hohe Prieſterin des ewig reinen, jungfräulichen Feuers, das auf dem Opferherde der deutſchen Familie glüht, und ihr Beruf iſt ein ewiges Opfer, und dabei das reinſte Blut ihres Herzens unaufhörlich die Gabe, die ſie der Liebe bringt. Mit dem erſten Lallen des Kindes fließt daſſelbe in Strömen und ſtockt erſt, wenn ſie den letzten Seufzer ausgehaucht hat.

Aber nicht nur dem Kind, dem eigenen Fleiſch und Blut, iſt die Mutter in Liebe und Aufopferung zugethan. Wir haben an einer andern Stelle geſehen, daß die deutſchen Frauen eben ihrem ganzen Weſen nach zu Hausfrauen geſchaffen ſind, und hier fanden wir denn auch das ſchöne Sprüchwort: „Wo keine Frau, da geſchieht dem Kranken Leid," indem die Hausmutter überhaupt zur Krankenwärterin wird, ſorgend und pflegend, ihre Ruhe opfernd. Ueberall geſchäftig, überall liebend, überall ſich hingebend, iſt die Mutter der ſchönſte Ausſpruch der höchſten Liebe, ein Bild, das in einer Mutter Gottes ſein Ideale finden könnte.

Der Mann, der Vater, tritt uns ernſter im deutſchen Sprüchworte, im deutſchen Familienleben entgegen. Er iſt der Schaffner, der Ernährer, und ſorgt für das Ganze. Vorerſt aber heißt es hier:

Mann, nimm deine Hau,
Ernähr deine Frau.

So ſoll es ſein. Aber nicht nur die Frau, ſondern auch die Kinder nährt er, und zwar heißt es: „Kleine Kinder, kleine Sorgen, groß

Kinder, große Sorgen.“ — Ein ferneres Sprüchwort ſagt: „Ein Vater ernährt eher zehn Kinder, als zehn Kinder einen Vater;“ und dieſer Spruch hat einen böſen Klang, und um ſo böſer, je wahrer er ſein mag Die Schuld liegt indeſſen ſicher mehr in der Natur der Verhältniſſe, als im Mangel an Liebe, mitunter freilich auch hieran. In der Regel aber bildet ſich um den erwachſenen Sohn bald eine neue Familie, neue Verhältniſſe, die ihn auf die Zukunft anweiſen und ſeinen Blick von der Vergangenheit ablenken. Dies iſt überhaupt das Geſetz der Fortpflanzung, der irdiſchen Verewigung des Menſchen, daß die Zukunft ihn die Vergangenheit vergeſſen läßt, daß der Vater ſich in ſeinen Söhnen, in ſeinen Enkeln wiedergeboren ſieht, und deßwegen eher für dieſe ſchafft und ſorgt, als für ſeinen Vater. Die neue Familie des Sohnes tritt nur zu oft in ein fremdes Verhältniß zu der der Eltern, wie dies ſchon aus den Sprüchwörtern: „Sohnes Weib haßt Mannes Mutter,“ oder weſtphäliſch: „Det Mannes Mooder, der Frauen Düvel“ hervorgeht.

Dieſe beiden Sprüchwörter deuten noch auf eine andere Eigenthümlichkeit deutſchen Weſens, und beſonders deutſchen Familienlebens hin. Wir haben früher geſehen, daß der Deutſche eine abgeſchloſſenere Individualität beſitzt als der Franzoſe. Dieſe trägt er in die Familie mit über. „Eigener Herd iſt Goldes werth,“ iſt das Sprüchwort, das vor Allem dieſe Familienindividualität bezeichnet. Und in Folge dieſer Eigenſchaft ſagt die Weisheit auf der Straße:

Wär' auch ein Haus ſo breit wie der Rhein,
Gehören doch nur Ein Herr und Eine Frau hinein;

oder noch ſchlagender: „Halbes Haus, halbe Hölle.“

Wenn dieſes Sprüchwort in Frankreich wie in Deutſchland ein Wahrwort wäre, ſo wäre ganz Frankreich, wenn auch keine ganze Hölle, doch ein ganzes Fegefeuer von einem Ende bis zum andern. Denn hier gibt es ſelbſt in den Provinzialſtädten nur höchſt ausnahmsweiſe eine Familie, die allein ein ganzes Haus bewohnt. In Paris wohnen oft zehn und zwanzig in einem und demſelben Hauſe, und nur die Extreme, die ſich hier, wie überall berühren, der Schuhflicker, der écrivain publique in ihrer hölzernen Barake an den Ecken der Straßen, und die Grafen, Herzoge und reichen Bankiers können ſich hier rühmen, ein ganzes Haus zu bewohnen.

In Deutſchland iſt, ſelbſt in den Landſtädten, die Mehrzahl der Häu-

Digitized by Google

ſer ſo gebaut, daß ſie meiſt nur für eine Familie ausreichen. Man braucht nur die Häuſer anzuſehen, die todten Steine zu fragen, die Maſſe von Kaminen auf den Dächern der franzöſiſchen Häuſer zu zählen, die auf eben ſo viele Herde, Küchen und Familien hindeuten, um auf eine Urverſchiedenheit beider Völker zu ſtoßen. In Frankreich das Verſchwinden der Individualität ſowohl des einzelnen Menſchen als der Familie, und deßwegen die Möglichkeit eines raſchern Anſchließens, eines ſchnellern gemeinſchaftlichen Handelns; in Deutſchland das Hervortreten größerer perſönlicher und Familienindividualität, und deßwegen eine ſtrengere Abgeſchloſſenheit, die dem gemeinſchaftlichen Handeln im Wege ſteht.

„Und ſomit iſt die Familie, wie ſie in Deutſchland beſteht, ein öffentliches Unglück,“ höre ich mir einwerfen. Ja, wenn ſie nur dieſe Eine Folge hätte! Aber ſie hat deren noch unendlich viele, und um dieſer willen iſt ſie nothwendig und ein Glück. Die größere Individualität, das ſtrengere, innigere, abgeſchloſſenere Familienleben gehören zur Natur des Deutſchen und ſtellen ihn als Individuum höher als die meiſten andern Völker. Wenn aber dieſe kräftiger ausgeſprochene Individualität im öffentlichen Leben oft der Vereinigung, dem gemeinſamen Handeln entgegenwirkt, ſo ſuche man ſie eben im öffentlichen Leben zu bekämpfen, ſo ſchaffe man Inſtitutionen, die zum gemeinſchaftlichen Handeln geeignet machen, erdenke ein öffentliches Erziehungsſyſtem neben der Privaterziehung in der Familie, eine Bürgererziehung neben der Kindererziehung; gebe dem Volk als Volk Gefühle, Ideen, Grundſätze, für die es ſich zu begeiſtern im Stande iſt, denen jeder Einzelne als Individuum folgen kann, ohne zur Maſchine werden zu müſſen. Man gewinne die Ueberzeugung jedes Mannes, und dann werden eben die Männer von geſchloſſener, kräftiger, ſelbſtſtändiger Individualität mehr werth ſein als ſolche, die ſich leichter ſchaarten, leichter zu einem gemeinſchaftlichen Handeln gebracht wurden, weil es eben leichter iſt, die Unſelbſtſtändigkeit zu lenken, als die Selbſtſtändigkeit zu überzeugen, weil ſich Holz leichter biegt als Eiſen.

Ohne Familie keine Erziehung, und deßwegen iſt die Familie nothwendig. Erziehung iſt, wie ich ſchon anderswo angedeutet, die Entwicklung des Gefühls, der Liebe, des Pflichtgedankens, der Moral, und dieſe können eben nur durch Liebe erzeugt werden; die Lehre allein vermag dies nun und nimmermehr, und wo nur dieſe die eigent-

Digitized by Google

liche Erziehung übernehmen ſollte und je übernommen hat, ſchuf ſie ſtets ein Baſtardſyſtem, das alle Liebe, alles Pflichtgefühl, alle Moral in egoiſtiſchen Sophismen ertränkte.

Wir haben geſehen: „il n'y a plus d'enfans“ in Frankreich. Aber man könnnte eben ſo gut ſagen: il n'y a plus ni de pères ni de mères, il n'y a plus de familles. Und deßwegen iſt es denn ebenfalls eine unumſtößliche Wahrheit, daß es in Frankreich keine eigentliche Erziehung mehr gibt, was man auch für den Unterricht gethan hat und noch alle Tage thun mag. Ob Urſache oder Folge, einerlei; genug, es iſt ebenſo wahr, daß in Frankreich nur der Geiſt eine höhere Entwicklung erhält, während Gemüth und Gefühl ein ödes Kieſelfeld ſind, das keine Frucht mehr trägt. Und wie nur Gefühl und Gemüth, nur Liebe zum Pflichtgedanken, zur Moral führen, ſo iſt in Frankreich der Pflichtgedanke wie das Gefühl und Gemüth in der Regel nur noch, gleich dem gefrorenen lebendigen Athem, der an der eiſigen Fenſterſcheibe erſtarrt, in lebloſen, cryſtalliſirten Phraſen, in der ſich ſelbſt täuſchenden Dichtung oder in bewußter Heuchelei vorhanden.

Das Sprüchwort iſt hier abermals ein Beweis für die Wahrheit des Satzes: ohne Familie keine Erziehung. Denn wir finden in Frankreich, où il n'y a plus d'enfans, nur ein einziges Sprüchwort, das ſich auf die Erziehung bezöge. Es heißt: „Qui bien aime, bien châtie.“ Das wiſſen die Franzoſen ſo gut wie die Deutſchen, aber ich zweifle, daß ſie oft das Sprüchlein anzuwenden Gelegenheit haben. Die Amme, die Bonne, die Gouvernante, der Hauslehrer werden milde genug gegen die Kinder ſein, denn wo ſoll die Liebe, die ſtrenge Zucht bei ihnen herkommen?

In Deutſchland heißt es vorerſt im Allgemeinen:

Gute Zucht,
Gute Frucht.

oder auch:

Wie die Zucht,
So die Frucht.

Und das deutſche Sprüchwort ſetzt noch hinzu: „Zucht iſt das beſte Heirathsgut.“ Liebe und Strenge, Milde und Ernſt, je nachdem das Eine oder das Andere nothwendig, ſind die Mittel der Erziehung. „Die beſte Zucht ſind gute Worte und harte Strafen.“ — Und um

Digitized by Google

den guten Worten beſſern Eingang zu verſchaffen, lehrt das Sprüchwort: „Gehorſam macht fromm.“ Wo das aber nicht ausreicht, da droht es mit Unglück, Noth und Elend und ſagt: „Wer den Eltern nicht folgen will, muß dem Kalbfell folgen.“ — Dieſes Sprüchwort gehört noch der alten guten Zeit an, wo man ſich einen Schulmeiſter nicht anders denn wie einen Korporal mit dem Haſelſtock als Zepter denken konnte. Doch kommt darauf nichts an. Das Sprüchwort bewährt dadurch nur, wie ernſt es ihm um die Sache iſt, und ſo ſagt es denn weiter ohne Umſtände: „Schläge machen weiſe,“ oder: „Je lieber Kind, je ſchärfere Ruthe.“ Ob gerade die Ruthe und Schläge die beſte Art des Ernſtes und der Strenge ſind, bleibe dahingeſtellt. Genug, das Sprüchwort will eine tüchtige Erziehung, ohne Mitleid, wenn's eben Noth thut, Mitleidloſigkeit zu zeigen; denn „barmherzige Mütter ziehen lauſige Kinder.“ — Aufſicht aber iſt noch mehr werth als Milde oder Strenge, denn „wenn's der Vater ſieht, thut's der Sohn nicht;“ wodurch überhaupt die deutſche Erziehung etwas von dem Feuerbach'ſchen Abſchreckungsgeſchmack verliert, den ſie ſonſt in dem „Schläge machen weiſe“ ein wenig zu vorherrſchend haben möchte. Die Folgen einer ſolchen Aufſicht und mildſtrengen Erziehung ſind gute Sitten. „Wo Furcht, da Scham,“ und „Scham hindert Schande.“ Wo aber „keine Scham iſt, iſt auch keine Tugend,“ oder: „Wo keine Scham, iſt auch keine Ehre.“ Und in demſelben Geiſte heißt es ferner: „Tugend macht edel, aber Adel gibt keine Tugend,“ und dieſe ſteht höher als Reichthum und Ehren, denn „Tugend bedarf des Glückes nicht;“ ja „Tugend wächſt im Unglück,“ und „verdunkelte Tugend leuchtet heller.“ Endlich ſagt das Sprüchwort zum Schluß noch:

Alles vergeht,
Tugend beſteht.

Die Franzoſen erkennen den Werth der Sitte und Tugend ſo gut wie die Deutſchen an. Sie wiſſen: „Les moeurs sont un collier de perles: ôtez le noeud, tout défile.“ Es iſt dies gewiß eines der ſchönſten Sprüchwörter, die es gibt. Der Franzoſe ſagt ferner: „Bonne renommée vaut mieux, que ceinture dorée.“ Aber es iſt ein weiter Weg von der Theorie zur Praxis, und nicht alle ſind Chriſten, die nicht anſtehen, die Gebote der Pflicht und der Liebe anzuerkennen. Sitten, Moral, Pflichtgefühl, Tugend können nur Folge der Entwicklung des Gefühls

im Allgemeinen ſein; das Gefühl kann nur durch Liebe geweckt, nur durch eine liebevolle Erziehung in das Herz des Kindes gelegt werden; eine ſolche Erziehung aber iſt nur in der Familie möglich, und unmöglich da, où il n'y a plus d'enfans.

VIII. Freundſchaft.

Geiſt und Körper, Himmel und Erde, Poeſie und Proſa, das iſt der leidige Dualismus der Welt. Es iſt gräßlich, überall zu ſehen, wie der Ochs den Pegaſus in ſeinem Fluge hemmt, oder auch, wie der Pegaſus den Ochſen in ſeinem geſetzten, ruhigen Gange ſtört, ihn rechts und links hinſtößt, daß er ſtolpert und gar nicht weiß, wie ihm geſchieht. — Und doch iſt dieſer Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Körper, zwiſchen Poeſie und Proſa, dieſe ſich überall vergegenwärtigende Doppelnatur, nothwendig, und der liebe Herrgott wußte ganz gut, warum er ſie in dasſelbe Joch ſpannte. Poeſie ohne Proſa, Geiſt ohne Körper iſt Wahnſinn, ein Geſpenſt; Proſa ohne Poeſie, Körper ohne Geiſt iſt eine faulende Leiche. Wenn ſich dieſe Doppelnatur in einem einzelnen Menſchen, oder in einem Volke zur Einheit auflöſen könnte, ſo würde dies zu einem dieſer beiden Extreme, zum Wahnſinn oder zum Tode, zur geiſtigen oder zur materiellen Vernichtung führen. — Wenn aber beide auch noch ſo feſt in daſſelbe Joch geſpannt ſind, Eines nicht ohne das Andere beſtehen kann, ſo iſt dennoch ihr beiderſeitiges Leben ein ewiger Kampf, und der Sieg des Einen oder des Andern bedingt das Weſen jedes einzelnen Menſchen, jedes Volkes. Die Deutſchen ſind Spiritualiſten, die Franzoſen Materialiſten, was man meiſt ſo nennt; denn wie geſagt, der reine Spiritualismus findet nur im Narrenhauſe, der reine Materialismus nur im Sarge ſeine Vertreter.

In allen ächt volksthümlichen Eigenſchaften bekundet ſich dieſer Gegenſatz zwiſchen Franzoſen und Deutſchen, und überall zeigt ſich hier die vorherrſchende geiſtige Richtung, während dort die materielle Seite des menſchlichen Dualismus die Zügel führt. Und es iſt das nicht erſt ſeit heute und geſtern der Fall. Die Encyclopädiſten, Voltairiſten, denen man gerne dieſe Richtung der Franzoſen zuſchreibt, waren nur Folgen, nicht aber Urſache jener Richtung, die tiefer liegt, als in der Laune,

Digitized by Google

dem Witz und Talente von einem halben Dutzend Menſchen, die in den Urgeſetzen und Sitten der Celten, in dem Pfropfreiſe des Römerthums, das auf den Baum des Celtenthums gepflanzt wurde, ſo tief wurzelte, daß ſchon die erſte Blüthe die Frucht verkünden mußte; wie denn nicht weniger die erſten Knospen germaniſcher Sitte ſchon bei den halbwilden rieſigen Barbaren des Nordens die ſpiritualiſtiſche Richtung andeuteten.

Die bereits angeführten Sprüchwörter über die Liebe, die Ehe, die Familie haben dieſen Gegenſatz zwiſchen Franzoſen und Deutſchen klar genug gezeigt: die Idee beherrſcht hier die Thatſache, die Thatſache dort die Idee. In der Freundſchaft beſteht nun daſſelbe Verhältniß, derſelbe Gegenſatz.

Dem Deutſchen mit poetiſchem Herzen iſt die Freundſchaft etwas Höheres als ein materielles Bedürfniß, dem Franzoſen ſelten mehr; wenigſtens berechtigen die Sprüchwörter beider Völker vollkommen zu dieſem Schluſſe. Wie es in Deutſchland heißt: „Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen,“ ſo ſagt man hier ebenfalls: „Freundes Stimme iſt Gottes Stimme,“ wodurch der Freundſchaft gleichſam ihre höhere Weihe ertheilt wird. „Gleichgeſinnt macht gute Freunde,“ zeigt die Quelle der Freundſchaft, und ſo wie gleiche Geſinnung, gleiche Anſichten, Grundſätze und Gewohnheiten das Bündniß ſchließen, ſo iſt dann auch „ein Freund des andern Spiegel.“ In dieſen Sprüchwörtern bekundet ſich das geiſtige Element der Freundſchaft klar genug; ein anderes zeigt den Ernſt an, mit dem der Deutſche bei der Wahl ſeines Freundes zu Werke geht: „Um den Freund zu erkennen, muß man erſt einen Scheffel Salz mit ihm gegeſſen haben;“ und darum heißt es denn auch: „Neuer Freund, neuer Wein;“ er brauſt, betäubt, und das iſt Alles. Im Gegenſatze heißt es ferner: „Alter Freunde, alten Weines und alter Schwerter ſoll man ſich tröſten.“

Gleichheit der Geſinnung, langjährige Prüfung und Ausdauer ſind alſo die erſten Erforderniſſe, die unerläßlichen Bedingungen einer Freundſchaft, in der die Stimme des Freundes zur Stimme Gottes werden ſoll. Aber es gehört noch ein Weiteres dazu, um ihr dieſe hohe, geiſtige Stellung zu ſichern, denn „verkehrte Freundſchaft iſt Feindſchaft;“ und dadurch deutet das Sprüchwort hinlänglich an, daß die Gleichheit der Geſinnung eben auf dem Moralprinzipe, auf höherem Recht- und Pflichtgefühl beruhen muß, wenn nicht eine Freundſchaft, die ſich auf entgegen-

Digitized by Google

geſetzte Prinzipe, auf eine Gleichheit der Geſinnung im Schlechten, auf ein Bündniß des Unrechts oder gar des Verbrechens ſtützt, für beide Freunde die Folgen der Feindſchaft haben, das Unglück und den Untergang Beider nach ſich ziehen ſoll.

Sucht man hiernach die Baſis, die Urelemente der Freundſchaft im franzöſiſchen Sprüchworte, ſo ſtößt man gleich auf den angedeuteten Gegenſatz. Der praktiſche, etwas materielle Franzoſe geht von einer ganz andern Grundanſicht aus, als der viel unpraktiſchere, ſpirituelle Deutſche. Die Urſache der Freundſchaft iſt ihm eine gute, untadelhafte Rechnung zwiſchen beiden Freunden: „Les bons comptes font les bons amis,“ und dieſe Freundſchaft, die auf dem Intereſſe beruht, will natürlich auf dieſelbe Weiſe, wie ſie entſtanden iſt, auch unterhalten ſein, und deßwegen heißt es: „Les petits cadeaux entretiennent l'amitié.“ Die Weisheit auf der Straße kennt in Deutſchland keinen einzigen Spruch, der dieſen beiden auch nur annähernd an die Seite geſetzt werden könnte. Nur als Ironie heißt es mitunter in Deutſchland: „Siedet der Topf, ſo blühet die Freundſchaft,“ wo aber wahrlich nicht von der Freundſchaft die Rede iſt, die aus gleicher Geſinnung und langer Prüfung hervorgeht.

Dieſer Gegenſatz läuft mehr oder weniger offenbar durch alle andern Sprüchwörter beider Völker durch. Der Franzoſe ſagt:

> Bien savoir fait amis,
> Et vrai dire ennemis.

Das savoir faire der Franzoſen ſchließt alſo die Freundſchaftsbündniſſe, und im Gegentheil, wer die Wahrheit ſagt, kann ſicher ſein, nur auf Feinde zu ſtoßen. Hier, wie oben, iſt es alſo das materielle Intereſſe, welches vereinigt, die Wahrheit, das geiſtige Intereſſe, welches trennt. Die deutſchen Sprüchwörter, die dem obigen halbwegs korreſpondiren, huldigen einem ganz andern Grundſatze. Hier heißt es vorerſt: „Den Freund ſtrafe heimlich, lobe ihn öffentlich.“ Alſo nicht bloß die Wahrheit darf der Deutſche ſeinem Freunde ſagen, ſondern er darf und ſoll ihn gar ſtrafen, wo er Strafe verdient. Die Liebe aber, die Freundſchaft verlangt von ihm das Opfer, daß er ſeinen Zorn zurückhalte, bis der Freund dem Freunde allein gegenüberſteht. Und wahrlich, das Sprüchwort iſt ſo ſchön, ſo tief gedacht, ſo mild menſchlich und menſchenfreundlich, daß kein Geſetz aller Weiſen der Welt etwas Schöne-

res und Tieferes aufzuweiſen hat. — Und in demſelben Geiſte ſetzt das Sprüchwort hinzu:

Freundes Gebrechen ſoll man kennen und tragen,
Nicht aber nennen und nagen.

Allein könnte dies Sprüchwort dem franzöſiſchen: „et vrait dire fait ennemis“ nahe kommen; aber mit dem vorhergehenden zuſammengeſtellt, zeigt ſich der Unterſchied: die Gebrechen öffentlich zu nennen und zu rügen, verbietet die Straßenwahrheit; kennen und tragen ſoll man ſie und dann heimlich den Freund dafür ſtrafen. Bei ſolcher Freundſchaft iſt es natürlich, daß „guter Freunde Schelten und Verſöhnen ſich von ſelbſt findet.“

Ganz in demſelben Geiſte fährt das franzöſiſche Sprüchwort fort und ſagt: „La *complaisance* fait connaître l'amitié; la *franchise* engendre la haine.“ Der Gegenſatz tritt hier noch klarer hervor, und die deutſchen Sprüchwörter, die hieher paſſen, ſind die direkten Antipoden des franzöſiſchen. Es heißt vor Allem: „Freundes Unrecht geſtatten, iſt ſelbſt Unrecht thun,“ und deßwegen iſt denn in Deutſchland auch, wie wir bereits geſehen, „verkehrte Freundſchaft Feindſchaft;“ denn ſie geſtattet Freundes Unrecht und thut ſelbſt Unrecht, indem ſie nicht wagt, den Freund zurückzuhalten, indem ſie die complaisance der franchise vorzieht. Ja, das deutſche Sprüchwort warnt vor dieſer ewig lächelnden Freundſchaft, die den Ernſt des offenen Tadels nicht kennt, denn: „Es iſt nicht jeder dein Freund, der dich anlacht,“ oder noch klarer:

Lach mich an, gib mich hin,
Iſt des falſchen Freundes Sinn.

In Folge der urſprünglichen Auffaſſung der Freundſchaft bei beiden Völkern ſagt der Franzoſe: „Ami au prêter, ennemi au rendre,“ eine Erfahrung, die der Deutſche ebenfalls mitunter gemacht haben muß, denn auch bei ihm heißt es: „Was du dem Freunde leihſt, das mahnt der Feind.“ Der Deutſche beſtätigt die bewährte Erfahrung durch eine klarere Klugheitsregel, welche heißt:

Bei jedem Freunde halte ſtill,
Der dich nur, nicht das Deine will;

ſetzt aber noch hinzu: „Was der Freund bekommt, iſt unverloren,“ um ſo der Erfahrungswahrheit und der Klugheitsregel den höhern Grundſatz der aufopfernden Freundſchaft an die Seite zu ſtellen, auf daß der Freund

Digitized by Google

den Freund um der Klugheit willen nicht im Stiche laſſe, aus Furcht, den Freund, dem er geliehen, als Feind mahnen zu müſſen.

Trotz jenes „ami au prêter, ennemi au rendre“ fühlt doch der Franzoſe, ſo gut wie der Deutſche, daß die eigentlichen Probirſteine der Freundſchaft Aufopferung und Hingebung ſind, und ſagt deßwegen: „au besoin on connaît l'ami,“ was der Deutſche wörtlich überſetzt: „Den Freund erkennt man in der Noth.“ Die Freunde in der Noth aber ſind ſelten:

Freunde in der Noth
Gehen zehn auf ein Loth,
Und ſo ſie ſollen behülflich ſein,
Gehen zehn auf ein Quintlein.

Da ſollte es nun freilich ſchwer werden, ein Schock voll in der ganzen Welt zu finden. Die wahren Freunde mögen allerdings überall ſelten genug ſein; wo es aber ſolche gibt, da bleibt auch das deutſche Sprüchwort: „Glück macht Freunde, Unglück prüft ſie,“ ein Wahrwort.

Daß die wahren Freunde ſelten genug ſind, weiß abermals das Sprüchwort in Frankreich ſo gut als in Deutſchland, und deßwegen ſagt der Franzoſe geiſtreich: „cent amis c'est peu, un ami c'est beaucoup;“ während der Deutſche ihm ſchlichtweg antwortet:

Eines Freund,
Keines Feind.

Ein ſolcher Freund iſt dann aber auch ein wahrer Schatz: „un bon ami vaut mieux que cent parents.“ Das deutſche Sprüchwort iſt noch ſchlagender, hier iſt der Freund nicht nur ein Schatz, ſondern ein Bedürfniß, denn es heißt: „Freunde thun mehr Noth denn Feuer, Waſſer und Brod,“ oder auch: „Freunde ſind über Silber und Gold;“ endlich noch: „Ohne Bruder kann man leben, nicht ohne Freund,“ was beinahe überflüſſig macht, noch hinzuzuſetzen: „Ein Freund in der Noth iſt beſſer als ein Bruder in der Ferne.“ Bezeichnend genug in einer andern Beziehung iſt aber wieder der Zuſatz: ein Bruder in der Ferne; denn der Schluß liegt nahe, daß ein Bruder in der Nähe am Ende in Deutſchland eben ſo viel werth ſein könnte, wie ein Freund in der Noth, wogegen der Franzoſe unbedingt einen wahren Freund hundert Verwandten vorzieht. Wir haben anderswo geſehen, wie los

die Bande der Familie in Frankreich geſchlungen ſind, wie feſt ſie das deutſche Sprüchwort zuſammenhält.

Zum Schluſſe heißt es im franzöſiſchen Sprüchworte noch: aujourd'hui ami, demain ennemi! Auf Deutſch würde ſich das „heute Freund, morgen Feind" faſt noch beſſer reimen als ſelbſt im Franzöſiſchen. Wenn man nun aber trotz des ſchönen, verführeriſchen Reims das Sprüchwort vergebens im Munde der Deutſchen ſucht, ſo iſt dies ein um ſo ſchlagenderer Beweis, daß es ihrem Weſen zuwider war.

In dieſem Sprüchworte bekundet ſich nun auch wieder die größere Leidenſchaftlichkeit des Franzoſen; denn ſie allein erklärt es, daß es ihm ſchwer wird, den, den er einſt als ſeinen Freund betrachtet, ſpäter, wenn Verhältniſſe und Anſichten ſich geändert haben, mit Gleichgültigkeit zu behandeln. Und dieſe Leidenſchaftlichkeit führt auch mitunter in Frankreich zu Freundſchaften, die der Glut der begeiſtertſten Liebe nichts nachgeben mögen. Aber gerade bei ſolchen Freundſchaften iſt dann vielleicht das Sprüchwort: aujourd'hui ami, demain ennemi, wahrer als bei irgend einer andern, als insbeſondere bei der ruhigern, ernſtern, ausdauerndern, und ſelbſt nachdem ſie ſich überlebt, nur nach und nach erkaltenden, ſelten ganz erlöſchenden Freundſchaft zweier Deutſchen.

Die Franzoſen ſind die nächſten Erben, die erſtgebornen Söhne der Civiliſation des Alterthums, und in ihrem ganzen Weſen ſpukt der Geiſt, der einſt Griechenland und Rom beherrſchte. Ihre Sprüche, die ſich auf die Freundſchaft beziehen, fließen aus derſelben Quelle, aus der vor Jahrtauſenden ſchon ein Sokrates ſchöpfte, wenn er ſagte: „Ein treuer Freund iſt das beſte Beſitzthum," und die ſich noch klarer in ihrem innerſten Weſen zeigte, wenn er hinzuſetzte: „Wenn man einen guten Freund allen andern Gütern vergleicht, ſcheint jener nicht den Vorzug zu verdienen? Ein Hengſt, eine Stute, ſind ſie eben ſo nützlich? Gibt es einen ſo anhänglichen, ergebenen Sklaven, als einen Freund? Ihr pflanzt und pflegt die Bäume um der Früchte willen: ihr vernachläſſigt mit der ſtrafbarſten Unachtſamkeit den fruchtbarſten Fruchtgarten, den der Freundſchaft." In einer Unterhaltung mit Antiſthenes ſagt dieſer: „Ich habe Freunde, die mir zwei Minen werth ſind, andere kaum eine halbe, und wieder andere, die mir für mein ganzes Vermögen nicht zu theuer erſcheinen würden." Und Sokrates ſetzt hinzu: „Da dem ſo iſt, ſo würde Jeder wohl thun, zu

unterſuchen, wie viel er in den Augen ſeiner Freunde werth ſein könne, und dahin zu arbeiten, daß er hoch genug im Preiſe ſteige, um nicht vernachläſſigt zu werden." — Das ſind die Großahnen des freilich etwas verkümmerten Enkels, der in Frankreich heißt: „*Les bons comptes* font les *bons amis.*"

Die Deutſchen erhielten von dem Erbe Roms und des Alterthums, als nachgeborne Söhne, nur eine Art Legat der fahrenden Habe in ihren Geſetzen, und waren in ihren Sitten auf ſich ſelbſt und auf die neu erworbenen Güter der neuern Zeit, auf germaniſche Gebräuche und chriſtliche Grundſätze angewieſen. Und in dieſem Geiſte des germaniſchen Gebrauches, des chriſtlichen Grundſatzes, der Pflicht und der Liebe, heißt es bei ihnen ohne egoiſtiſche Nebenabſicht: „Gleichgeſinnt macht gute Freunde," — „verkehrte Freundſchaft," — die, die nur auf bons comptes fußt, möchte oft genug mit unter dieſe Klaſſe gehören — „iſt Feindſchaft;" — „den Freund lobe öffentlich, ſtrafe ihn heimlich;" und ſo wurde „die Stimme des Freundes zur Stimme Gottes."

IX. Egoismus. Genuß.

„*Charité bien ordonnée commence par soi-même*" heißt auf Deutſch: „Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte." Die Deutſchen und die Franzoſen ſind hierüber einverſtanden, der Grundſatz iſt bei Beiden anerkannt, der Ausgangspunkt derſelbe. Sehen wir, ob er Beide auch zu demſelben Ziele, zu denſelben Folgerungen führt.

Eine Zeit lang halten Franzoſen und Deutſche auch hier Schritt, um ſich dann aber wieder zu trennen, der Eine rechts, der Andere links ſich ein eigenes Ziel zu ſtecken und ihm nachzuſtreben. — Vorerſt ſagt der Franzoſe keck und ſchlagend: „*aide toi, le ciel t'aidera!*" Der Deutſche weiß ungefähr eben ſo gut wie ſein Nachbar, daß „zu Gottes Hülfe Arbeit gehört;" nur hat er nicht dieſelbe Keckheit, nicht jenes früher angeführte vouloir est pouvoir, und wie ſehr er daher auch die Nothwendigkeit einſieht, ſelbſt rüſtig und thätig zu ſein, ſich ſelbſt zu helfen, ſo glaubt er deßwegen nicht gerade, daß ihm um ſeiner Selbſthülfe willen auch der Himmel nothwendig ſeinen Beiſtand leihen müſſe. Seine Sprüchwörter in dieſer Beziehung ſind beſcheidener, und

Digitized by Google

er begnügt ſich vorerſt mit einem: „Selbſt gethan iſt bald gethan,“ oder: „Selberthun, ſelberhaben,“ und endlich: „Selbſt thut's ganz, heißen halb, bitten gar nicht,“ woraus denn freilich auch der Schluß fließt: „Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott!“ nur glaubt der Deutſche hinzuſetzen zu müſſen:

An Gottes Segen
Iſt Alles gelegen.

Und ſomit iſt ohne dieſen Segen ſelbſt das Sprüchwort: „Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott,“ unfruchtbar. Der Franzoſe kennt dieſen Zweifel nicht.

Die Sparſamkeit iſt die Tochter derſelben Mutter, die den Egoismus zeugt, und beide haben in dem Sprüchworte: „Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte,“ ihre Urquelle. Franzoſen und Deutſche halten dieſelbe für eine Tugend; jene ſagen: „Ce qu'on prodigue, on l'ôte à son héritier, ce qu'on épargne sordidement, on se l'ôte à soi-même;“ und der Deutſche iſt damit im Allgemeinen einverſtanden, denn:

Wer nicht ſpart zur rechten Zeit,
Darbt zur Unzeit;

und deßwegen „ſpare in der Zeit, ſo haſt du in der Noth.“ Ja der Deutſche geht noch einen Schritt weiter und ſagt: „Sparen iſt auch verdienen.“

Von hier an beginnt der Weg beider Völker, wenigſtens in ihren Sprüchwörtern, ſich zu trennen. Wenn wir bis jetzt aus dem Spruche: „Charité bien ordonnée commence par soi-même“ nur ſinnige Klugheitsregeln fließen ſahen, ſo ſind die folgenden Sprüche des Franzoſen eine Anerkennung des kraſſeſten, herzloſeſten Egoismus. Verzeihlich kann man es noch immerhin finden, wenn es heißt: „Chacun prêche pour son saint.“ Schon ſchlimmer iſt es, wenn man weiter ſagt: „Les absens ont tort,“ oder gar: „Les os sont pour les absens.“ In ſeiner ganzen Nacktheit aber zeigt ſich der Egoismus in dem Sprüchwort: „Le mal d'autrui n'est que songe,“ das endlich logiſch zu dem furchtbarſten aller Schlüſſe führt, der da heißt: „*après moi le déluge.*“

Nichts in den deutſchen Sprüchwörtern rührt an dieſen gräßlichen Gedanken: après moi le déluge. Das Ziel, das ſich das deutſche Sprüchwort ſteckt, nachdem es den Weg, den es Anfangs mit dem franzöſi-

ſchen zuſammenwanderte, verlaſſen, iſt ein ganz anderes, und heißt vor Allem: „Leben und leben laſſen.“ Und ſo erklärt es ſich von ſelbſt, daß die Meilenſteine, auf denen wir geleſen, „daß die Abweſenden Unrecht haben,“ „daß für ſie die Knochen ſind,“ „daß das Unglück Anderer nur ein Traum,“ ebenſowenig an dem Wege ſtehen, den die deutſche Weisheit auf der Straße eingeſchlagen hat.

Es ſei ferne von mir, behaupten zu wollen, daß für alle Franzoſen der Spruch: après moi le déluge, der Schlußſtein ihrer Lebensweisheit ſei. Ich habe deren Viele gekannt, die ſich ein anderes Ziel ſteckten. Die franzöſiſche Ritterlichkeit, die ſich ſelten verleugnet, und faſt nie im erſten Augenblicke, — und die deßwegen ein leibgewordener Mephiſtopheles mit dem Satze: Méfiez vous du premier mouvement! bekämpfen zu müſſen glaubte, — iſt im Stande, alle Franzoſen ohne Ausnahme zu den edelſten Aufwallungen der höchſten Aufopferung zu veranlaſſen. Aber das verhindert nicht, daß ſich dennoch in jenem après moi le déluge ein weſentlicher Punkt des Volkscharakters offenbart. Wir haben ſeine Spuren in den Sprüchwörtern über die Liebe, die Familie, die Ehe, die Freundſchaft gefunden. Sie ſind überall unverkennbar. Das alte, äußerlich glänzende Heidenthum, Roms und Griechenlands Geſpenſt ſpukt noch immer im franzöſiſchen Weſen mehr als irgend Jemand glaubt. Der Egoismus, die Genußreligion ſteckt noch immer in Fleiſch und Blut des bevorzugten Sohnes der römiſchen Civiliſation. Die Ritterlichkeit der Franzoſen iſt die Zugabe der neuern Civiliſation, die Tochter des Chriſtenthums, und dieſe allein iſt es, die jenem après moi le déluge etwas das Gleichgewicht hält und es vielleicht dereinſt total beſiegen wird. Denn auch Frankreich beginnt es zu fühlen, daß es bis jetzt nur für das Recht, den Egoismus gekämpft hat, und daß es ſtets Einer Kaſte half, die andere zu beſiegen, um dann der neuen, wie früher der alten das Recht zu geben, im Jubel auszurufen: après moi le déluge! Es fühlt, daß nur die Pflicht, die Aufopferung das Ziel ſein kann, und daß nur mit ihr der alte Dämon, das grauſige Geſpenſt Roms, das mit jenem egoiſtiſchen Spruche die Welt beſiegte, durch ein Werk der Buße, der Pflicht, durch ein Opfer zur Ruhe kommen wird. Und der edelſte aller Franzoſen, ein Lamennais, wurde zum Prediger dieſes Plichtgedankens und warf ſeinen Liebesfunken in Millionen Herzen. Die Zeit wird ihn zur Flamme

werden laſſen, ſie wird verſöhnen, was die Vergangenheit verſchuldet hat, und vergeſſen, daß es einſt ein Sprüchwort gab, wie jenes oft angeführte und ſeinen Doppelgänger: le mal d'autrui n'est que songe!

Wie im Alterthum der Egoismus in der Genußreligion ſein Dogma fand, und Eines das Andere zeugte, ſo gehen Egoismus und Genußſucht noch heute Hand in Hand. Jenes après moi le déluge iſt der Vater eines andern Worts, das eine Art Stufenleiter des Alters aufſtellt:

à vingt ans on *devore le plaisir*,
à trente ans on le *goûte*,
à quarante ans on le *ménage*,
à cinquante ans on le *cherche*,
à soixante ans on le *regrette*.

So zieht ſich das Plaiſir, dieſer feine, raffinirte Genuß, für den die deutſche Sprache keinen entſprechenden Ausdruck bietet, wie ein ununterbrochener Faden durch das Leben durch, und nur die Art, wie man daſſelbe genießt, wechſelt. Das Plaiſir iſt der Lebenstyrann, dem alle Welt als Knecht dient, ſobald er einmal den Sklaven mit dem zwanzigſten Jahre, wie der Werboffizier ſein ihm anheimgefallenes Opfer, mit einem Rauſch, in dem er das Plaiſir verſchlang, in das Buch ſeiner Knechte eingeſchrieben hat. Es verſchlingend, genießend, mäßigend, ſuchend, betrauernd, huldigt er ſeinem Geſetze, betet er die Kette an, mit der es ihn an ſeinen Siegeswagen feſſelt.

Das Plaiſir in Frankreich iſt übrigens in ſeiner Art mäßiger als der Genuß in Deutſchland. *Peu et bon*, ſagt der Franzoſe. Was aber die Qualität anbelangt, ſo iſt der Franzoſe raffinirter; er weiß den Kitzel zu vermehren, zu erhöhen, und dann erſt ſucht er ihn zu befriedigen. Wo der Deutſche im Genuſſe zu weit geht, wo er die natürliche Grenze überſchreitet, bleibt er nichts deſtoweniger auf dem Wege der Natur; der Franzoſe ſucht ſich für ſein Plaiſir eine neue Bahn, und geräth dann, wo er die natürlichen Grenzen überſchreitet, oft auf den Weg der Unnatur.

Der Gegenſatz zeigt ſich nirgends klarer als in der Art, wie beide Völker ſich dem urſprünglichſten aller Genüſſe, dem des Tanzes, überlaſſen; und ein deutſcher Walzer und eine franzöſiſche Contredance erlauben einen tiefern Blick in das Weſen beider Völker, als alles Andere, was man ſonſt meiſt zu Hülfe ruft, um ſich die Art und Weiſe

Digitized by Google

derſelben zu erklären. Der Walzer iſt eine geregelte Bewegung, welche durch ihre immerwährende Wiederholung eine ſolche Einfachheit annimmt, daß ſie am Ende ſich von einem raſchern geordneten Gehen oder Laufen nur durch's Drehen unterſcheidet. Die Contredance dagegen beſteht aus einer Menge combinirter Figuren, die förmlich ein Studium erfordern, um des Vergnügens dabei theilhaftig zu werden. Beim Walzer ſucht ſich der Deutſche ſeine Tänzerin, begnügt ſich mit der Einen, die er gewählt, ſchmiegt ſich an ſie an, hält, hebt und trägt ſie durch die wirbelnden Wendungen des Tanzes durch, und bleibt ihr, Auge in Auge, Bruſt an Bruſt, getreu, bis der letzte Ton der Muſik das Band, das ſie geſchlungen, wieder löſt. Die Contredance beginnt gleich mit einem Gruße, womit Tänzer und Tänzerinnen ſich mit Grazie an ihre ſämmtlichen Nachbarn wenden, indem ſie ſich vor ihnen verbeugen; und jede Figur iſt eine kleine, unſchuldige Untreue, die der Tänzer an ſeiner Tänzerin, und zur Vergeltung dieſe an jenem begeht, um ſich dann im nächſten Augenblick wieder wechſelſeitig zu nähern und zu verſöhnen. Kein Paar gehört ſich recht an, es iſt eine Conventionsehe, die ſie geſchloſſen, wobei Beide gleich feſt und gleich frei auf ihren eigenen Füßen ſtehen.

Noch in einer andern Beziehung ſind dieſe Nationaltänze ſo charakteriſtiſch als möglich. Der Walzer iſolirt, individualiſirt jedes Paar, die Contredance ſchließt ſie ſämmtlich an einander an, und ſo werden beide Tänze zum Bilde der ureigenthümlichen Verſchiedenheit der Deutſchen und der Franzoſen, nach welcher jene eine feſter ausgeſprochene Individualität beſitzen, ſich ſelbſt und der Familie angehören, und dieſe, weniger enge abgeſchloſſene Individualitäten, die Geſellſchaft ſuchen und nur in ihr ſich wohl fühlen.

Wo aber der Genuß des Tanzes in beiden Ländern zum Uebergenuſſe führt, da zeigt ſich dann vollends recht das Weſen beider Völker. Der Deutſche, auf dem Wege der Natur bleibend, tobt und raſt im wilden, immer wilder werdenden Sturme der Tanzwuth vorwärts, bis er ermattet und athemlos zuſammenbricht; der Franzoſe verfeinert den Uebergenuß und kommt ſo zu jenen Tänzen der ſchnödeſten Unverſchämtheit, der offenbaren Enthüllung der zarteſten Geheimniſſe der Natur und der Liebe, zu jenen Tänzen, die in der neueſten Zeit vor den Barrièren von Paris das Bürgerrecht erlangt haben, und früher nur in den tolerirten Häuſern der Luſt erlaubt waren.

Digitized by Google

Dieſe Gegenſätze, die in franzöſiſchem und deutſchem Weſen liegen, finden wir nun auch in den Sprüchwörtern wieder. Der Franzoſe ſagt: „Gourmandise a tué plus de gens qu'épée en guerre tranchante.“ — Von dieſer Gourmandiſe, dieſer Feinſchmeckerei weiß das deutſche Sprüchwort, das eine ähnliche Erfahrung für Deutſchland bekundet, nichts, denn hier heißt es:

Von der Trunkenheit ſind mehr verdorben,
Als jemals durch das Schwert geſtorben;

oder auch einfach: „Im Becher ſind mehr erſoffen als im Meer.“ Dort iſt es alſo der feine, raffinirte Genuß, von dem die Gefahr kommt, hier das Zuviel, dort die Qualität, hier die Quantität. Daher denn auch das Sprüchwort: „Superflu, chose si nécessaire,“ das der Deutſche ſo wenig verſteht, daß er im Gegentheil ſagt: „Ueberfluß bringt Ueberdruß,“ weil er eben nicht an die verfeinerte, geſuchte Anwendung des Ueberflüſſigen, wodurch es zum Nothwendigen werden kann, denkt, ſondern nur an die Fülle, an die Menge, die Maſſe, die ihm dann beinahe eher als ein Unglück denn als ein Glück erſcheint.

Wie in dem Uebergenuſſe, ſo iſt auch im natürlichen Genuſſe der Franzoſe in Bezug auf die Quantität mäßiger als der Deutſche. Der Franzoſe ſagt: „nature se content de peu,“ und der Deutſche iſt hiemit einverſtanden: „Natur begehrt wenig, Wahn viel.“ Aber in der Anwendung dieſes Spruches ſind beide Völker nicht ebenſo einverſtanden; denn in Frankreich heißt es: „*Il faut lier* le sac *avant* qu'il soit plein,“ wogegen der Deutſche ſagt: „Wenn der Sack voll iſt, bindet man ihn zu.“ Er weiß zwar: „es wird mancher Sack zugebunden, ehe er voll iſt,“ aber wie das vorhergehende Sprüchwort zeigt, iſt dies eine Ausnahme, und wo es geſchieht, iſt die liebe Noth dran Schuld. Ein anderes Sprüchwort könnte zwar das Gegentheil glauben machen, denn es ſagt: „Stricke den Sack zu, wenn er auch nicht voll iſt.“ Aber es iſt kaum zweifelhaft, daß dies nur eine ganz einfache Vorſichtsmaßregel iſt, um zu verhindern, daß Etwas aus dem halbvollen Sacke, den man zuzuſtricken vergäße, herausfalle.

Es iſt dem Deutſchen nicht ſo ſehr um die Sauce als um den Braten zu thun; in Frankreich iſt die Sauce Hauptſache, in Deutſchland dagegen handelt es ſich um einen derben Biſſen und einen tüchtigen Schluck Wein. „Eſſen und Trinken hält Leib und Seele zuſammen,“ und es iſt

Digitized by Google

das ſo ernſt gemeint, daß der Deutſche ruhig ſagt: „gegeſſen muß ſein, und wenn jeder Baum ein Galgen wäre,“ und hinzuſetzt: „wie Einer ißt, ſo arbeitet er.“ Er kann gar fromm bei dieſem proſaiſchen Gedanken werden, ein Kreuz ſchlagen und beten:

Trink und iß,
Gott nie vergiß!

und er vergißt den lieben Herrgott ſo wenig, daß es beinahe ſo ausſieht, als ob er nur ihm zu Lieb ein wenig tränke, wie das Sprüchwort: „Trink Wein, beſcheert dir Gott Wein,“ glauben machen könnte.

Der Franzoſe kann von weniger leben als der Deutſche. Er ſagt:

Si tu te trouves sans chapon,
Soi content de pain et d'oignon.

Und wirklich kann er ſich dabei ſehr wohl fühlen, im Falle der Noth ganz zufrieden ſein; dem Deutſchen würde dies viel ſchwerer fallen. Er ſagt zwar mitunter: „Trocken Brod mit Freuden iſt beſſer denn Gebratenes mit Kummer;“ aber es kommt mir ſo vor, als ob der unendlichen Mehrzahl der Deutſchen das trockene Brod mit Freuden als ein gar wunderbares Geſpann erſcheinen würde, das doch nicht ſo recht zuſammenpaßte. „Schwarzbrod und Freiheit“ ließe ſich ſchon eher hören, denn den Spartanern ſollen ihre Brodſuppen ganz gut geſchmeckt haben; aber trotz den Spartanern wäre es doch nimmer möglich, daß Weißbrod und Freiheit ſich nicht weniger gut zuſammenſchickten. Es käme nur auf einen Verſuch an.

Wie der Franzoſe ſich mit Wenigerem begnügen kann, ſo ſcheint er ſeinem Sprüchworte nach dieſe Eigenſchaft mitunter ſelbſt ungezwungen in Anwendung zu bringen, denn: „épargner la bouche vaut rente au pré.“ Auch der Deutſche weiß es: „Eier in der Pfanne geben Kuchen, keine Küchen,“ und deßwegen ſagt er mitunter: „Entbehre und genieße.“ Und trotz der nordiſchen Natur, der ſtärkern, zehrenden Luft, trotz dem: „gegeſſen muß ſein, und wäre jeder Baum ein Galgen,“ iſt es nicht zweifelhaft, daß es kaum ein Volk in der Welt gibt, das, wo es gilt, ſo entbehren kann wie das deutſche, das Jahrzehende lang arbeitet und ſich Alles verſagt, um am Ende zu Etwas zu kommen. Je größer das Bedürfniß iſt, um ſo ehrenvoller iſt der Sieg über daſſelbe, und der deutſche Bauer, der eben ein Deutſcher iſt und wie ein Franzoſe entbehren kann, ſteht um ſo höher, je weniger er von der Natur zu dieſer

Digitized by Google

Rolle geſchaffen wurde. Dies verhindert aber nicht, daß ihm das ewige Faſten ein unbequemer Gaſt iſt, wie ſehr ihn auch die liebe Noth lehrte, ſich an ihn zu gewöhnen, und troz des Spruches: „Entbehre und genieße," bleibt es ſomit dennoch wahr, wenn geſchrieben ſteht: „Eine polniſche Brücke, ein böhmiſcher Mönch, eine ſchwäbiſche Nonne, welſche Andacht, der Deutſchen Faſten gelten eine Bohne."

X. Geld. Reichthum. Armuth. Geiz.

Die deutſche Geſchichte hat keine ſchönere Epoche, als die des Kampfes der Germanen gegen die Weltherrſchaft Roms. Das Recht, die Freiheit, das Wohl der Menſchheit ſtanden auf der Seite der Barbaren, die Kraft, die Kunſt, die Wiſſenſchaft der ganzen civiliſirten Welt kämpften für Rom. Und die nackten Barbaren beſiegten die ſtolzen Beſieger aller Völker, die kecken Eroberer aller Länder. Die Annalen der Geſchichte haben kein größeres, kein ſchöneres, kein beruhigenderes Schauſpiel aufzuweiſen, als dieſen Kampf, als dieſen Sieg des Rechts über die Macht, der Freiheit über die Sklaverei, der Menſchheit über den Tyrannen der Welt; und je unbedeutender die Stämme der Barbaren Rom gegenüber erſcheinen, je hoffnungsloſer der Kampf in ſeinem Beginn iſt, deſto befriedigender, deſto erhebender iſt ſein Ausgang.

Je größer aber dieſe Epoche iſt, je reiner das gegen Rom kämpfende Germanien uns erſcheint, deſto tiefer verletzt es, wenn wir bald in den Heeren des Feindes der Menſchheit, des Tyrannen der Welt, Schaaren von Germanen begegnen, die ein anderes Ziel als das der Freiheitskämpfer haben, die um ſchnöden Sold dienen, und auf deren Fahnen geſchrieben ſteht: „Baar Geld iſt die Loſung!"

Es iſt das ein Roſtflecken an der Ehre Deutſchlands, um ſo ſchmachvoller, als er auch in der neueſten Zeit, anſtatt ausgewetzt zu werden, ſich ſtets erneuerte. Das Wort Landsknecht wurde im Mittelalter in Frankreich einheimiſch, weil faſt nur Deutſche ſich zu Landsknechten, zu Söldnern hergaben, und noch bis heute gibt es einen deutſchen Stamm, die Schweizer, die, wie einſt die germaniſchen Söldner Roms, die Scalinger Konſtantinopels, die Lands-

knechte des Mittelalters, ehrlos genug ſind, um der Menſchheit gegenüber nicht zu erröthen, wenn ſie ihr Blut verkaufend ausrufen: „Baar Geld iſt die Loſung."

Die germaniſche Tapferkeit, die deutſche Treue, die Armuth nachhelfend, ſind Urſachen dieſer Erſcheinung. Aber wenn jene beiden Urſachen ein Stolz Deutſchlands ſind, ſo iſt doch die Richtung, die ein Theil der Deutſchen dieſen Tugenden gab, nicht weniger eine unauslöſchliche Schmach des deutſchen Volkes, die Buße verlangt, wie nie eine zweite Sünde wider den heiligen Geiſt der Menſchheit und der Ehre. — Der Savoyarde als Eckenſteher in Paris, der Irländer als Packträger in England und Amerika, ja ſelbſt der italieniſche Bandit ſind Ehrenmänner gegen den feilen Söldling, der um des Geldes willen Leib und Leben verkauft, der, ſo oft er dafür bezahlt wird, der ſchlechteſten Sache ſeine Treue und ſeine Tapferkeit leiht, der mit einem Worte zum Blutlakaien aller Tyrannei der Welt ſich hergibt, wenn ſein Dienſt und ſein Blut mit baar Geld eingelöſt worden ſind. Und beinahe nur die Germanen haben ſolche Blutlakaien geliefert. Deutſchland hat dadurch der Welt gegenüber eine ſchwer zu löſende, ſchwer laſtende Schuld übernommen, eine Nationalſchuld, die mit Blut in das große Buch der Geſchichte eingetragen iſt; denn wo es einen Tyrannen, wo es ein Unrecht zu vertheidigen gab, da konnte man beinahe ſicher ſein, auf jene Schaaren zu ſtoßen, die unter dem Kriegsgeſchrei: „Baar Geld! baar Geld!" ihr Leben für dieſelben einſetzten.

Die Geldſucht iſt eine Erbſünde der Germanen. Das Sprüchwort bekundet, daß ſie noch heute auf den Deutſchen laſtet. Jenes: „baar Geld iſt die Loſung!" eröffnet den Reigen, iſt das Fahnenzeichen einer ganzen Schaar von Sprüchwörtern, die, wie dieſes, den goldenen, gemünzten Götzen anbeten. „Was thut der Deutſche nicht für's Geld?" iſt ein deutſches Sprüchwort, und wenn die bitterſten Feinde deutſcher Ehre ſich alle Mühe gäben, ſo würden ſie ſchwerlich etwas tiefer Verletzendes erfinden. Der Deutſche ſcheint ſich vor dem Götzen in den Staub zu werfen, denn „Geld regiert die Welt;" er beugt ſich vor ihm, denn:

Geld iſt der Adel,
Geld iſt ohne Tadel,

und läſtert den wahren Gott, indem er ausruft: „Hätte ich dein

Geld und du meine Tugend!“ Sein Götze iſt allgerecht, denn „Geld kann nicht Unrecht thun.“ Wer in ſeinem Namen kommt, iſt wohl aufgenommen, denn:

Haſt du Geld, ſo ſetz dich nieder,
Haſt du kein's, ſo pack dich wieder.

Der Götzendiener fragt: „erſt wie viel Geld, darnach wie fromm?“ denn: „Geld iſt der Mann, der's kann.“ Und ſo richtet und ſchlichtet ſich denn endlich ſelbſt die Ewigkeit nach dem Geſetze des Götzen, denn „Geld ſchließt auch die Hölle auf.“

Ein Paar Verhaltungsregeln des täglichen Lebens ſind noch ſchnöder. „Am Gelde riecht man's nicht, womit's verdient worden iſt;“ dies entſchuldigt oft genug die Schande und den Betrug, wenn ſie nur den gewünſchten Erfolg haben. Ferner heißt es: „Man muß das Geld von den Leuten nehmen, von den Bäumen kann man's nicht ſchütteln;“ wodurch man ebenfalls den täglichen Betrug des Krämers und des Kaufmanns unter den Schutz eines Geſetzes der Weisheit auf der Straße geſetzt zu haben glauben mag. „Geld ſchließt die Hölle auf!“ das iſt es! — und den Himmel zu!

Je weher es dem Herzen eines Deutſchen thun muß, ſein Volk an ſolchem Krebsſchaden leiden zu ſehen, deſto mehr iſt es ſeine Pflicht, den Finger in die Wunde zu legen, ſie zu enthüllen, und vor aller Welt Augen zu zeigen, daß ſie allem Hohen, allem Schönen Untergang, daß ſie die edelſten Eigenſchaften, die ſchönſten Charakterzüge eines großen Volkes zu zernichten droht. Ich möchte zum Propheten und Bußprediger werden, um jenen blinden Götzendienern die Augen zu öffnen, um die Schacherer mit Geißelhieben aus dem Tempel deutſcher Ehre auszutreiben. — Ich weiß es, viele von dieſen grellen, der Geldſucht huldigenden Sprüchwörtern ſind nicht ſo ernſt gemeint, und noch öfter vom Volk nicht ſo wörtlich genommen. Jenes: „Hätte ich dein Geld, und du meine Tugend,“ iſt oft eine ironiſche Antwort, die ein armer Teufel einem reichen Egoiſten bietet, der den Armen mit einer Tugendphraſe abzuſpeiſen ſucht. Jenes: „Erſt wie viel Geld, und dann wie fromm,“ iſt häufiger ein Tadel als eine Lebensregel, jenes: „Geld ſchließt auch die Hölle auf,“ öfter ein Verdammungsurtheil als eine Anerkennung der Macht des Geldes; endlich ſelbſt jenes: „Baar Geld iſt die Loſung,“ öfter ein den Söldling brandmarkender Hohn als ein Grundſatz. — Aber

Digitized by Google

das verhindert dennoch nicht, daß noch in dem letzten Kriege, in dem die unendliche Mehrzahl der Deutſchen blutenden Herzens die Leiden eines unglücklichen Volkes beweinte, die Führer der über dieſes Volk herfallenden Heere faſt ohne Ausnahme Deutſche waren, die in ihrem Herzen und auf ihren Fahnen den Wahlſpruch trugen: „Baar Geld iſt die Loſung.“ — Blutlakeien! —

Der Deutſche iſt arbeitſam und ſparſam. Er wird nicht müde, ſein ganzes Leben lang rüſtig zu ſchaffen, den kleinen Gewinn bei Seite zu legen, um am Ende ſeines Lebens einen Ruhetag zu haben, ſeinen Kindern eine Zukunft zu ſichern. Jede Tugend hat ihre Grenzen, und dieſe überſchritten, wird ſie zum Laſter. Die Sparſamkeit führt zur Geldſucht, und ſo wäre denn das Laſter ſelbſt gewiſſermaßen ein Beweis für das Beſtehen der Tugend. Aber gerade weil das Laſter dieſelbe Wurzel wie die Tugend hat, thut es Noth, die Grenze ſcharf zu ſcheiden, das Laſter offen hinzuſtellen, auf daß man den Unterſchied nicht verkenne, auf daß man nicht bis zu dem Punkte gelange, wo das Geld die Hölle auf- und den Himmel zuſchließt.

Das deutſche Sprüchwort, das uns erlaubt hat, den Finger in die eiternde Wunde zu legen, das uns gezeigt hat, wie die Tugend zum Laſter werden kann, ſtellt ſich wieder an die Grenze, um Wache zu halten, daß ſie nicht überſchritten werde. Und ſo heißt es in dieſem Sinne nicht: „Geld regiert die Welt,“ ſondern: „Das Geld gehört der Welt!“ Es liegen in dieſem einzigen Sprüchworte der Wahrheiten viele. „Der Welt gehört das Geld,“ und wie viel auch der Reiche, der Geizige aufzuſpeichern im Stande iſt, er wird es der Welt laſſen müſſen. „Der Welt gehört das Geld,“ und deßwegen ſollen die, die der Welt Heil und Angelegenheiten zu begründen und zu ordnen berufen ſind, ſorgen, daß es zum Wohle der Welt, zum Segen Aller Früchte trage. Und ſo ſetzt die Straßenweisheit ferner jenem: „Geld iſt der Mann, der's kann,“ ein: „Man muß dem Gelde gebieten, nicht gehorchen,“ entgegen, oder ſagt auch:

Wo Geld und Gut,
Da iſt kein Muth.

So beantwortet ſie das Sprüchwort: „Geld iſt ohne Tadel,“ mit einem: „Geld bringt Gunſt, aber nicht Kunſt.“ So ſetzt ſie zu jenem

Digitized by Google

Spruche: „Geld ſchließt auch die Hölle auf!“ ihn erklärend hinzu: „Was hilft das Geld in der Kiſte, wenn der Teufel den Schlüſſel dazu hat?“ und ſchließt dann den Kreis dieſer verſöhnenden, die Grenze zwiſchen Tugend und Laſter bewahrenden Sprüchwörter mit einem:

Geld macht nicht reich,
Es ſei denn reich
Das Herz zugleich.

Jeder Deutſche ſollte dieſe Schutzſprüche mit Flammenſchrift in ſein Gedächtniß einſchreiben, jeder deutſche Prieſter ſie mit feurigen Buchſtaben über den Hochaltar ſeiner Kirche ſetzen; denn in der Tugend der deutſchen Sparſamkeit wächſt das Haar des Teufels, an das dieſer ſich anklammert, um die Seele zu ſich hinabzuziehen.

Der Franzoſe iſt weniger ſparſam als der Deutſche, und läuft ſchon deßwegen weniger Gefahr, dieſe Tugend bis zur Untugend zu übertreiben. Und ſo finden wir denn auch bei ihm weniger Sprüchwörter, die jene Richtung einer Ueberſparſamkeit, einer Geldſucht bezeichnen. Er ſagt in dieſer Beziehung einfach: „*Argent fait perdre et pendre gens.*“ Der Deutſche hat ein ähnliches Sprüchwort: „Geld hat Manchen an den Galgen gebracht;“ aber ſchon an und für ſich iſt dieſer Spruch weniger allgemein, und überdies im Widerſpruche mit jenem bereits angeführten: „Geld kann nicht Unrecht thun,“ dem der Deutſche noch hinzufügt: „Geld wird nicht gehangen.“ Ich will damit nicht ſagen, daß das Geld in Frankreich nicht eben ſo gut wie in Deutſchland die Schärfe des Schwertes der Gerechtigkeit abzuſtumpfen im Stande iſt. Ja in neueſter Zeit iſt vielleicht die Herrſchaft des Geldes nirgends ſo groß und legitim wie in Frankreich. Aber der Unterſchied iſt, daß ſie in Deutſchland mehr in den Sitten, in Frankreich mehr nur in den Geſetzen und Inſtitutionen liegt, daß ſie hier eine vorübergehende Erſcheinung, dort eine angeborene Untugend zu ſein ſcheint.

Im Allgemeinen erkennen übrigens die Franzoſen ebenfalls die Macht des Geldes an. „Quant argent marche, tout va bien,“ heißt ungefähr eben ſo viel als: „Geld regiert die Welt“ — „Geld behält das Feld“ — und es iſt dies auch in Frankreich wahr. Nicht aber aus übertriebener Sparſamkeit, aus Erwerbluſt, ſondern um

Digitized by Google

des Genuſſes willen hat das Geld dieſe Macht in Frankreich. Die Quelle ſeiner Herrſchaft iſt hier eine andere als in Deutſchland, und das iſt dann halbwegs ein Troſt. — Der Franzoſe fährt fort und ſagt: „*Qui a de l'argent a des pirouettes*," was auf deutſch ungefähr heißen würde:

Trachte nach Geld,
So haſt du die Welt.

Aber mehr noch als Pirouetten hat der, der Geld in Frankreich hat, denn:

Qui a assez d'argens,
A assez de parens.

So weit geht der Deutſche nun nicht; er bleibt an der geheiligten Grenze der Familie ſtehen, und ſagt nur: „Viel Geld, viele Freunde." Er weiß, daß eine Mutter, ein Bruder, eine Schweſter nicht für Geld feil ſind. Ja ſelbſt das: „Viel Geld, viele Freunde" ſcheint wenigſtens nicht die Freundſchaft von dem Gelde abhängig zu machen, dieſes über jene zu ſtellen; denn der Weſtphale, und mit ihm wohl die Mehrzahl der Deutſchen, ſagt: „Sonder Geld is better, denn ſonder Fründe."

Zum Schluſſe, um die Bedeutung des Geldes zu charakteriſiren, ſagt der Franzoſe noch:

Serais tu aussi sage que St. Paul,
Si tu n'as rien, tu serais un fol.

Und abermals glaube ich kaum, daß der Deutſche, trotz ſeiner Achtung vor dem Geldgötzen, ſo weit gehen würde, ſich ſogar am heiligen Paulus zu verſündigen. Er bleibt bei dem Spruche: „Geld ſchließt auch die Hölle auf," ſtehen, und wagt es nicht, mit dieſer beſudelten Fahne bis zu den Heiligen im Himmel vorzubringen. — Wenn der Deutſche ſagt: „Man muß dem Gelde gebieten, nicht dienen," ſo heißt es auch in Frankreich: „*L'argent est un bon serviteur, un mauvais maître.*" Sicher aber weiß der Franzoſe leichter als der Deutſche ohne Geld fertig zu werden, und hierin mag denn mit eine Urſache liegen, daß er daſſelbe im Ganzen weniger achtet. Die deutſche Ehrlichkeit, der deutſche Fleiß ſind gar gute Reiſegefährten, wenn ſie zuſammen reiſen können. Wo aber der Fleiß keinen Platz findet, wo er nothgezwungen feiern und zurückbleiben muß, da kommt die derbe

Digitized by Google

Ehrlichkeit arg in's Gedränge. Der Franzoſe weiß ſich zu helfen, denn er ſagt: „*Qui n'a point argent en bourse, aie au moins miel en bouche.*“ Und das iſt es abermals. Der honigſüße Mund paßt zu der derben, plebejiſchen Ehrlichkeit wie die Hobelbank, der Schmiedehammer oder der Dreſchflegel in das Schild eines Fürſten und Prinzen.

Der charakteriſtiſche Unterſchied zwiſchen deutſchem und franzöſiſchem Weſen tritt noch in ein Paar andern Sprüchen ſo ſcharf als möglich hervor. Der Franzoſe ſagt:

Provision
Profusion!

der Deutſche aber entgegnet:

Vorrath
Nimmer ſchad't,

und ſetzt, wie bereits angeführt, hinzu: „Sorge in der Zeit, ſo haſt du in der Noth.“

Ich denke, hierin liegt der Schlüſſel zu den gegenſeitigen Eigenheiten der Deutſchen und Franzoſen in Bezug auf Gelderwerb. Der Vorrath erſcheint dem Franzoſen als ein wahrer Ueberfluß, als eine Verſchwendung; er verhindert ihn, dem heutigen Tage allein und ganz zu leben, er zwingt ihn, ſchon heute für morgen zu ſorgen, und das iſt von ſeinem Standpunkte aus ein wahrer Hochverrath am heutigen Tage. Die Genußreligion des Alterthums ſpukt auch hier wieder im Weſen des Franzoſen. — Der Deutſche im Gegentheil lebt heute ſchon für morgen, ſorgt und ſchafft, und fühlt ſich unglücklich, wenn er nicht mit ſeinen Sorgen und ſeinen Arbeiten den morgigen Tag geſichert ſieht, wie den heutigen, und ſo hält er den Vorrath für eine Art Nothdurft, und ſich ſelbſt ſchon heute unglücklich, wenn ihm die Noth erſt in der nächſten Zukunft droht. Daher denn beim Franzoſen eine viel weniger ſcharf ausgeſprochene Erwerbluſt als beim Deutſchen; daher beim Deutſchen der leichtere Ueberſchritt aus der Tugend der Sparſamkeit in das Laſter der Geldſucht.

Wie oft man aber auch der Ueberſchätzung des Geldes und ihren Folgen in der Geſchichte und in den Sprüchwörtern Deutſchlands begegnet, ſo ſind letztere dennoch ſo ſtreng als möglich, wenn es ſich vom eigentlichen Reichthum handelt, woraus abermals hervorgeht, daß

die Ueberſchätzung des Geldes nicht eine Folge des Geizes, der inwendigen Liebe zum Mammon, sonder die Tochter der ächtdeutſchen Sparſamkeit und Vorſorge iſt. In ſeinem Erwerbtriebe iſt es dem Deutſchen um die Nothdurft, nicht um Schätze zu thun. Er kann ſich als Söldner ſeine Dienſte bezahlen laſſen, eine eroberte Stadt plündern, ein erobertes Land als ſolches behandeln und ihm das Nothwendige zum Unterhalte abzwingen; aber die Geſchichte hat faſt kein Beiſpiel aufzuweiſen, daß deutſche Heere, ein deutſcher Eroberer ſyſtematiſch die Ausſaugung eines Landes betrieben hätten. Selbſt die Barbaren, mit Ausnahme der Normannen, die als Seeräuber auf Beute auszogen, achteten mehr oder weniger das Eigenthum der eroberten Völker und nahmen nur ſo viel, als zu ihrer Feſtſetzung und Erhaltung im Lande nothwendig war. Eine gewiſſe innere, angeborene Gerechtigkeitsliebe überlebte bei den Eroberern Roms ſelbſt die Demoraliſation, die ſtets die Folge von Krieg und Eroberung iſt. Sicher aber hat Deutſchland keinen einzigen Feldherrn aufzuweiſen, der am Tage nach einer Schlacht daran gedacht hätte, die Wände ſeiner Schlöſſer mit den Kunſtſchätzen des eroberten Volkes zu ſchmücken, und ſich in Ermanglung der Schlöſſer auch für dieſe die Kaufſumme von den Beſiegten zu erpreſſen.

Die Nothdurft, die Vorſorge, die Sparſamkeit ſind die Quelle der Ueberſchätzung des Geldes in Deutſchland. Das Sprüchwort beſtätigt dieſe Anſicht. Es ſagt vor Allem: „Reich genug, wer ſich genügen läßt." Und im ſelben Geiſte fährt es fort:

> Reichthum ſei wie des Bäckers Schurz,
> Nicht zu lang und nicht zu kurz.

Aber der Deutſche begnügt ſich nicht nur ſelbſt mit Wenigem, ſondern hat überhaupt eine ſehr ſchlechte Meinung von dem Reichen und dem Reichthume. „Wer reich werden will, muß ſeine Seele eine Zeit lang hinter die Kiſte werfen." Und nach dem Sprüchworte zu urtheilen, muß es ſchwer halten, daß Einer, der, um reich zu werden, ſo ſeine Seele hinter die Kiſte geworfen, ſie je wieder hinter derſelben hervor bekommt, denn: „Reichthum ſtiftet Thorheit" und: „je reicher, deſto karger." Thorheit und Geiz ſind eben keine Tugenden, die eine verpfändete Seele wieder einzulöſen im

Digitized by Google

Stande wären. Aber der Reichthum hat nach dem Sprüchwort noch ganz andere Untugenden: er iſt ein Feigling, denn: „Reichthum hat ein Haſenherz," und nur in Einem Falle beträgt er ſich als Mann von Muth und Ehre:

Reichthum hat nur Muth,
Wenn man ſein braucht wie hinterlegt Gut.

Ja, der Deutſche thut den Reichen gleichſam in den Bann: „Wer dem Reichen ſchenkt, der gibt dem Teufel zu lachen," und dann: „Was man dem Reichen gibt, ſtiehlt man dem Armen." Zum Schluſſe heißt es noch:

Reichthum vergeht,
Tugend beſteht.

Der Franzoſe iſt arm an Sprüchwörtern über den Reichthum. Ich kenne nur Eines, das aber auch wieder im vollkommenſten Kontraſt mit der deutſchen Weisheit ſteht. Der Franzoſe ſagt:

Richesse
Donne hardiesse,

im Gegenſatze zu jenem: „Reichthum hat ein Haſenherz." Und auch dieſer Widerſpruch erklärt ſich natürlich und von ſelbſt. Der Deutſche ſucht den Reichthum aus Vorſicht, er ſpeichert auf, indem er ſagt: „Sorge in der Zeit, ſo haſt du in der Noth;" er mehrt ſein Erbe durch Arbeit und Sparſamkeit, und kommt ſo nur langſam zum Reichthum. Wer aber auf dieſe Art zu Gütern und Reichthum gekommen iſt, wird ſicher zuſammenfahren, ſo oft dieſelben auf irgend eine Weiſe bedroht ſind. Der Franzoſe, der da ſagt: „Provision, profusion," handelt anders. Vermöge ſeiner kecken Natur tritt er auch in ſeinen Geſchäften keck auf, und unter hundert Franzoſen, die zum Reichthum gelangt ſind, gibt es ſicher nicht viele, die denſelben durch Arbeit und Sparſamkeit, den Thaler zum Thaler fügend, gewonnen haben. Die Spekulation iſt es hier, die zu Gütern und Reichthum führt, die Spekulation ſelbſt aber iſt ein Wageſtück, und wer an dergleichen in ſeinen Geſchäften gewöhnt iſt, wird auch im täglichen Leben mehr oder weniger mit derſelben Keckheit auftreten. Das ruhige Fortarbeiten, die Sparſamkeit ſind keine franzöſiſchen Nationaleigenſchaften, und ſo gehört ſchon an und für ſich etwas Anderes dazu, um als Franzoſe reich zu werden, d. h. mehr Verſtand, mehr

Digitized by Google

Muth, mehr Spekulationsgeiſt und Keckheit als in Deutſchland, wo „das Handwerk einen goldenen Boden hat.“ Es erklärt ſich dann von ſelbſt, daß der Franzoſe, der ſchon, um reich zu werden, aller dieſer Eigenſchaften bedurfte, ſie reich in der Regel nicht weniger beſitzt, und daher der Spruch: „Richesse donne hardiesse,“ der vielleicht logiſcher heißen ſollte: „pas de richesse sans hardiesse.“ — Beide Völker charakteriſiren ſich eben ſo ſchlagend in ihren Sprüchwörtern über die Armuth. Der Franzoſe hat hier eigentlich nur ein einziges Wort, das nur durch ein Paar Zuſätze, ohne die es kaum je auftritt, ſich zu vervielfältigen ſucht. Das Sprüchwort heißt: „*pauvreté n'est pas vice.*“ Das anzuerkennen iſt aller Ehren werth, aber leider ſind jene unzertrennlichen Zuſätze der Art, daß ſie den chriſtlichen milden Gedanken auf der Stelle zerſtören; man ſagt entweder: pauvreté n'est pas vice, *mais c'est une espèce de ladrerie, chacun la fuit*,“ oder gar kurzweg: pauvreté n'est pas vice, *c'est bien pire.*“

Auch der Deutſche hat daſſelbe Sprüchwort: „Armuth iſt keine Sünde.“ Doch ſind die Zuſätze ganz anderer Art als in Frankreich, denn der Deutſche ſagt nur: „Armuth iſt keine Schande, aber ein leerer Sack ſteht nicht gut aufrecht.“ Das iſt eine Erfahrung, die zu nahe liegt, um ſie von der Hand zu weiſen. Aber er iſt weit davon entfernt, deßwegen zu ſagen, daß die Armuth mehr als eine Sünde ſei. Im Gegentheil heißt es im Sprüchwort: „Was die Armuth ſchwer macht, macht auch den Reichthum ſchwer,“ denn:

Gut Gewiſſen
Ein ſanftes Kiſſen,

oder:

Gutes Gewiſſen und armer Herd
Iſt Gott und aller Ehren werth;

oder noch klarer: „Gut Gewiſſen iſt täglich Wohlleben.“ Das deutſche Bewußtſein ſchrickt vor der Armuth nicht zurück, ja es ſcheint beinahe, als ob der Deutſche ſich in ihr recht wohl fühlen könnte, denn: „Armuth iſt ein fröhlich Ding,“ und:

Fröhliche Armuth
Iſt Reichthum ohn' Gut.

Digitized by Google

Er geht noch weiter und ſagt: „Armuth iſt eine Kunſt, wer's kann;" und um die Kunſt zu erklären, heißt es: „Arm iſt nicht, wer wenig hat, ſondern wer viel bedarf." Und ſolche freudige Armuth ſchätzt der Deutſche hoch genug und ſagt von ihr: „Armuth iſt der ſechſte Sinn," und als ſolcher „lehrt Armuth Künſte."

Der Deutſche weiß es und ſagt es, daß der Reiche ohne den Aermern nichts iſt, daß er ſeiner auf Schritt und Tritt bedarf, denn: „Armuth iſt des Reichthums Hand und Fuß." Ueberall ſtützt ſich der Reiche auf ihn:

Die Armen helfen die Füchſe fangen,
Die Reichen in ihrem Pelze prangen.

Dies iſt nur eine Parabel, die nach allen Richtungen hin ihre Anwendung findet und ein Wahrwort bleibt. Deßhalb aber, ihr Reichen, achtet den Armen; denn:

Wer die Armuth nicht ehrt,
Iſt der Armuth nicht werth.

Und es ſollte den Reichen ſchlimm genug gehen, wenn einſt die Armen ſie ihrer unwürdig erklärten!

Die Armuth in Deutſchland kann ſogar als ſolche zu Glanz und Ehre kommen, denn:

Rein und ganz
Iſt des Armen Glanz,

und: „Beſſer arm in Ehren, als reich in Schanden." Und es ſcheint ſogar leichter arm als reich in Ehren zu ſein, denn:

Armuth iſt frum,
Reichthum dumm und krumm.

Endlich lehrt das deutſche Sprüchwort noch Mildthätigkeit dem Armen gegenüber. „Wer Armen leihet, dem zahlet Gott die Zinſen." Wer ihnen aber nicht nur leihet, ſondern gar ſchenkt, ſteht noch höher, denn: „Wer Armen gibt, leiht dem Herrn!" Und auf daß dieſe Wahrheit dem Begüterten ſtets gegenwärtig bleibe, hat die Weisheit auf der Straße eine Art Tiſchgebet, das da heißt:

Digitized by Google

Trink und iß,
Der Armen nie vergiß.

Wer ihrer aber vergeſſen, wer ſich gegen die Armuth vergehen könnte, dem ruft die Weisheit zu:

Arm oder reich,
Der Tod macht Alle gleich.

Gerade in den Sprüchwörtern über die Armuth liegt auch die Beſtätigung deſſen, was oben über die Ueberſchätzung des Geldes und ihre Urſache, über den Geſichtspunkt, aus dem der Deutſche den Reichthum betrachtet, geſagt worden iſt. „Armuth iſt der ſechste Sinn,“ und meiſt nur, wer dieſen ſechsten Sinn hat, bringt es in Deutſchland zu Etwas, denn er iſt es, „der die Künſte lehrt.“ Und ſo werden denn Fleiß und Sparſamkeit zu Vater und Mutter des Reichthums; das angeführte Sprüchwort: „Armuth iſt des Reichthums Hand und Fuß,“ iſt auch in dieſem Sinne in Deutſchland ein Wahrwort. Die fröhliche Armuth aber, das Bewußtſein, daß nicht der arm, der wenig hat, ſondern der, der viel bedarf, die Ehre und Achtung, die ſich die Armuth ſelbſt zu ertrotzen weiß, erklären es von ſelbſt, wenn der Deutſche vor dem Reichthum weniger inwendigen Reſpekt hat, wenn er in ihm weniger ſein Lebensziel ſieht, als die Geldſprüchwörter und der Blutlakaiendienſt auf den erſten Anblick glauben machen könnten. Jenes iſt die Regel, dieſes iſt die Ausnahme.

Noch klarer wird dies Alles durch die Sprüchwörter über den Geiz. Wie hoch auch der Reſpekt des Deutſchen vor dem Geld, ſo ſagt er doch: „Geiz iſt die Wurzel alles Uebels,“ woraus denn folgt, daß „Geizhalſes Gut des Teufels Opferherd;“ dies führt endlich zu dem Schluſſe: „Der Geizige trägt ſeine Seele feil.“ Und dieſes Urtheil wird ſchon auf dieſer Welt vollſtreckt, denn trotz des Geldes, trotz der Güter, bleibt es ein Wahrwort: „Geiz iſt die größte Armuth,“ und deßwegen heißt es weiter: „Der Milde gibt ſich reich, der Geizhals nimmt ſich arm,“ und ſo iſt „Geiz ſeine eigene Stiefmutter“ und „wächſt mit dem Gelde,“ denn „der Geizige iſt allweg arm,“ und:

Je mehr der Geizige hat,
Je weniger wird er ſatt.

Er iſt ärmer als der ärmſte Bettler, denn „dem Armen geht viel ab, dem Geizigen Alles.“

Der Franzoſe iſt mit dieſer Charakteriſtik des Geizes einverſtanden. Auch er weiß: „l'avarice n'a rien, quand elle a tout,“ oder: „l'avarice a toujours trop et jamais assez,“ „l'avarice n'a point ce qu'elle a,“ und endlich: „l'avarice abonde de ce qu'il lui faut.“ — Aber jene ſtrengen deutſchen Sprüchwörter, jenes ernſte Urtheil findet man in Frankreich nicht. Ich will damit nicht ſagen, daß die Franzoſen es nicht willig unterſchreiben würden; aber daß die Deutſchen es aufgeſtellt und ausgeſprochen, iſt wenigſtens ein Beweis mehr, daß ſie der Sparſamkeit, die ſie oft zur Ueberſchätzung des Geldes führen konnte, die gehörige Grenze anweiſen.

Doch was hilft das Alles? der blutige Roſtflecken an der Ehre Deutſchlands ſteht dennoch unverwiſcht da. Er iſt um ſo ſchmählicher, je unverholener ihn das Volksbewußtſein in ſeinen Sprüchwörtern ſelbſt als eine Schmach bezeichnet. Vergeßt es nie: Deutſchland hat eine Schuld abzutragen, die, wie geſagt, mit Blut in das Buch der Geſchichte eingeſchrieben iſt, und wer Deutſchlands Ehre im Herzen trägt, unterlaſſe nie, an dieſe Schuld zu mahnen, ſo oft es Noth thut.

XI. Ehrlichkeit. Rechtsgefühl.

Die Eigenſchaften eines Volkes bilden unter ſich eine ununterbrochene Kette, und wer den erſten Ring gefunden hat, kann dieſe Kette bis zum letzten verfolgen. Die Weisheit, die den Mund ins Herz verſchließt, ſchweigt und zweifelt, die ſich auf dieſe Weiſe von der Welt abſperrt, die ohne die Liebe, die Mittheilung, die Aufopferung zum Grundgeſetze ihres Seins zu machen, der Menſchheit gegenüber eine beinahe feindliche, wenigſtens neutrale Stellung einnimmt, führt natürlich zum Egoismus, deſſen Lebensregel dann dahin geht, da Gutes zu thun, wo das gute Werk zum Samen einer reichen Erndte für den werden kann, der ihn ausgeſtreut, und da Böſes zu vermeiden, wo deſſen Folgen ſchwer auf den, der es gethan, zurückfallen würden.

So kamen wir in den Sprüchwörtern der Franzoſen nach und nach von einem Ringe zum andern bis zu dem Satze: „*après moi le*

Digitized by Google

déluge,“ und der praktiſchen Anwendung deſſelben „*le mal d'autrui n'est que song.*“ In Bezug auf innere Ehrlichkeit und Rechtsgefühl führte dann dieſe Grundbaſis weiter zu dem Satze: „*les absens ont tort,*“ der ebenfalls bereits angeführt worden iſt.

Dieſe Idee: „*les absens ont tort*“ zieht ſich mehr oder weniger klar ausgeſprochen durch die Mehrzahl der franzöſiſchen Sprüchwörter, die auf Rechtsgefühl Bezug haben, durch, und ſo heißt es: „*les battus payent l'amande,*“ was ſo natürlich als Etwas, da: „*la raison du plus fort, (est) toujours la meilleure.*“ Wo dieſes Recht des Stärkern ſich zeigt, heißt das Urtheil der Franzoſen: „*c'est le pôt de fer contre le pôt de terre,*“ und um dieſe Wahrheiten der Weisheit auf der Straße zu vervollſtändigen und zu erklären, ſetzt dann das Sprüchwort noch hinzu: „*Tout se fait dans ce monde par compère et commère,*“ woraus eigentlich erſt hervorgeht, was man unter der raison du plus fort zu verſtehen habe, und zwar: die raison desjenigen, der durch ſeine Verbindungen, durch ſeine hochgeſtellten Verwandten, compères et commères im Stande iſt, das Recht über's Knie zu brechen.

Man würde Unrecht haben, deßwegen den Franzoſen das innere Rechtsgefühl abzuſprechen. Alle dieſe Sprüchwörter ſind keine Verhaltungsregeln, ſondern nur Erfahrungsſätze. Und wenn auch nicht zu bezweifeln, daß ſie ſich oft genug bewährt haben müſſen, ehe ſie zu Sprüchwörtern erhoben wurden, daß ſie ſich oft genug bewährten ſeit ſie zu Sprüchwörtern geworden ſind, daß ſie endlich eine unangreifbare innere Wahrheit haben; ſo folgt daraus noch immer nicht, daß dem Franzoſen nicht ein lebendiges inneres Rechtsgefühl inwohne, daß er dieſe Sprüchwörter ſelbſt nicht meiſt eher als einen ſcharfen Tadel, denn als eine Anerkennung der Gerechtigkeit des Unrechts betrachte.

Ein anderes Sprüchwort deutet dieſes innere Rechtsgefühl wenigſtens an, wenn es in demſelben heißt: „*Le troisième héritier ne jouit pas des biens mal acquis.*“ Es ſteht dies ſtrenge, gerechte, an ein höheres Urtheil als das, in dem der Starke ſtets Recht hat, glaubende Sprüchwort mit den frühern im Widerſpruche, und dieſer Widerſpruch geht durch das Weſen der Franzoſen durch. Die Alten berichten von den Galliern, daß die einfache Erzählung von der Tyrannei eines Gewaltigen, von der Unterdrückung eines Volkes, ihnen oft genügt habe, um ſie zu veranlaſſen, ſich zu waffnen, zu ſchaaren und gegen den Tyrannen

Digitized by Google

auszuziehen; daß ſie mit einem Worte von fremdem Unglück und Unterdrükkung wie von eignem Unrechte ergriffen wurden. Und dieſer Charakterzug der Gallier zieht ſich durch die Geſchichte der Franzoſen, wenigſtens von Zeit zu Zeit auftauchend, durch. Die Kreuzzüge, und ſelbſt die Kriege der Republik hatten für viele derjenigen, die an denſelben Theil nahmen, gewiß dieſen edeln Standpunkt, wenn auch wieder viele andere in ihnen nur eine Befriedigung ihres Egoismus ſehen und ſuchen mochten. Im Privatleben zeigt ſich dann oft genug, ja meiſt, der Franzoſe von demſelben Geiſte beſeelt, wie jene Gallier, von denen die Geſchichte erzählt. Es genügt in Frankreich meiſt, verfolgt zu ſein, um Schutz zu finden, und iſt der Verfolger gar der Staat, die Gewalt, ſo kann nicht nur der politiſche Verbrecher, ſondern ſelbſt der Mörder der Sympathie der Maſſen ziemlich ſicher ſein.

Dieſe Großmuth, die im Urweſen der Franzoſen liegt, iſt es, die Talleyrand ſo bezeichnend le premier mouvement nennt, und vor dem er Jeden warnen zu müſſen glaubt. Le second mouvement, das oft genug das erſte kaum aufkommen läßt, iſt der Egoismus. Jenes lebt in der Ureigenthümlichkeit des Volkes, dieſes iſt das Reſultat ſeiner auf Genuß und Eigenſucht gegründeten, von Rom ererbten Civiliſation. Und dieſer Gegenſatz tritt dann abermals im täglichen Leben, wie in der Geſchichte klar in dem Weſen des gemeinen Volkes dem der höhern Geſellſchaft gegenüber hervor. In den Kreuzzügen wollte das Volk nur das Grab Chriſti befreien, dort beten und weinen, wo er geblutet und geſtorben. Die Fürſten aber verfolgten vom erſten Augenblicke an ein anderes Intereſſe, und kaum hatten ſie den Boden Aſiens betreten, als ſie kein höheres Streben mehr kannten, als jeder Einzelne ſich ſo raſch als möglich ein neues Reich zu erobern und zu ſichern. Unter der Republik und in ihren Kriegen zeigte ſich daſſelbe Verhältniß, derſelbe Gegenſatz zwiſchen dem gemeinen Volke und den höhern Ständen. Die Freiwilligen ſtrömten in Maſſen zu den Fahnen, um eine hohe Idee der Freiheit und des Volkswohls zu verewigen, während die Bourgeoiſie, die damals die höchſte Stufe der franzöſiſchen Civiliſation nach und nach erreicht hatte, ruhig in Paris Geſetze erließ, durch welche ſie das Volk von den Wohlthaten, die ſie für ſich ſelbſt in Anſpruch nahm, ausſchloß. Der gemeine Mann opferte ſein Blut und Leben für das Vaterland und die Emanzipation der Völker, die höhere Bourgeoiſie benutzte die Ereig=

Digitized by Google

niſſe, um ſich in das Erbe des Adels, in die Beute der beſiegten Völker zu theilen. Im Juli noch einmal derſelbe Gegenſatz. Das Volk kämpfte und ſiegte, und die höhere Bourgeoiſie erndete allein, wo der gemeine Mann geſäet hatte. Wer endlich die franzöſiſchen Blätter lieſt, wird kaum Eines aus der Hand legen, ohne in demſelben auf einen edeln Zug der Großmuth und der Aufopferung zu ſtoßen. Aber unter hundert ſolcher Züge iſt es ſtets nur ein einziger, der auf Rechnung eines Mitgliedes der höhern Geſellſchaft kommt, während alle andern von Männern im grauen Wamms oder leinenen Kittel vollbracht wurden.

Die franzöſiſche Civiliſation iſt eine Civiliſation des Egoismus, eine Tochter Roms und des Alterthums, die ganz gut gelernt hat, qu'il faut se méfier du premier mouvement, ja die dies erſte Gefühl beinahe in der Bruſt derjenigen, die ſie hegen und pflegen, zu erſticken wußte. Nur, wo ſie nicht hinreicht, in der Dachſtube und in der Hütte, lebt dies erſte Gefühl, dieſes premier mouvement, noch in ſeiner ganzen Kraft, und weiß ſich vor dem second mouvement zu ſchützen. — Ich habe nicht nöthig hinzuzuſetzen, daß es auch hier, wie in Allem, was im Laufe dieſer Schilderungen geſagt iſt, Ausnahmen, ſelbſt viele gibt, daß dieſelben ſowohl in den höhern als in den niedern Sphären vorkommen. Wo dies aber in der höhern Geſellſchaft der Fall iſt, da entdecken wir dann leicht in den Vertretern dieſer Ausnahmen von der Regel entweder eine andere Civiliſationsbaſis als die Roms, als die des Genuſſes und der Selbſtſucht, oder auch eine unverkennbare, klar ausgeſprochene, wenn auch vielleicht nicht eben ſo klar bewußte Hinneigung zu den tiefern, unciviliſirten Klaſſen der Geſellſchaft. Chateaubriand, Lamartine und Lamenais gehören zu den erſtern. Und alle drei, wie verſchieden auch ihr politiſcher Standpunkt, als Legitimiſt, Anhänger des conſtitutionellen Julithrones, oder Republikaner ſein mag, fußen auf einem Grundſatze des Chriſtenthums, machen eine Lehre der Liebe und des Opfers zur Baſis der Civiliſation, wodurch ſich dann der Widerſpruch, in dem ſie gegen die Civiliſation Frankreichs treten, natürlich genug erklärt, und oft ſo ſchroff als möglich an den Tag gibt. Der edelſte Vertreter jener andern Klaſſe der höhern Geſellſchaft, die ahnet und fühlt, daß nur im gemeinen Volke noch Tugend und Edelmuth zu finden ſind, iſt der Sänger Beranger. Seine Poeſie iſt im Weſen ein Ausfluß der franzöſiſch-römiſchen Civiliſation, Genuß iſt

Digitized by Google

ihre Seele. Aber er war zu edeln Blutes, zu ſehr der Sohn eines Mannes des Volkes, um den Genuß auf Koſten Anderer zu ſuchen. Er wollte doppelt geben, wo er einfach nahm. Und deßwegen ſah er um ſich, und ſuchte Menſchen, die dachten wie er, und fand ſie nur da, wo die Civiliſation nicht ihr Unkraut geſäet und gereift hatte. Die Griſette wurde ſeine Geliebte, der Arbeiter ſein Freund, der gemeine Soldat der Held ſeiner Lieder. Man bot ihm Gold, Würden und Orden, und er lächelte freundlich, als er ſie ausſchlug, wohl wiſſend, daß ſie ihn eher entedeln als adeln würden. Freiwillig arm, amtlos, ordenlos wird ihm jenſeits der erſte Grenadier von Frankreich, Latour d'Auvergne, der ſelbſt auf den Kaiſer mit Stolz herabſehen durfte, und ihm da, wo das Herz gewogen wird, voranſchreitet, die Hand reichen, und ihn an das Bruderherz drücken.

Das ſind die Ausnahmen. Bei dieſen haben die Abweſenden nicht ſtets Unrecht, bei ihnen zahlt nicht der, der geſchlagen worden, die Strafe, denn es gibt für ſie ein höheres Recht als die *raison du plus fort*. Aber ſie ſind Ausnahmen, für die Regel behält das Sprüchwort ſein Recht, und bleibt das Geſetz der Weisheit auf der Straße. —

Die Deutſchen kennen das Sprüchwort: Die Abweſenden haben Unrecht, nicht, und ebenſowenig das: Die Geſchlagenen zahlen die Strafe. Das will nun ebenfalls nicht gerade ſagen, daß dieſelben nicht oft genug auch in Deutſchland ihre Anwendung finden, ſondern nur, daß dies eher Ausnahmen ſein werden, weil ſonſt die Weisheit auf der Straße der Regel wohl ihr Recht durch ein Sprüchwort hätte widerfahren laſſen. Dagegen weiß denn das deutſche Sprüchwort ebenſo gut wie das franzöſiſche: „Gunſt geht vor Recht," und ſetzt hinzu: „Das Recht hat eine wächſerne Naſe," womit freilich eher das Geſetz als das Recht gemeint ſein mag. Auch die raison du plus fort kennt die Weisheit auf der Straße, denn: „Wenn Gewalt kommt, iſt das Recht todt" oder auch:

„Gewalt, Geld und Gunſt,
Schwächen Ehre, Recht und Kunſt."

Der Unterſchied beſteht nur darin, daß das deutſche Sprüchwort ſich wohl hütet, hinzuzuſetzen: la raison du plus fort est *toujours la*

Digitized by Google

meilleure. Im Gegentheile ſagt das eben angeführte Sprüchwort ſchon, daß die Gewalt das Recht ſchwäche, und ſomit zum Unrecht mache. Und daher heißt es denn weiter: „Was mit Gewalt erhalten wird, hat keine Währe", dauert nicht und iſt geſetzlich nicht geſchützt, denn:

„Gewalt und Lügen
Nicht lange trügen;"

oder auch:

„Große Gewalt
Wird ſelten alt."

Das franzöſiſche Sprüchwort ſieht die Gewalt für die höchſte Entſcheidung an. Das Factum iſt für den Franzoſen das Endreſultat. Der Deutſche ſieht in der Gewalt nur einen vorübergehenden Zuſtand, der ſein Recht nicht zu zerſtören im Stande iſt. Das Recht iſt für den praktiſchen Franzoſen die Thatſache ſelbſt, für den ſpiritualiſtiſchen Deutſchen dagegen die Idee, die über der Thatſache ſteht, und wie ſie vor ihr beſtand, auch nach ihr fortbeſtehen wird. Daher die ſchönen Sprüchwörter: „Lieber Gewalt, denn Unrecht," noch klarer: „Lieber Unrecht leiden, denn Unrecht thun," was zu dem edlen Spruche: „Beſſer Nichts, denn Unrecht Etwas," führt. Daß dem Deutſchen das Recht über der Gewalt, die Idee über der Thatſache ſteht, wird noch klarer, wenn endlich die Weisheit auf der Straße ſagt: „Tauſend Jahre Unrecht, war nicht eine Stunde Recht;" oder auch: „Was einmal Unrecht geweſen, bleibt Unrecht in aller Friſt." Und daher heißt es denn auch: „Es iſt beſſer der Gewalt mit dem Rechte widerſtehen, als mit dem Eiſen."

Oft genug mag der Deutſche in dieſem chriſtlichen Gedanken: „Beſſer Nichts, als mit Gewalt Etwas," oder: „Beſſer Unrecht leiden, als Unrecht thun," zu weit gehen, und, — wie die erſten Chriſten nothgezwungen, — den Grundſatz der Pflicht nur von der paſſiven Seite auffaſſen. Es gibt aber ein Mittelding zwiſchen Unrecht thun und Unrecht leiden, und das heißt: „Thue Recht und ſcheue Niemand." Selbſt nicht die Gewalt! Denn: „Wer zur Gewalt ſchweigt, verliert ſein Recht," und: „Wer altes Unrecht duldet, ladet neues in's Haus." Und das gelte für Alle und für Jeden, für

Digitized by Google

Groß und Klein, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, wenn er nicht will, daß ihm dereinſt die Weisheit auf der Straße in der Stunde der Vergeltung zuruft: „*Wer das Recht nicht will leiden, darf über Unrecht nicht klagen.*" Das Recht beſteht nur, wenn es für Alle gleich iſt, denn ſelbſt: „*Zu viel Recht iſt Unrecht,*" und wer da glaubt, daß er mehr Recht als ein Anderer haben könne, auch dem wird dereinſt die Weisheit auf der Straße antworten: „*Was dem Einen recht, iſt dem Andern billig.*" — Ja ſie wird vielleicht noch ſtrenger ſein, wenigſtens berechtigt ſie das Geſetzbuch der Sprüchwörter dazu, denn hier heißt es: „*Wer Recht fordert, muß auch Recht pflegen,*" und ſomit, wer kein Recht pflegt, wer zu *viel Recht* und ſomit *Unrecht* hat, iſt unbefugt, Recht zu fordern.

Es iſt das ein ſtrenges Urtheil, aber es iſt gerecht, und macht dem Volke Ehre, das es ſeiner Weisheit auf der Straße in den Mund legt. Es iſt der Ausfluß eines tiefen, unwandelbaren Rechtsgefühls, das die *Idee* des Rechts, trotz aller geheiligten Thatſachen des Unrechts, aufrecht hält. Deutſchland hat kein edleres Kleinod an ſeiner Krone aufzuweiſen, und es wird die Zeit kommen, wo es in ſeinem ganzen Glanze ſtrahlen wird. —

— — Wir haben geſehen, wie das Rechtsgefühl des Franzoſen ſich dagegen ſträubt, einem dritten Erben den Genuß unrechtmäßig erworbenen Gutes zu laſſen. Die Weisheit auf der Straße überſetzt dieſen Spruch in Deutſchland wörtlich: „*Unrecht Gut kommt nicht auf den dritten Erben.*" Aber ſie umgibt dann dieſe Erfahrung mit einer Menge anderer Lehren und Sprüche, die dem Rechtsgefühle der Deutſchen eine höhere Energie zu geben ſcheinen. Vorerſt heißt es hier einfach: „*Unrecht Gut gedeiht nicht,*" aber es iſt iſt nicht nur uufruchtbar, ſondern auch: „*Unrecht Gut reichet nicht;*" ja es verarmt den, der ſich dadurch zu bereichern ſucht, denn:

„*Wer eilt nach fremdem Gut,*
Auf den wartet Armuth."

Und das iſt natürlich genug, wenn die Weisheit auf der Straße in ihrer Kraftſprache hinzuſetzt: „*Ein ungerechter Heller frißt einen Thaler.*"

„*Ehrlich währt am längſten!*" Das iſt der Schlußſtein die-

ſer Kernſprüche, der zur Geldgrube für Millionen ehrlicher deutſcher Arbeiter wurde. „Ehrlich währt am längſten."

Dieſer alte, deutſche Ehrlich, der ſchon lange währt, und dem die Weisheit verſpricht, daß er am längſten währen wird, iſt eine gute, treue Haut und hat ein rein Gewiſſen. Er nimmt es nicht ſehr genau, wenn er auch einmal betrogen werden ſollte. Ja er ſagt ſogar:

„Denk nimmer dran,
Was Dir Unrechts gethan."

Es gibt nur in der Lehre Chriſti Aehnliches, wie dieſen Spruch des deutſchen Ehrlich. Und in Folge dieſes Spruches muß es bunt kommen, wenn er ſelbſt von dem Unrecht, das man ihm zufügt, groß Aufhebens machen ſoll. Er ſagt:

„Lieber klein Unrecht gelitten,
Als vor Gericht geſtritten,"

denn: „Rechten iſt Recht, aber unfreundlich."

Treu iſt der alte, deutſche Ehrlich, wie kein zweiter, und deswegen ſagt er: „Untreu ſchlägt ihren eigenen Herrn," oder auch:

„Treu hat Brodt,
Untreu leidet Noth."

Sein inneres Gefühl tritt aber noch offener hervor, wenn er endlich das Urtheil der Untreue, des Verrathes ſpricht, und von dieſem ſagt: „Den Verräther frißt kein Rabe."

Das deutſche Rechtsgefühl kann ſogar die Weisheit auf der Straße zu einem zu ſtrengen, ungerechten Urtheile führen, wenn dieſe kurzweg ſagt: „Ein Dieb nirgend beſſer als am Galgen," und wenn ſie noch hinzuſetzt: „Wer einmal ſtiehlt, bleibt immer ein Dieb." Und dies Urtheil wird nur um ſo ſtrenger, um ſo ungerechter, als die Ehrlichkeit noch hinzuſetzt:

„Wer beginnt mit Lügen
Endet mit Betrügen,"

oder noch ſchlimmer: „Wer lügt, der ſtiehlt, wer ſtiehlt, der lügt," und endlich: „Zeige mir einen Lügner, und ich zeige dir einen Dieb." Und ſomit müßte denn der Lügner zum Galgen

verdammt werden. So conſequent iſt nun aber doch, Gott ſei Dank, die Weisheit auf der Straße nicht, ſondern ſie begnügt ſich vorerſt mit einem:

„Auf eine Lüge
Eine Fliege;“

unterläßt dann aber doch nicht, die letzte ſtrenge Entwickelung anzudeuten, indem ſie ſagt: „Lüge iſt die erſte Staffel zum Galgen.“

Der Franzoſe hat zwei Sprüchwörter, die ebenſo für ſeine Wahrheitsliebe ſprechen. Auch er ſagt: „montre-moi un menteur, et je te montrerai un larron.“ Auch jenes:

„Auf eine Lüge
Eine Fliege,“

fanden wir im franzöſiſchen Sprüchworte angedeutet, wenn es hier heißt: „un *démenti* vaut un soufflet;“ nur iſt dieſe Fliege nicht wie im deutſchen Sprüchworte, einzig und allein um der Lüge willen da, ſondern um eines Dementis, eines in Zweifel-Ziehens der Wahrheit deſſen willen hier, was Jemand ſagt, und das ändert die Sache hinlänglich.

Der Franzoſe haßt die Lüge, wie der Deutſche, aber ich zweifle, ob die natürliche angeborne Offenheit an dieſem Haſſe in einem Lande wie im andern gleichmäßig Urſache iſt. Die Weisheit, die die Zunge in's Herz verſchließt, hat es zu verantworten, wenn ich dieſen Zweifel ausſpreche, und wenn ich glaube, daß das Volk, das „das Herz auf der Zunge trägt,“ und ſeine innerſten Gefühle ſo wenig zu verſtecken weiß, daß ſein Sprüchwort ſagt: „Weſſen das Herz voll, davon läuft der Mund über,“ mehr Anſpruch auf Offenheit machen kann, als jene ſchweigſame und zweifelnde Weisheit Frankreichs. Und grade deswegen iſt denn auch jener Kernſpruch:

„Ein Mann, ein Wort,
Ein Wort, ein Mann!“

unüberſetzbar. —

Ueber aller Ehrlichkeit, über allem Rechtsgefühl liegt Etwas, das Gewiſſen heißt. Das deutſche Sprüchwort erkennt in ihm den höchſten Richterſtuhl an, deſſen Arm weiter reicht, als alle Macht der Welt. Es heißt hier: „Man entgeht wohl der Strafe, aber

Digitized by Google

nicht dem Gewiſſen;" denn: „Das Gewiſſen iſt des Menſchen Schuldbuch," und ſomit:

„Bös Gewiſſen ein böſer Gaſt,
Weder Ruh noch Raſt."

Und dieſe Sprüchwörter deuten die Quelle an, aus der der alte, biedere deutſche Ehrlich ſchöpfte, als er der Weisheit auf der Straße alle die ſchönen, erhebenden Lehren und Sprüche, denen wir auf dem Felde deutſchen Rechtsgefühls begegneten, in den Mund legte. Sie ſollten die Grundlage jedes oder beſſer Eines deutſchen Geſetzbuches ſein. Und da ſie es nicht ſind, da man an einer andern Quelle ſchöpfen zu müſſen glaubte, kam man zu einem Geſetzbuche, von dem die Weisheit auf der Straße ſagt:

„Je mehr Geſetz, je weniger Recht,
Je mehr Recht, je weniger Geſetz,"

oder auch kurzweg: „Wenig Geſetz, gutes Recht." Es liegt noch eine andere Wahrheit in dieſem Spruche, aber dieſe würde nie zu einer ähnlichen Lehre der Weisheit auf der Straße geführt haben, wenn nicht das Geſetz Deutſchlands oft genug eine andere Quelle hätte, als das tiefe, unwandelbare Rechtsgefühl des deutſchen Volkes.

XII. Ehre. Rache.

„Ehre, dem Ehre gebührt!"

Es fragt ſich nur, wem ſie gebührt? Das franzöſiſche Sprüchwort antwortet hier vorerſt: *„à tout seigneur, tout honneur."* So müßte man dann erſt ein seigneur ſein, um zur honneur zu gelangen. Vor Zeiten mag dies Sprüchwort in allem Ernſte ein Wahrwort geweſen ſein; aber die böſe, böſe Revolution hat auch hier den seigneurs einen argen Strich durch die ohne den Wirth aufgeſetzte Rechnung gemacht, und ſo wird denn dies Sprüchlein gegenwärtig kaum noch anders denn als eine Ironie angewendet.

Wem gebührt denn aber die Ehre? Die franzöſiſche Weisheit auf der Straße bleibt die Antwort ſchuldig, wenn man ſie nicht etwa in den beiden Sprüchwörtern: *„l'habit fait l'homme"* oder: *„face d'homme fait vertu,"* finden will. Ein drittes Sprüchwort aber ſcheint dieſer

Digitized by Google

Anſicht zu widerſprechen, wenn es in demſelben heißt: „*l'habit ne fait pas le moine.*“ Dennoch aber hat jenes: „l'habit fait l'homme“ in Frankreich ſeine tiefe Wahrheit. Wer in Paris gelebt hat, weiß auch, daß die gewitzigten chevaliers d'industrie ſich dort ſagen: on gagne á Paris dix mille livres de rentes en portant des gants blancs. Der Franzoſe giebt viel auf das Aeußere. Ein guter Rock iſt das erſte Erforderniß zum Fortkommen, und die Pariſer Schneider haben das Glück manches armen Teufels gegründet. Wer aber einen Begriff davon haben will, welche Bedeutung der Franzoſe auf das äußere Zeichen eines innern Werthes legt, der bedenke, wie Napoleon mit der Hoffnung auf ein Kreuzchen ſeine Soldaten in den ſichern Tod ſchickte, wie Louis Philipp mit einem rothen Läppchen am Knopfloche Tauſende von Gewiſſen kaufte.

Ich ſage damit abermals nicht, daß es nicht viele Franzoſen gebe, die nicht auf das äußere Zeichen, ſondern auf den innern Werth ſehen, die in dem Manne nur den Mann achten, die jenes Kreuz und jenes Läppchen für nichts mehr halten, als ſie ſind, eine privilegirte Windbeutelei. Aber das verhindert nicht, daß die Maſſe an dieſen äußern Zeichen hängt, und daß die Sprüchwörter: „l'habit fait l'homme,“ und: „face d'homme fait vertu,“ die Regel bezeichnen.

Auch der Deutſche ſagt: „Kleider machen Leute,“ dagegen kennt er das Sprüchwort, daß des Mannes Geſicht ſeine Tugend ſei, nicht. Dann beſchränkt er jenes: „Kleider machen Leute“ durch andere Sprüchwörter, die ihm die natürliche Gränze anweiſen, indem es hier heißt:

„Das Kleid ziert den Mann,
Wer's hat, zieh' es an.“

Wer es aber nicht hat, wer dieſer Zierde entbehrt, fällt deßwegen nicht ganz weg; denn:

„Rein und Ganz
Gibt dem ſchlechten Kleide Glanz,“

oder ein ſchon anderswo angeführtes:

„Rein und Ganz
Iſt des Armen Glanz.“

Das Alles aber ſagt uns noch nicht, wem denn die Ehre gebührt? Die Weisheit auf der Straße, die wir in Deutſchland ſchon oft als Plebeje-

Digitized by Google

rin kennen gelernt haben, antwortet hier mit einem Spruche, den wir ebenfalls bereits auf unſerm Wege fanden. Sie ſagt:

„Arbeit iſt der Ehre Mutter.“

und ſetzt hinzu: „Schwiele an der Hand hat mehr Ehre, denn goldner Ring am Finger.“ Arbeit, Arbeit! das iſt es. Arbeit iſt das Ordensband, das Ehrenkreuz, der Stammbaum der deutſchen Weisheit auf der Straße, denn ſie weiß den Flitter von dem Golde, den Schein vom Weſen zu unterſcheiden.

Doch reicht ſelbſt Arbeit nicht aus, denn es ſteht geſchrieben:

„Landesſitte,
Landesehre!“

Und ſomit verlangt ſie noch ein Weiteres. Die Quelle, die Mutter der Ehre iſt die Arbeit; aber neben dieſer Ahnenprobe muß ſich der, der auf Ehre Anſpruch machen will, auch durch ſeine Sitten, ſein Thun und Laſſen bewähren. Und wer vor dieſer zweiten Probe nicht beſtände, dem würde auch die erſte nicht nutzen, und ſomit gehen ſittenlos und ehrlos Hand in Hand.

Eine ſolche auf Arbeit, Fleiß und gute Sitten gegründete Ehre ſetzt die Weisheit auf der Straße mit Recht über Alles, und deswegen heißt es:

„Gut verloren, wenig verloren,
Muth verloren, viel verloren,
Ehre verloren, Alles verloren.“

Gut und Muth, Reichthum und Kriegsruhm ſind Nichts gegen jene Ehre der Arbeit und der Sitte. Die Weisheit auf der Straße geht aber noch weiter, und ſagt gar: „Gottlos beſſer, denn ehrlos!“ Und wer weiß, wie feſt der Glaube des deutſchen Volkes auf Gott ſteht, wie gläubig und fromm es auf dieſen Gott baut, der fühlt auch, wie hoch es die Ehre ſtellt, wenn es den Unglauben der Ehrloſigkeit vorzieht. Aber es erklärt ſich dies wieder von ſelbſt, wenn man bedenkt, daß Arbeit und Sitte die Quellen der Ehre ſind; daß der Deutſche die Arbeit dem Gebete gleichſtellt: „Wer fleißig arbeitet, betet zweimal,“ und daß gute Sitten das lebendig gewordene Wort Gottes ſind.

So gibt nur das Werk, die gute That Ehre, und wo jene fehlen, iſt auch dieſe nicht vorhanden; denn: „Ehre iſt der Tugend Schatten,“ und ſomit weicht das Schattenbild, wo das Urbild ſchwindet.

Digitized by Google

Für den aber, der nur dem Schatten nachrennt, iſt das deutſche Sprüchwort dann natürlich ſtrenge genug, und ſagt vorerſt einfach:

„Ehrſucht,
Ehrflucht.“

Und wer dieſer fliehenden Ehre in Ehrſucht nachrennt, der zeigt, wie wahr es iſt, wenn die Weisheit auf der Straße fortfährt: „Ehre und Hoffart ſind Zwillinge.“ Denn es iſt hier nur von dem Schatten ohne Urbild, von der Ehre ohne Tugend die Rede. Und von dem, der dieſen Schatten für die Hauptſache hält, ſagt endlich das Sprüchwort weiter:

„Wächſt die Ehre ſpannenlang,
Wächſt die Thorheit ellenlang.“

Nur ein Affe kann mit dieſem Schatten ſpielen und ihn zu erhaſchen ſtreben, und deswegen heißt es ſchließlich etwas derb deutſch: „Je höher der Affe ſteigt, deſto mehr zeigt er den Hintern.“ Nur immer höher, ihr Affen! ſo wird am Ende die ganze Welt ſehen, wie's um Eure Ehre ſteht!!

Wo die Ehre der Tugend Schatten iſt, iſt es ſchwer, jene ſelbſt anzugreifen, den Schatten dem Körper zu nehmen. Das mag denn die Urſache ſein, warum der Deutſche das franzöſiſche Sprüchwort: *„les injures s'écrivent sur l'acier, les bienfaits sur le sable“* nicht kennt, und im Gegentheile ſagt: „Zur Rache eine Schnecke, zur Wohlthat ein Vogel.“ Ueberhaupt ſind die Sprüchwörter deutſcher Straßenweisheit ein Beweis, daß dem deutſchen Volke die Rache zuwider, daß es dieſelbe für überflüſſig, unklug und unrecht hält. Und wie geſagt, wozu die Rache, wenn die Beleidigung den innern Werth nicht treffen kann, und man nur auf dieſen innern Werth, nicht auf Scheinweſen, ein Gewicht legt? Daher denn die Sprüchwörter: „Rache iſt neues Unrecht!“ oder noch klarer: „Rache macht ein kleines Recht zum großen Unrecht.“ Natürlich iſt es dann:

„Auf Rach'
Folgt Ach!“

und deswegen ſetzt die Weisheit des Volkes hinzu: „Verzeihen iſt die beſte Rache;“ und ſchließt dieſer ſo Thür und Thor. — Die Rache iſt eine Tochter des Zornes, und wie der Deutſche die Tochter verbannt, ſo mag er auch mit dem Vater nichts gemein haben.

Er weiß: „Wer im Zorne handelt, geht im Sturme unter Segel.“ Einer ſolchen Schiffahrt aber droht mehr Unheil, als ſelbſt des Feindes Macht uns bringen könnte, und daher heißt es: „Wer ſeinen Zorn bezwingt, hat einen Feind beſiegt.“

Ja ſelbſt im erſten Augenblicke weiß der Deutſche ſich zu mäßigen, ſeinen Zorn zurückzuhalten. Wenigſtens deutet das Sprüchwort dies an, und räth dazu, wenn es in ihm heißt: „Wer ſchimpft, hat verloren.“ Und hier ſtoßen wir denn wieder auf einen ſcharfen Gegenſatz zwiſchen franzöſiſchem und deutſchem Weſen; denn das franzöſiſche Sprüchwort ſagt: „*la colère rend poëte,*“ und der beleidigte Franzoſe ſetzt drohend hinzu: „*je ferai une chanson.*“ Dieſe beiden Sprüchwörter ſind freilich nicht ſo wörtlich zu nehmen, obgleich ſie vor Zeiten auch wörtlich einen Sinn haben mochten, als das Volk dem Hofe und dem Adel gegenüber noch kein Mittel hatte, ſeinen Zorn anders geltend zu machen, als in Spottliedern, die eine Zeitlang die Stelle der Oppoſition und Preſſe vertraten. —

Heute aber haben das Sprüchwort: „la colère rend poëte“ und die Redensart: „je ferai une chanson“ nur noch eine ſinnbildliche Bedeutung, die, daß der Franzoſe im Zorne vor Allem ſeiner Zunge freien Lauf läßt. Und dem iſt wirklich alſo. Hundertmal für einmal habe ich dieſem poetiſchen, im vollſten, überſprudelndſten Sprachfluſſe ſich ergießenden Zorne in den Straßen von Paris mit zugeſehen. Immer toller werdend, glaubte ich, ſo lange ich an derartige Scenen noch nicht gewöhnt war, daß mit jeder neuen Zornſtrophe, mit jedem Abſatze dieſes zornigen Wettgeſanges die Schlacht beginnen werde, und ſah mich faſt immer getäuſcht. Ein Deutſcher würde nicht zehn Secunden lang gegen dieſe treffenden, oft mit Witz, Laune und Ironie gewürzten Spitzreden und Schimpfworte Stich halten, ſondern dem Zungenkampfe bald durch einen derben Fauſtſchlag ein Ende machen, denn es heißt ja für ihn: „Wer ſchimpft, hat Unrecht.“ Faſt nie aber kam es zu dieſer Proſa, man blieb ſtets bei der Poeſie; deswegen ſagen denn auch die Franzoſen: „les Allemands se battent et se disputent après, les Français se disputent et se battent après.“ Das Alles kommt von der Poeſie. Es iſt dem Deutſchen überhaupt nicht gegeben, lange an ſich zu halten, noch weniger ſeinen innerſten Gefühlen gleich durch die Sprache Luft zu machen. Nicht nur die Liebe, ſondern auch der

Zorn ſind in der Regel ſtumm in Deutſchland, und faſt ſcheint es, als ob auch beide eben blind ſeien. Und daher ſchlägt denn der Deutſche drein, wie ein Taubſtummer, oder wie ein blinder Heſſe, ſobald er ſich nicht anders mehr Luft machen kann. Nur dauert der Zorn nicht lange, und ſobald ein Paar derbe Fauſtſchläge dem Herzen Erleichterung verſchafft haben, verbrauſt er in einigen raſch verhallenden Schimpfworten, und Alles iſt abgemacht; denn es fällt ihm nicht ein, dieſe Schimpfworte auf Erz einzugraben, ebenſowenig als er die Wohlthaten in den Sand ſchreibt.

Wenn man aber ſo deutſches und franzöſiſches Weſen gegen einander ſtellt, wenn man ſieht, wie der Deutſche keine Rache kennt, ſeinen Zorn bezwingt, oder in der untern Klaſſe ihm durch ein Paar Fauſtſchläge Luft macht, ſo ſtaunt man ſicher auf den erſten Anblick bei dem Sprüchworte, das da heißt: „Auf eine Maulſchelle einen Dolch[1]).“ Ein Dolch! — und ein Deutſcher? Wahrlich das reimt ſich ſchlecht. Man kann den Deutſchen nicht vorwerfen, daß ſie dieſe Waffe ſonderlich liebten. Und doch iſt dieſes Sprüchwort ein Wahrwort, und hat eine tiefe, ſogar eine ſchöne Bedeutung, wenigſtens in der Urſache, die es hervorgerufen haben muß. Freilich möchte ich nicht behaupten, daß es grade von der Weisheit auf der Straße erfunden, daß es auf der Straße geboren worden ſei. Es gehört unſtreitig der höhern Geſellſchaft der gebildeten Jugend an, und iſt wohl nur hier ein Wahrwort.

Der Franzoſe und ſelbſt der der höchſten, der gebildetſten Geſellſchaft ſagt, wie wir ſchon wiſſen, ohne anzuſtehen: „*Un démenti vaut un soufflet*,“ und ſo beginnen die meiſten Ehrenſtreite in Frankreich mit Maulſchellen. Ich habe ein einzigesmal den Anfang einer derartigen Ehrenſache in einem Theater von Paris mit angeſehen, aber auch nie lebendiger, als hier, die Wahrheit des deutſchen Spruches: „Auf eine Maulſchelle einen Dolch“ gefühlt; denn obgleich ich den Beleidigten nicht kannte, drehte ſich mir ob dieſer ſchändlichen öffentlichen Entehrung das Herz im Leibe um, und als ich wieder ruhiger wurde, dankte ich dem Himmel, daß ich weit genug von den Handeln-

---

[1]) Ich geſtehe, daß ich dies Sprüchwort nie in Deutſchland gehört habe, ſondern erſt in Dr. W. Korte's Sprüchwörtern fand. Uebrigens iſt es zu natürlich, als daß ich ſeine Exiſtenz bezweifeln möchte.

Digitized by Google

den ſtand, um verhindert geweſen zu ſein, thätigen Theil an dem Streite zu nehmen. Wahrlich eine ſolche Maulſchelle könnte einen Ehrenmann nicht nur verrückt, ſondern raſend machen, und dann wäre ein Dolchſtoß natürlich und verzeihlich.

In Deutſchland iſt eine Ehrenſache mit einer Maulſchelle, anſtatt mit ihr zu beginnen, ſelbſt unter dem händelſüchtigſten Völkchen der Welt, unter den Studenten, abgemacht, und nicht wer ſie erhält, ſondern wer ſie giebt, iſt entehrt, und als ſolcher von aller Welt betrachtet und behandelt. Ein Fußtritt, die Hetzpeitſche zeigt ihm den Weg zur Thüre, wo er ſich in die Geſellſchaft von Ehrenmännern einzudringen wagt. Das iſt Gerechtigkeit und ſogar Edelmuth. Wenn eine Maulſchelle eine Beleidigung ſein könnte, ſo würde ſie eine unauswiſchbare ſein, die ſtets von Neuem die Wange glühend färben müßte, ſo oft der, der die Maulſchelle erhalten, daran dächte, — die ſeine Rache in Flammen aufſprühen machen würde, ſo oft ihm der Beleidiger in den Weg träte. Todesrache wäre hier erklärlich, beinahe natürlich, und deswegen ſagt das deutſche Sprüchwort: „Auf eine Maulſchelle einen Dolch!“ Und grade deswegen auch ſagt der deutſche Ehrenmann: „Wer eine Maulſchelle gegeben, und nicht wer ſie erhalten, ſei gebrandmarkt, beſchimpft und geſchändet ſein Leben lang.“

Dieſes Ehrengeſetz iſt der Deutſchen Ehre, des Schattens der Tugend würdig, und dürfte mehr als ein Ehrengeſetz, ein Staatsgeſetz ſein, das Jeden, der ſich zu dieſer ſchmutzigen Beleidigung herabließe, ſeines Amtes, ſeiner Würden, ſeiner Bürgerrechte, des Eintritts in jede Geſellſchaft verluſtig erklärte. Eine Wunde, und koſtete ſie Arm und Bein oder ſelbſt das Leben, verſchmerzt ſich, aber ein Schandflecken iſt unauswiſchbar.

Dieſes furchtbare Sprüchwort: „Auf eine Maulſchelle einen Dolch,“ Folge eines unauslöſchlich tiefen Gefühles der Schmach einer ſo ſchnöden Beleidigung, wie grell es auch auf den erſten Anblick klingen mag, ſchließt ſomit nicht weniger würdig den Kreis der ſchönen Sprüche, die die deutſche Ehre characteriſiren. Rein und hoch erſcheint dieſe Ehre im Sprüchworte. Der Deutſche ſelbſt darf dies ſagen, und ſich darob freuen. Es iſt das keine Prahlerei, denn wer die Ehre nur in Prahlerei ſuchte, der würde eben kein deutſcher Ehrenmann ſein, da die Ehre nur der Schatten der Tugend, und der Schatten ohne

Körper unmöglich iſt. Arbeit, Sitte, Tugend — deutſche Ehre! — Ohne ſie nur:

„Ehrſucht
Ehrflucht!“

XIII. Ruhm. Krieg.

La gloire iſt das Zauberwort, mit dem Napoleon ganz Frankreich an ſeinen Siegeswagen feſſelte, das ihm die Macht gab, zwanzig Jahre lang die Heere von ganz Europa vor ſich herzutreiben. Dieſe Gloire iſt ein Schwindel, der von Zeit zu Zeit Frankreich ergreift und es dann zu den höchſten Anſtrengungen treibt. Es wäre ſchön, wenn immer der wahre Ruhm, die Ehre des Vaterlandes, die dieſes Wort vertreten ſoll, zu jenen Anſtrengungen Veranlaſſung gäbe, wenn Frankreich nicht neuerdings wieder durch Ludwig XIV. und noch mehr durch Napoleon daran gewöhnt worden wäre, keinen höhern Ruhm, keine ſtrahlendere Glorie zu kennen, als jene, die auf blutigen Schlachtfeldern geerntet wird. Der Einfluß aber, den dieſes Zauberwort auf die Franzoſen ausübt, iſt heute der Art, daß in ihm die höchſte Gefahr für Frankreich liegt, daß jenes Wort es vielleicht einſt zu verantworten haben wird, wenn Frankreich allen Völkern, deren Freund zu ſein es durch ſeine Lage berufen, als ein Erbfeind der Ruhe und des Völkerwohls erſcheinen ſollte.

Dieſer Schwindel, dieſer Rauſch der Gloire iſt in Frankreich ein Erbe des Celtenthums. Das Blut der alten Gallier macht ſich in demſelben geltend. Die Schlacht um der Schlacht willen war ihr Wahlſpruch; die Bluttaufe allein öffnete den gefallenen Helden den Nebelhimmel der celtiſchen Barden. Alle Gedichte Oſſian's, des Vertreters celtiſchen Weſens, reihen ſich um dieſen Einen Gedanken der Gloire, und ſo lange kein Barde dieſem Gedanken Worte gegeben, ſo lange ſein Lied nicht am Grabe des gefallenen Helden deſſen Thaten beſungen hatte, lag derſelbe in Banden gefeſſelt und der celtiſchen Seligkeit beraubt.

Bedenkt man den Einfluß, den dieſes Wort von Uranfang an auf Frankreichs Geſchick ausgeübt hat, ſo könnte es beinahe auffallend erſcheinen, daß man daſſelbe kaum je im Sprüchwort findet. Es erklärt ſich dies übrigens leicht. Das Wort Gloire an und für ſich übt ſeine

Zauberkraft auf den Franzoſen aus; es iſt die magiſche Formel, die Parole, das Allah ſeiner Schlachten. Und eine ſolche Parole iſt ſtets ein abgeriſſenes Wort; es in Zuſammenhang mit andern zu bringen, ihm ſo eine relative Bedeutung zu geben, wäre unnöthig, ja faſt eine Entheiligung. — Das einzige mir bekannte franzöſiſche Sprüchwort, das von der Gloire handelt, heißt: „*La gloire, qui dîne de l'orgueil, fait son souper de mépris.*“ Das deutſche Sprüchwort überſetzt dies mit: „Eigner Ruhm iſt des Neides Sonne,“ oder noch klarer und allgemeiner: „Eigenlob ſtinkt.“

Der deutſche Ruhm iſt etwas Anderes als die franzöſiſche Gloire. Er iſt friedlicherer, unkriegeriſcherer Natur, und kann im Falle der Noth ſelbſt anderswo eingeerntet werden, als auf blutigen Schlachtfeldern. Wir wiſſen's bereits: „Arbeit iſt des Ruhmes Mutter,“ und ſomit der Krieg, die Schlacht, Pulver und Blut kein unerläßliches Erforderniß des Ruhmes in Deutſchland. Wie die Gloire ſelbſt ein Rauſch iſt, ſo kämpft auch der Franzoſe wie im Rauſche. Der Pulverdampf begeiſtert ihn, ſetzt ihn in einen Fieberzuſtand, der ſich ſeiner auf eine Weiſe bemächtigt, daß er, ohne rechts noch links zu blicken, vorwärts ſtrebt, bis der fieberhafte Rauſch vorüber iſt und dann Erſchlaffung eintritt. Wo aber dieſer Rauſch dem Franzoſen fehlt — was übrigens ſelten — iſt er der ſchlechteſte Soldat von der Welt, ein Soldat, von dem ſelbſt das franzöſiſche Sprüchwort ſagt: „*Le soldat fait la soupe et la soupe fait le soldat.*“

Wie aber der Ruhm in Deutſchland etwas Anderes iſt, als die Gloire in Frankreich, ſo iſt auch ihr Einfluß ein anderer. Die Germanen kämpften für ihre Freiheit, für Hof und Herd, Weib und Kind, oft, ſehr oft auch um der Beute willen; der Kampf hatte für ſie meiſt einen höhern Zweck, oder wenigſtens einen greifbarern, als den der Gloire. Und deswegen fiel es ihnen nicht ein, ihre Barden mit ſich herumzuführen, um jeden guten Hieb, den ſie gethan, nach der Schlacht durch ſie beſingen zu laſſen und ſo ſich in der kaum errungenen Gloire zu ſonnen. Sie hatten auch ihre Schlachtlieder, ihre Heldenſagen, die der Ahnen Thaten aufbewahrten und auf den Enkel brachten, aber es findet ſich in dieſen Liedern und Sagen keine Spur davon, daß den gefallenen Tapfern Wallhalla unzugänglich geweſen wäre, ſo lange ihre Gloire nicht einen Lobſänger gefunden. Im Kampfe ſelbſt mochten auch ſie an den Ruhm den-

Digitized by Google

ken, doch war es nicht einzig um ſeinetwillen, daß ſie ſich ſchlugen. Oft kämpften ſie, wie ſie ſpielten, um des Kampfes, um des Spieles ſelbſt willen; die Gefahr, der Zufall des Spieles reizte die Keckheit des Mannes, und er ſtürzte ſich mit Wolluſt in den Kampf, um ſeine Manneskraft zu erproben. Ich weiß nicht, die Umriſſe ſind vielleicht weniger keck und großartig, als in der Heldenzeit des alten Germaniens, aber mir ſcheint es, als ſei im Ganzen die Art der Deutſchen noch heute die der Germanen der römiſchen Geſchichtſchreiber. Noch heute kämpft der Deutſche mit Luſt und Liebe für Hof und Herd, für Weib und Kind, für Freiheit und — Beute; noch heute ſind die Schweizer die tapferſten Söldlinge der Welt; noch heute ſchlägt ſich der deutſche Burſche, wie er ſpielt, um des Schlagens, um des Spieles willen; die Gefahr, der Zufall ſind noch heute ſein höchſter Genuß.

Aber wie geſagt, der deutſche Ruhm iſt friedfertiger, als die franzöſiſche Gloire, denn er bedarf eben nicht gerade des Sieges, der Eroberung, um ſich geltend zu machen. Und dieſe Eigenthümlichkeit ſpiegelt ſich im Sprüchwort, wenn es ſagt: „Draußen Ruhm erlangen, bedarf des Schnaufens.“ Was aber noch mehr dieſen Ruhm, den man draußen erlangen könnte, zurückdrängt, iſt das Bewußtſein, daß Krieg, trotz Sieg und Ruhm, ſtets ein Volksunglück iſt, denn:

Krieg verzehrt,
Was Friede beſcheert.

Wie aber der Deutſche etwas Höheres als den Kriegsruhm kennt, ſo kennt er auch ein höheres Geſchick, als das des Sieges, denn er ſagt: „Aller Sieg kommt von Gott.“ Der Sieg iſt ihm nicht Abſicht, Ziel und Endzweck, ſondern nur ein Mittel zur Erreichung eines höhern Zweckes, zur Erreichung des Friedens, und deßwegen ſagt er: „Je heißer der Krieg, deſto ſchneller der Friede.“ Nur um dieſes Endzweckes willen kämpft er mit doppelter Anſtrengung, und immer tapferer, immer toller, je länger der Krieg dauert; im Gegenſatze zum Franzoſen, der, zuerſt unwiderſtehlich, nach und nach immer weniger gefährlich erſcheint. Aber das verhindert den Deutſchen nicht, ſelbſt nach der ruhmvollſten Schlacht zu ſagen:

Der Sieg iſt zu grob,
Der mit Blut liegt ob.

Digitized by Google

den Sieg allein, die Gloire aber ſchätzt er ſo wenig um ihrer ſelbſt willen, daß er von ihnen ſagt: „Sieg liebt Sorg.“ Anſtatt ſich in demſelben zu ſonnen, macht er ihm Kummer, anſtatt ihn jubelnd zu beſingen, thut er am Tage nach der gewonnenen Schlacht Buße ob des vergoſſenen Blutes.

In demſelben Geiſte ſagt das Sprüchwort: „Ein Schwert hält das andere in der Scheide.“ Kraft und Stärke flößen ſelbſt dem Feinde Achtung ein; aber ſie verdienen ſie doppelt, wenn ſie ſich nur geltend machen, um den Frieden aufrecht zu halten, und nicht den Schwachen zu unterjochen. Und in dieſem Sinne macht das deutſche Sprüchwort aus dem Schwerte eine Friedenspalme. — Iſt aber der Deutſche gezwungen, das Schwert zu ziehen, ſo weiß er auch, daß „kecker Muth, der beſte Harniſch“ iſt, und geht dann mit einem: „Friſch angelaufen, iſt halb gefochten;“ oder: „Friſch gewagt, iſt halb gewonnen,“ ſeinem Feinde redlich zu Leibe.

Noch ſagt der Deutſche: „Beſſer fliehen, denn ſchändlich ſchlagen.“ Der Franzoſe, dem eben der Sieg allein das Ziel iſt, der überhaupt beinahe überall das nächſte Ziel für das letzte anſieht, würde einen ſolchen Spruch für Unſinn oder Feigheit halten. Der Deutſche aber, dem der Sieg nur ein Mittel iſt, kann die Flucht für natürlich, für klug anſehen, wenn ihn die Verhältniſſe zwingen wollen, ſich da zu ſchlagen, wo ihm das Ziel, zu dem der Sieg als Mittel führen ſoll, als ein Unrecht oder eine Schmach erſcheint. Dieſer Gegenſatz wird noch klarer im Worte:

Ein Krieger, der daniederliegt,
So wohl ein Krieger, als der da ſiegt.

So aber darf mit allem Fug und Recht ein Volk ſprechen, das, oft beſiegt, nie unterlag, das nach zehn, zwanzig verlornen Schlachten in der ein und zwanzigſten ſtärker, muthiger, ſelbſtvertrauender erſcheint, als in der erſten, das noch in der letzten Schlacht, die dieſen Namen verdient, geſtern beſiegt, heute den Sieger vernichtete. So darf ein Volk von ſich ſelbſt ſagen, welches das Gefühl in ſich trägt: „Wer weicht, kann ein andermal ſchlagen,“ das ſich am Tage der verlornen Schlacht ruhig geſteht: „Fallen iſt keine Schande, aber liegen bleiben.“

Es liegt in allen dieſen Sprüchen ſo viel Ernſt, ſo viel Ruhe, ſo viel geräuſchloſe Kraft und prunkloſes Selbſtvertrauen, daß man als Deut

ſcher keck der Zukunft entgegenſehen kann, wie auch im Norden und im Süden Sturmwolken ſich häufen mögen. Dieſe geräuſchloſe Kraft, dieſes prunkloſe Selbſtvertrauen erklärt es von ſelbſt, wenn es im deutſchen Sprüchworte heißt:

Wer droht,
Macht dich nicht todt.

Der Franzoſe hat ebenſowenig Vertrauen auf diejenigen, die viel Lärm mit ihrer Tapferkeit machen, und ſagt: „Le chien qui aboie ne mord pas.“ So unbedingt iſt aber der Deutſche nicht, und wenn er auch nicht gerade befürchtet, daß der Drohende ihn beiße, ſo ſagt er doch: „Wer droht, warnt,“ und auf die Gefahr gefaßt, rüſtet er ſich getroſt, um ihr im Falle der Noth zu widerſtehen.

Der Gegenſatz zwiſchen deutſchem und franzöſiſchem Weſen geht durch alle dieſe Sprüchwörter klar durch. Es bleibt noch Etwas übrig, das ihn noch ſchärfer hervorhebt. Die letzten zehn Jahre ſahen in Frankreich kaum ein Miniſterium an's Staatsruder kommen, das ſich nicht alle mögliche Mühe gab, ſich unter den Schutz eines glorreichen Schwertes, d'une épée glorieuse zu ſtellen. Wo der einer Regierung abging, glaubte man nicht ſicher zu ſein, als fehle dem Hauſe das ſchützende Dach. Das deutſche Sprüchwort aber ſagt ſtreng und einfach: „Junge Krieger, alte Kriecher.“ Die Weisheit auf der Straße in Deutſchland muß ihre Gründe für dieſes ſtrenge Urtheil haben, und es erklärt ſich ſchon halbwegs, wenn man bedenkt, daß der Deuſche den Krieg für ein Mittel und nicht für den Zweck anſieht, daß alſo der, der ſich zum Krieger, als ſolcher, nicht als Vertheidiger von Hof und Herd, von Weib und Kind, als Kämpfer für Freiheit und Recht hergibt, eben das Mittel über den Zweck ſtellt und ſomit dem dient, der den Zweck will, ihm dient, welches auch der Zweck ſein mag. Und von ſolchen Heldendarf dann das Sprüchwort wahrlich mit Recht ſagen: „Junge Krieger, alte Kriecher,“ ohne zu befürchten, ſehr oft ein ungerechtes Urtheil zu fällen.

Es iſt nicht meine Sache, darnach zu ſehen, in welchem Maaße ſich dieſes Urtheil in Deutſchland beſtätigt; aber Frankreichs Geſchichte von 1813 an hat nicht von Jahr zu Jahr, ſondern von Tag zu Tag Belege dafür aufzuweiſen, daß jener Spruch in Frankreich ein Wahrwort iſt Die Kriecherei der Generale des Kaiſerthums vor ihrem Götzen Napoleon

Digitized by Google

iſt bekannt genug, und ebenſo bekannt, wie ſie ihn verließen, als es mehr denn dieſe Kriecherei gebraucht hätte, um den Sturz ihres Idols zu verhindern. Kaum war Napoleon beſiegt, als ſeine Helden eben ſo demüthig vor Ludwig XVIII. krochen. Das Julikönigthum aber habe ich ſtark im Verdacht, daß es gar wohl wußte, wie ſehr die Zeit jene épées glorieuses nach und nach abgenutzt hat, und ſie nur hervorſuchte, weil es ganz gut deutſch verſteht, und ſo einmal irgendwo dem Sprüchlein: „Junge Krieger, alte Kriecher“ begegnet ſein und ſich's gemerkt haben mogte. Jedenfalls aber beweiſt denn doch das Haſchen nach jenen roſtigen glorreichen Degen im Gegenſatze zu dem angeführten deutſchen Wahrworte den Widerſpruch, der auch in dieſer Beziehung in franzöſiſchem und deutſchem Weſen liegt, und der ſich ſo ganz natürlich erklärt, wenn man bedenkt, daß der Franzoſe ſtets den nächſten Zweck zum augenblicklichen Endziele ſeines Strebens macht, während der Deutſche nie vergißt, daß über demſelben hinaus noch ganz andere Ziele liegen, wenn man bedenkt, daß die franzöſiſche Gloire ein Ziel, der deutſche Kriegsruhm ein Mittel ſind.

Die Franzoſen haben mit dem Zauberworte Gloire die ſchönſten Heldenthaten vollbracht, ſie werden mit demſelben noch manche blutige Schlacht gewinnen. Aber ſo lange die Gloire nicht ein Mittel wird zur Erreichung eines höhern Menſchheitszweckes, ſo lange ſie ſich ſelbſt Zweck und Endziel bleibt, werden alle dieſe Schlachten nur zu einer Campagne von Moskau, zu einem Abgrunde führen. Die Deutſchen können ruhiger der Zukunft entgegenſehen. Noch oft mögen ſie geſchlagen werden, da der Zuſtand des Landes vorerſt kaum die erſte Bedingung der äußern Kraft, Vereinigung aller innern Kräfte, hoffen läßt. Sie werden vielleicht noch oft ſich ſagen müſſen: „Fallen iſt keine Schande, wohl aber liegen bleiben.“ Aber wie oft dies auch geſchehen mag, ſo wird es doch am Ende ſtets heißen, wie im Sprüchworte:

Wer im Krieg will Unglück han,
Fang es mit den Deutſchen an.

XIV. Politik.

Die Politik eines Volkes iſt durch ſeinen Privatcharacter bedingt, ſie zeigt daſſelbe am Werke zur Herſtellung ſeiner äußern Volksthätigkeit, zur Sicherung ſeines innern Volkslebens. Die Tugenden und die Laſter, die guten und die ſchlechten Eigenſchaften ſind gleich thätig bei der Conſtituirung des Nationallebens.

Frankreich ſteht in politiſcher Beziehung hoch über Deutſchland, ja an der Spitze von ganz Europa. Man hat die untergeordnete Rolle, die Deutſchland bis jetzt im Staatenleben der europäiſchen Völker ſpielte, oft durch ſeine innere Zerſplitterung zu erklären geglaubt. Dieſe Zerſplitterung iſt unſtreitig das größte politiſche und volksthümliche Unglück, und ſo lange dieſelbe beſtehen wird, wird Deutſchland ſtets eine ſeiner unwürdige Rolle ſpielen, und ſich von Völkern, denen es in jeder Beziehung nicht nur gewachſen, ſondern weit überlegen iſt, in's Schlepptau nehmen laſſen müſſen. Aber dieſe Zerſplitterung iſt ſelbſt nur eine Folge deutſchen Weſens, und ſomit nur eine indirecte Urſache des gegenwärtigen Zuſtandes. War doch Frankreich vor fünf-, ſechshundert Jahren eben ſo zerſplittert wie Deutſchland, hat es doch mit dieſem denſelben Ausgangspunkt unter Carl dem Großen; — und dennoch kam jenes zur Einheit, und dann zu ſeiner gegenwärtigen politiſchen Stellung. Und mir ſcheint es, als ob grade eher die Tugenden, denn die Laſter des deutſchen Volkes, eher ſeine edelſten Eigenſchaften, als ſeine Schwächen, die Urſache ſeiner politiſchen Zerſplitterung ſeien; als ob im Gegentheile in Frankreich eher die Laſter, denn die Tugenden, eher die weniger edeln, denn die edlern Eigenſchaften es zu verantworten haben, wenn daſſelbe raſcher zu einer politiſchen Einheit gelangte.

Der Weg, den Frankreich ging, um zu dieſer Einheit zu kommen, war der des Abſolutismus. Es iſt das der nächſte, der grade Weg; ob er der beſte, bezweifle ich trotz meiner Achtung vor dem Sprüchworte; denn dieſer Weg führt nothwendig durch die Saatfelder der edelſten Eigenſchaften eines Volkes, und wenn die Gewalt denſelben einſchlug, um am Ende mit dem Abſolutismus zur Einheit zu gelangen, ſo mußte ſie nothgezwungen die ſchöne Saat niedertreten und zernichten.

Ludwig XI. iſt der eigentliche Begründer der Einheit Frankreichs, Richelieu baute aus, was jener angefangen, Ludwig XIV. konnte auf den Lorberen ſeiner Vorgänger ausruhen. Den erſten Stein zur Begründung der politiſchen Einheit legte alſo die blutigſte Tyrannei, die die Geſchichte Frankreichs aufzuweiſen hat, von der die anderer Völker ſelten, die Deutſchlands nie ein ähnliches Beiſpiel ſahen. Nach ihr kam die kalte, berechnende, das Blut gleichfalls nicht ſcheuende, aber es Tropfen für Tropfen wiegende Tyrannei eines Richelieu, die dann zu jenem windigen Glanz und zu jener Perückenepoche Ludwig des XIV. führte. Ich glaube nicht, daß die edlern Eigenſchaften des franzöſiſchen Volkes weder in der einen noch in der andern dieſer verſchiedenen Epochen vorherrſchend waren; ich glaube nicht, daß ſie es ſind, die vorzüglich einem Ludwig XI. und einem Richelieu halfen, jeden ſelbſtſtändigen Mann zu zernichten, jeden freien Gedanken zum Tode zu verurtheilen. Am Ende ſchlug freilich dieſe Tyrannei in gewiſſer Beziehung zum Beſten des Volkes aus, denn ſie führte eben zur Einheit, und fällte überdies meiſt nur die hochſtehenden Bäume, während ſie das Knüttelholz ungeſchoren ließ. Aber ſicher ſahen dies nur Wenige in dem Augenblicke ein, als Frankreich unter ihrer eiſernen Ruthe ſchmachtete. Der geſchichtliche Ruf eines Ludwig XI., den in neueſter Zeit die Freunde der Einheit und die Feinde der Ariſtocratie zu retten geſucht haben, iſt ein Beweis für dieſe Anſicht. Das Volk haßte dieſen wunderlichen Volksfreund, der ſich zum Henker aller Selbſtſtändigkeit gemacht hatte, aber es wagte es nicht, ſeinen Haß geltend zu machen; es ſchauderte und ſchwieg. Unter Richelieu, der weniger Wunder und Zeichen an die Wege pflanzte, das heißt ſeltener einen Baum zum Galgen machte, wagte das Volk ſchon mehr, es murrte und drohte, ſich zu empören. Der lahme Tyrann aber ließ ſich in eine Sänfte heben, und ohne Wache durch die gedrängten Haufen des hungernden und empörten Volkes tragen. Da wagte es kein Menſch, ihn anzugreifen, ja ſeine ſtolzen Blicke auszuhalten, und mit Hohnlächeln kam er wieder in ſeinem Pallaſte an, ſeiner Macht ſicherer und ſelbſtbewußter als je.

Der Schrecken war das Mittel, das die Tyrannei ſicher ſtellte, Furcht und Angſt die Stützen derſelben, und Unſelbſtſtändigkeit, Knechtesſinn ihre Leibgarde. Und wahrlich, das ſind nicht grade die edlern Eigenſchaften, die Tugenden eines Volkes.

Aber das war nicht das höchſte Unglück. Wie geſagt, dieſer grade, dieſer kürzeſte Weg zur Einheit, der Abſolutismus, die Tyrannen, gefolgt von Schrecken, Angſt, Furcht, Unſelbſtſtändigkeit und Knechtesſinn, führt ſtets durch das Saatfeld der edlern Eigenſchaften eines Volkes. Und ſo auch in Frankreich. Die geiſtige Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit, der bürgerliche Muth wurden in Frankreich von dem Troſſe des Abſolutismus und der Tyrannei niedergetreten und faſt ausgerottet. Erſt war es ein Verbrechen, anders zu denken, als die Tyrannei ſelbſt dachte, als der Hof und die Höflinge lehrten und predigten; bald aber entwöhnte man ſich dieſes Verbrechen ſo, daß die Anſichten, die Gedanken des Hofes und ſelbſt die Kleider zur Mode wurden. Mit Ludwig XIV. ſchon trug ganz Frankreich Perücken, mit dem Regenten wurde es zum Spieler, Schwelger und Ketzer; mit Ludwig XV. wälzte es ſich im Pfuhle der gefeilteſten Liederlichkeit, und fing erſt mit Ludwig XVI., dem Freunde der Freiheit und der amerikaniſchen Republik, an, ernſtlich an Verbeſſerungen und Reformen zu denken.

Die Revolution war nothwendig geworden. Der Adel war zernichtet, geiſtig ausgerottet und beſtand nur noch als eine unſelbſtſtändige Schmarotzerpflanze. Das Volk dagegen, oder beſſer der Bürgerſtand, war nach und nach zu Reichthum und Anſehen gelangt, und bildete die einzige lebensfähige Kraft des Staates. Seine Emanzipation war unausbleiblich, ſeit Jahrhunderten in den Sternen geſchrieben, und würde auch ohne Camille-Desmoulin, ohne Mirabeau, Danton und Robespierre ſtattgefunden haben. Aber ſo, wie ſie durch die Revolution ſtattgefunden hat, ſicher nicht, wenn nicht zufällig ein Ludwig XVI., ein guter Tropf ohne Mark und Kraft, auf dem Throne Frankreichs geſeſſen hätte. Q'est ce que le tiers état? Rien. Qu'est ce qu'il doit, être? Tout. In dieſen Paar Worten Siéyes liegt die ganze Revolution, und das würde ein Mann von Kopf begriffen, und dann die Prinzen und Marquis, die in der geſetzgebenden Verſammlung die Revolution vorbereiteten, zu Paaren getrieben haben, nachdem er ſelbſt gethan, wodurch dieſe, es dem Könige und dem Hofe abtrotzend, erſt die Macht erhielten, das Königthum zu zernichten.

Aber in dieſer Revolution ſelbſt, noch mehr nachdem ſie den vollkommenſten Sieg davon getragen hatte, zeigte ſich ſo klar als möglich, wie tief Frankreich moraliſch unter der Tyrannei des Abſolutismus ge-

Digitized by Google

ſunken war. Vielleicht zu keiner Zeit, als in dem Augenblicke, wo ganz Frankreich begeiſtert für eine hohe Idee erſcheint, wo es die höchſten Anſtrengungen macht, die edelſten Opfer bringt, um Freiheit und Gleichheit zu ſichern, wo wir ſtaunend die Größe dieſes Volkes bewundern, zeigte daſſelbe weniger geiſtige Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit. Necker, Mirabeau, Danton, Marat, Robespierre, Barraſt, Bonaparte ſind Namen, die die verſchiedenartigſten, alle Antipoden der Philoſophie und Politik durchlaufenden Syſteme bezeichnen, und jedes dieſer Syſteme konnte in Frankreich in einem Zeitraume von nicht zehn Jahren die Maſſe des Volkes für ſich haben, und die Gegner zum Schweigen zwingen. Nach und nach ſank und fiel das Syſtem, das noch vor ein Paar Tagen allein das Recht hatte, ſich auszuſprechen, ſich geltend zu machen, und dann äußerlich als das des ganzen Volkes erſchien, weil die Maſſe es entweder augenblicklich theilte oder ſchweigend ſo that, als ob ſie es theile. Die Heroen dieſer Syſteme zeigten, beſiegt, oft den edelſten Bürgermuth, aber nachdem ſie gefallen, verſchwand, wie vom Winde zerſtreut, die Maſſe, die ſie geſtern noch vergötterte.

Und die Revolution, die Freiheit und Gleichheit lehrte, die die Menſchheit emanzipiren, die Tyrannei zernichten ſollte, war gezwungen, unmenſchlich zu werden und bei der Tyrannei in die Schule zu gehen, ihr ihre Waffe, den Schrecken, die Angſt und Furcht, abzuleihen, weil die vielhundertjährige Tyrannei alle andern edlern Eigenſchaften des Volkes mehr oder weniger auf dem kürzeſten Wege zur Einheit, dem des Abſolutismus, niedergetreten hatte. Der Schrecken aber, ſei er nun im Solde der Tyrannei oder der Freiheit, bleibt ſtets ein feiler Knecht ſeines Herrn, und wie der Diener, ſo der Herr; der Herr, der eines ſolchen Dieners bedarf, iſt ſeiner würdig, das heißt, vor wie nach ein Tyrann. Das fühlte Frankreich und deswegen verurtheilte es den Herrn um des Knechtes willen, und mit Recht. Aber trotz dieſes Urtheils kam es nicht zur geiſtigen Selbſtſtändigkeit, änderte es nur den Herrn und Meiſter, und war endlich glücklich, als es da, wo es begonnen, wieder aufhörte, mit der Tyrannei eines glücklichen Soldaten. Nur Ein Seemann und Ein Bettler wagten es, gegen dieſen neuen Abſolutismus zu proteſtiren. Wie Frankreich ſich vor Napoleon im Staube wälzte, wie es ihn vergötterte, ſo lange der Sieg an ſeinen

Digitized by Google

Fuß gefeſſelt ſchien, wie es ihn verließ, als er endlich des Volkes Selbſtſtändigkeit bedurft hätte, iſt bekannt. Die Reſtauration wurde Anfangs mit Enthuſiasmus begrüßt, und nur ſeltene Stimmen erhoben ſich gegen dieſelbe. Bald aber gewann die Oppoſition Autorität und Macht, und ſo kam die glorreiche Revolution von 1830. In dem Kampfe der drei Tage traten die edelſten Eigenſchaften des franzöſiſchen Volkes wieder in den Vordergrund; Muth, Aufopferung, Uneigennützigkeit, edler Stolz glänzen in demſelben, wie ſelten in der Geſchichte eines Volkes, und ſind eine Hoffnung für eine beſſere Zukunft. Méfiez vous du premier mouvement! — Aber ſchon am Tage nach der Schlacht zeigte ſich dann auch wieder die geiſtige Abhängigkeit des an den Brüſten des Abſolutismus groß geſäugten Volkes. Es ſtellte ſich freiwillig unter die Vormundſchaft eines edeln Greiſes, eines Lafayette, der dann die Laſt zu ſchwer fand, und ſie Louis Philipp übertrug. Was von da an geſchehen iſt, iſt von Tag zu Tag ein neuer Beweis geweſen, daß das Volk ſich richtig beurtheilte, als es ſich für geiſtig unmündig erklärte.

Schlimmer aber noch iſt es, wenn die Epoche von 1830 bis heute auch bewieſen hat, daß noch immer in Frankreich die edlern Eigenſchaften des Volkes ſich nicht von den Folgen des Abſolutismus erholt haben, und wohl noch lange nicht erholen werden; ja, daß es möglich war, dem ſchwankendſten Throne, den vielleicht je die Geſchichte geſehen hat, eine gewiſſe Feſtigkeit zu geben, indem man ihn einzig und allein auf die unedlern Eigenſchaften des Volkes ſtützte. Das Geld wurde zum Maßſtabe der Bürgertugend, der Egoismus, die Beſtechung zum täglichen Mittel der Regierung, das Spionenweſen zum Hauptelemente der Polizei; und wo dies Alles nicht aushalf, thaten der Schrekken und die brutale Gewalt ein Uebriges. Alle Welt kennt die Klagen eines Odillon Barrot über den totalen Mangel des bürgerlichen Muthes in Frankreich; Jeder hat Gelegenheit gehabt zu hören, wie die Parteien troſtlos ausriefen: il nous manque un homme, d. h. eine Autorität für die Maſſe, die, ohne geiſtige Selbſtſtändigkeit, ſtets eines ſolchen Mannes bedarf, um jene bei dieſem zu finden, um ſich in ihrer eignen Unmündigkeit an einen Vormund anſchließen zu können. So oft aber ein ſolcher geiſtig ſelbſtſtändiger Mann in Frank-

reich, heiße er nun Louis Philipp, Guizot, Thiers oder Carrel, auftrat, konnte er ſicher ſein, daß wenigſtens auf eine Zeit lang die Maſſe des Volkes ihm ohne Rückhalt huldigte, und ſeine Autorität anerkannte.

Die Einheit Frankreichs durch den Abſolutismus war alſo nur dadurch möglich, daß ſich ein Ludwig XI., ein Richelieu mit dem Schrecken und der brutalen Gewalt, mit Begünſtigungen und Beſtechungen an die unedlern Eigenſchaften des Volkes, an die Angſt und den Egoismus richteten, und hatte zur Folge, die geiſtige Selbſtſtändigkeit, den bürgerlichen Muth faſt zu zernichten.

Es ſei ferne von mir, hiermit die edeln Beſtrebungen der Franzoſen während ihrer erſten Revolution läugnen oder auch nur ſchmälern zu wollen. Alle Parteien, ich möchte nicht Eine ausnehmen, haben das Beſte ihres Vaterlandes, das Heil des Volkes gewollt, und glaubten allein das Geheimniß zu beſitzen, Frankreich retten zu können; Alle wähnten ſich hier nur durch ihre politiſchen Gegner verhindert, und daher das Opfer ſo Vieler. — Sie waren Alle gezwungen, ihre Kraft da zu ſuchen, wo ſie war, in den Leidenſchaften des Volkes, vorerſt im Haſſe gegen eine vielhundertjährige Unterdrückung, dann im Schrecken, hierauf im Egoismus der Bürgerklaſſe, und zuletzt in der Eitelkeit, dem Nationalſtolz, der Ruhmſucht aller Franzoſen. Aber die Liebe, die ſich an den Haß, die Brüderlichkeit, die ſich an den Egoismus, der Edelmuth, der ſich an die Ruhmſucht anſchließen muß, werden bald genug von ihren Genoſſen mit in den Koth hinabgezogen, und unfruchtbar verkümmern; es ſind das zu verſchiedene Elemente, um mit einander zeugen zu können. Die Nothwendigkeit dieſer unnatürlichen Verbindung aber lag dann wieder in dem vorhergehenden Abſolutismus, in der thatſächlichen oder geiſtigen Tyrannei vieler Jahrhunderte.

Die Geſchichte Deutſchlands hat weder einen Louis XI., noch einen Richelieu aufzuweiſen. Nie hat es in Deutſchland einen eigentlichen Tyrannen gegeben, wenn auch in einzelnen Staaten der Abſolutismus geherrſcht hat, und noch herrſcht. Wo das Geſetz den Abſolutismus anerkannte oder noch anerkennt, war derſelbe ſtets durch die Sitten, durch den Volkscharakter gemäßigt und auf gewiſſe Schranken angewieſen; er beſtand nur auf die Bedingung hin, daß er ſo wenig als möglich von der Gewalt Gebrauch mache, daß er die Maske des Volkswohls, der Liebe vornehme, um wenigſtens nicht gegen dieſe Sitten anzuſtoßen, dem

Digitized by Google

Charakter des Volkes zuwider zu handeln. Wo man aber weiter gehen wollte, da mußte man heucheln und das Volk betrügen, Unfreiheit begründend, die Freiheit im Munde führen, dem Obſcurantismus huldigend, von Aufklärung ſprechen, das Volk unter die Füße tretend, ſich als Vater des Volkes geberden. Eine ſolche Heuchelei aber war dann wieder auf die Dauer nur möglich, indem man durch tauſend Mittel des perfideſten Machiavellismus die Sitten, den Volkscharakter ſelbſt zu untergraben ſuchte, und mit dem Knaben in der unterſten Schule anfing, um des Mannes dereinſt wenigſtens halbwegs ſicher zu ſein. Und ſelbſt da, wo dieſer Weg eingeſchlagen wurde, wo ſo ganze Menſchenalter hindurch Alles aufgeboten wurde, um deutſche Sitten und deutſchen Charakter zu zernichten, würde noch heute ein Louis XI. oder auch ein Richelieu wohl kaum Jahr und Tag feſt auf ſeinem Throne ſitzen, würde ein einziger Sonnenblick, in die Finſterniß geworfen, genügen, um das Werk vieler Jahre zu zernichten.

Nein, das deutſche Volk iſt nicht zum Abſolutismus und zur Tyrannei geſchaffen, und ſeine edlern Eigenſchaften ſind die Urſache, daß er nicht möglich, und daß ſomit Deutſchland nicht durch ihn zur Einheit kommen konnte und kommen wird. Die Freiheitsliebe und die Treue vor Allem waren die unüberſteiglichen Hinderniſſe des lange Zeit einzig möglichen Abſolutismus der Kaiſer. Es gab in Deutſchland einen Augenblick des Ueberganges, derſelbe, in dem in Frankreich die Könige mit Hülfe der Städte die großen Vaſallen zernichteten, und der dann den Königen bald genug die Macht gab, auch die Freiheiten der Städte zu zernichten. Eine Verbindung zwiſchen den freien Städten in Deutſchland und dem Kaiſer würde unausbleiblich auch in Deutſchland den Untergang der kleinern Fürſten zur Folge gehabt haben. Sie fand nicht ſtatt, weil die freien Städte eine größere Gefahr für ihre Freiheit in dem Abſolutismus eines mächtigen Kaiſers, als in der eben durch Kaiſer, Reichsgeſetze, Landtage und Reichsgerichte beſchränkten Macht der kleinern Fürſten ſahen. Freiheitsliebe verhinderte ſie, ſich mit dem Kaiſer gegen einen gemeinſamen Feind zu verbinden. Die Treue, den beſtehenden Geſetzen und Inſtitutionen gegenüber, war nicht weniger mit Schuld an ihrem Benehmen. Die deutſche Treue aber bekundete ſich noch klarer in der Anhänglichkeit des Volkes an ſeine Landesfürſten, an der mehr oder weniger die meiſten Verſuche der Kaiſer, ihre Macht auf Koſten der kleinern Fürſten

Digitized by Google

zu vermehren, ſcheiterten. Man kann dieſe egoiſtiſche Freiheitsliebe der Städte, dieſe blinde Treue des Volkes verdammen, man kann in ihnen ein Unglück ſehen, wenn man die Einheit als das Ziel und nicht als das Mittel betrachtet; denn ohne ſie würden ſicher die Kaiſer das Ziel der Einheit Deutſchlands erreicht haben. Dieſe Einheit aber würde ohne ſie dann auch ſicher nicht zum Endzwecke, dem Heile des Volkes, der Freiheit und Gerechtigkeit, ſondern zu einem Zuſtande, wie dem Frankreichs von Louis XI. an bis zu Louis XVI. geführt haben. Wahrlich, Deutſchland darf aber Frankreich deswegen nicht beneiden, da eben ein ſolcher Zuſtand nur durch die Abweſenheit der edelſten Volkseigenſchaften möglich iſt, da er zur Vernichtung der geiſtigen Selbſtſtändigkeit, des Bürgermuthes führen muß, wenn dieſe nicht ſchon an und für ſich der Einheit, ohne die Freiheit, ohne Volkswohl als Endzweck, vorhergehen müſſen. Der Weg des Abſolutismus, der Tyrannei, um zur Einheit zu gelangen, iſt aber mit Gott! nicht der einzige, wenn auch der nächſte. Es führt noch ein anderer zu dieſem Ziele, und dieſer heißt Verbindung. Der Abſolutismus iſt die gezwungene, die Aſſociation die freie Vereinigung, jener die Einheit in der Knechtſchaft, dieſe die Einheit in der Freiheit. Und Deutſchland wird auf dieſem Wege zur Einheit gelangen, zu ihr gelangen, ohne gezwungen zu ſein, auf dem Altare der Tyrannei ſeine ſchönſten Volkseigenſchaften zum Opfer zu bringen. Das freie Selbſtbewußtſein wird die Deutſchen zu dieſem Ziele führen, und nur ein Blinder ſieht nicht, daß ſie ſeit lange demſelben mit Rieſenſchritten zuſtreben, daß ſelbſt die, von denen man glauben ſollte, ſie müßten nothwendig ein entgegengeſetztes Ziel haben, auf daſſelbe losſteuern. Der Bundestag iſt nur die erſte Station dieſer Richtung; mit dem Zollvereine, dem gleichen Münzfuße für ganz Deutſchland hat man eine zweite erreicht; ein Bundesgericht, das freilich erſt angedeutet und noch nicht in's Leben getreten iſt, würde eine weitere ſein. Auf die eine oder auf die andere Weiſe wird dieſer Weg nothwendig zur gemeinſamen, einigen Vertretung aller bis jetzt noch nicht vertretenen ächt deutſchen Volks- und Nationalintereſſen führen, denn das freie Selbſtbewußtſein aller Deutſchen wird mit der Zeit ſich ſo klar ausſprechen, daß vor ſeiner Stimme, wie vor der Wundertrompete Jericho's, Alles niederſtürzen wird, was auf dieſem Wege ſich der Erreichung des Zieles entgegenſetzen ſollte.

Digitized by Google

Und dann wird die Einheit mit der Freiheit Hand in Hand gehen, da die Einheit eben nicht nöthig hatte, durch den Abſolutismus, die Tyrannei durchzuwandern, ſondern eine Tochter der Freiheit, der freien Vereinigung, eines ſelbſtbewußten, ſelbſtgefühlten, ſelbſtgewollten Bedürfniſſes ſein wird.

Doch genug des Allgemeinen. Sehen wir jetzt, wie die politiſchen Sprüchwörter mit dieſen Lehren und Prophezeihungen der Geſchichte im Einklange ſtehen.

Die kecke Art, die Neuerungsſucht des Franzoſen kennen wir. Sein: „Tout nouveau, tout beau“ iſt ganz beſonders als politiſches Sprüchwort von Bedeutung. Das Neue kann in Frankreich ſtets ſicher ſein, Anklang zu finden, und mit Enthuſiasmus aufgegriffen zu werden. Dieſe kecke Art, dieſe Neuerungsluſt geht dem Deutſchen total ab. Er iſt ruhiger und überlegter, bedenkt alle Folgen, und handelt erſt, wenn er des Erfolges ſicher iſt. Je mehr dieſe wechſelſeitige Volkseigenthümlichkeit der Deutſchen und Franzoſen zu den Extremen derſelben ſich neigt, deſto klarer ſprechen ſich dieſelben aus, ſo daß es in Frankreich gewiß eine Menge Volkes gibt, die das Neue einzig und allein um des Neuen willen aufgreift, während es in Deutſchland oft genug um des Neuen willen, mag es noch ſo gut ſein, verworfen werden würde. Der neuerungsſüchtige Franzoſe kann oft die geſichertſte Gegenwart um des Phantaſiebildes einer neuen Zukunft willen opfern, während der neuerungsfurchtſame Deutſche oft eine elende Gegenwart einer geſicherten ſchönen Zukunft vorziehen kann; der Franzoſe kann Hof und Herd, Weib und Kind vergeſſen, der Deutſche aber denkt ſelbſt an die noch ungelegten Eier, die noch ungebornen Enkel, die gar nicht geboren werden würden, wenn der Himmel einfiele, was ja ſehr leicht möglich wäre, wenn man den alten Amtmann, um den ſich bis heute die Welt drehte, abſetzte. Freilich ſind das nur die Extreme, aber ſie ſind bezeichnend genug, und deuten auch für den Reſt die Richtung an, nach der das Volk ſich hinneigt.

Das deutſche Sprüchwort iſt in dieſer Beziehung ſo klar als möglich:

„Das Alte
Behalte!“

Das iſt kurz und bündig. Aber es genügte das der Weisheit auf der Straße nicht, und deswegen entwickelte ſie ihre Anſicht und ſetzte hinzu:

„Neuerung
Macht Theuerung;“

oder auch: „Neuer Landtag, gewiſſe Steuern.“ Und daher denn natürlich:

„Viel Aenderung im Regiment,
Bringt ſchlechtes End'.“

Die deutſchen Philiſter, jene Ultras der Neuerungsfurcht im Gegenſatze der franzöſiſchen Ultras der Neuerungsſucht aber haben gar ein Morgen- und Abendgebet, das mit dem Seufzer: „Immer was Neues, ſelten was Gutes“ anfängt, und mit einer Art Amen: „Es iſt gut genug, bis es beſſer wird,“ endet. Der tüchtige Deutſche aber ſagt ruhig: „Aendern und beſſern ſind zwei,“ und ſo fragt er, ob die Aenderung auch eine Beſſerung ſein werde, ſo ſagt er:

„Prüfe das Neue und das Alte,
Und das Beſte behalte!“

Soll dieſe Beſſerung zum Wohle des Volkes ausſchlagen, ſo rufen jene Ultras aus Furcht vor dem Neuern: „Der Eſel will geſchlagen ſein, der Pöbel mit Gewalt regieret ſein.“ Der Ehrenmann antwortet: Nicht ſo! der Eſel ſoll geſchlagen werden, weil er ein Eſel iſt, und deswegen ſteht geſchrieben:

„Eſel dulden ſtumm,
Allzugut iſt dumm.“

Iſt von der Freiheit die Rede, ſo weiß jener: „Das freie Schaaf frißt der Wolf,“ und dieſer muß abermals zugeſtehen, daß dem ſo ſei, denn: „Wer ſich zum Schaafe macht, den freſſen die Wölfe.“ Es gehört alſo dazu vorerſt ein Schöps und dann ein Wolf. Die Schaafe ſind nicht ſchwer herauszufinden, wer aber nur unter den Wölfen verſtanden ſein mag, möchte ich wohl wiſſen. —

Es erklärt ſich hiernach natürlich und von ſelbſt, wenn der Deutſche nicht ſo raſch wie der Franzoſe auf der Bahn der Neuerung fortſchreitet; der Philiſter, die Eſel und die Schaafe, wie ſie das Sprüchwort in ſeiner Unſchuld nennt, fürchten ſich vor allem Neuen ohne Ausnahme; der Ehrenmann will wenigſtens ſicher ſein, daß das Neue auch das Beſſere ſei, und wägt daher erſt ab, ehe er zum Handeln ſchreitet. Ein Jahrhundert hindurch keimte der Saame der Reformation in dem geſunden

Boden deutſchen Gemüthes, als er aber mit Luther's Wort aus der Erde hervorbrach, zeigte es ſich auch bald, daß es eine Eiche war, die keine Axt zu fällen im Stande. Die Zukunft Deutſchlands wird noch ganz andere Eichen aufzuweiſen haben.

Die deutſche Treue bekundet ſich in hundert Sprüchwörtern, Sagen und Liedern. Daß ſie oft ſelbſt bis zur Hundetreue wurde, iſt ſchlimm genug, doch wird Niemand läugnen, daß ſie, ſelbſt bis zu dieſer Stufe gelangt, immer noch eine Art Adel des Gefühls andeutet, denn nicht umſonſt wurde der Hund zum unvermeidlichſten Genoſſen des Menſchen. Das verhindert aber nicht, daß Hundetreue doch nur den Hund ziert und ihr Adel nur Hundeadel iſt. Sie iſt abermals die Abart einer Tugend, wie ſo manches der Laſter des deutſchen Volkes. „Treuen Dienſt lohnet Gott," iſt die Tugend, wenn dieſe neben Ehre, Recht und Gerechtigkeit ſtehen kann; „Herrendienſt vor Gottesdienſt" die Baſtardſchweſter jener Tugend, die ſich unter den Schutz eines Blasphems ſtellt, die den Befehl des Herrn über den des Herrn der Herrn und Diener erhebt, die dient, ob auch der Dienſt eine Schmach, eine Schande oder ein Verbrechen ſei. Die Hundenatur, die nur die Peitſche kennt, ob ſie dieſelbe ſchwinge oder ſich vor ihr beuge, hat dies Sprüchwort geſchaffen.

Aber ſelbſt der Diener, der nur den Befehl ſeines Herrn kennt, und ihm gehorcht, der da ſagt: „Bücke dich eher dreimal zu viel als einmal zu wenig," behält in Deutſchland ſeine geiſtige Selbſtſtändigkeit in einem ganz andern Grade, wie der Franzoſe. Es iſt eine bekannte Sache, daß vor der Revolution in Frankreich die Bedienten der Großen in den Zimmern und um ihren Herrn beſchäftigt blieben, wenn dieſe auch die höchſten Geheimniſſe des Staates, die feinſtgeſponnenen, gefährlichſten Liebesintriguen verhandelten. Man betrachtete ſie wie ſtumm und taub, ſo ſicher war man ihrer vollkommenſten Abhängigkeit, ſo wenig glaubte man an die Möglichkeit eines ſelbſtſtändigen Gedankens bei ihnen. Das hat ſich nun freilich vielfach geändert, ſeitdem es keine diplomatiſchen Geheimniſſe mehr gibt, und man ſie deswegen, wie Alles, was ſelten iſt, theuer bezahlt, und ſelbſt die verfälſchte Münze mit Geld aufwiegt. Daß es aber einſt ſolche Taube, Stumme und Blinde mit geſunden Zungen, Ohren und Augen gab, iſt nicht zu bezweifeln, und zeigt ſomit, wie weit der Franzoſe es als Bedienter bringen kann, wenn er ſich

Digitized by Google

einige Mühe gibt. Ich glaube nicht, daß der Deutſche oft bis zu dieſer Höhe gelangt, denn der deutſche Diener ſagt von ſich ſelbſt: „Wer dient, iſt ſo gut, als wer lohnt.“ Das innere Selbſtgefühl, die geiſtige Selbſtſtändigkeit geht nicht gänzlich unter, wo ein ſolches Sprüchwort im Munde der Diener lebt.

Wenn aber die deutſche Treue ſelbſt bei dem tiefſten aller Dienſte die geiſtige Selbſtſtändigkeit nicht total zernichten kann, ſo iſt ſie dazu um ſo weniger in allen höhern Lebenslagen im Stande. Die Vergötterung der franzöſiſchen Herrſcher durch alle diejenigen, die ſie eines Blickes würdigten, iſt bekannt. Le Bien venu, Dieu donné, le Grand, ſind nur ganz alltägliche Beinamen der Könige. Ein franzöſiſches Sprüchwort bezeichnet dieſe Seite des Volkscharacters auf eine ſehr ſchlagende Weiſe, indem es ſagt: „*Qui mange de l'oie du roi, à cent ans de là en chie la plume.*“ Ich glaube kaum, daß dieſer Verdauungsprozeß in Deutſchland ſo lange dauern würde. Das Sprüchwort iſt übrigens der Fels, auf den Louis Philipp ſeinen Thron, oder beſſer ſeine Kirche — denn vergöttert muß einmal jeder franzöſiſche König von ſeiner Umgebung werden — gebaut hat. Es hat kaum Jemand eine Idee davon, welchen Einfluß auf das Geſchick Frankreichs und der Welt die dîners, soupers und die Bälle in den Tuillerien ausüben. Mit ein Paar ſchmeichelhaften Worten des Königs, an dieſen oder jenen Deputirten oder ſeine Frau gerichtet, kann die Regierung in der nächſten Cabinetsfrage der Stimme deſſelben ſicher ſein. Für eine Einladung zu einer Soirée in die Tuillerien läßt ſich noch heute faſt jeder Offizier der Nationalgarde von Paris ruhig bei der nächſten Emeute todt ſchießen. Und dieſe vierte Gewalt des Staates, les dîners des Königs, der Miniſter, der Präfecte, übt bis ins letzte Dorf hinein ihren Einfluß aus. Daß, ſo oft ein Miniſterium ſich bedroht fühlt, die dîners und soupers vor Allem vorgeſchoben werden, um die Drohung zu beſchwören, iſt bekannt. Bei allen Wahlen, von Miniſterdeputirten bis zum Maire und Adjuncten des vergeßenſten Dörfchens hinab, ſind dieſe ebenfalls die ſtärkſten Hebel der Ereigniſſe. Genug, es ſcheint, als ob nicht nur die Verdauung der königlichen Gänſe, ſondern auch die der bürgermeiſterlichen Hammelskeulen in Frankreich nur langſam von Statten gehe. Die Gans, die Hammelskeule ſind daran nicht Schuld, ſondern die Sauce, d. h. der ganze kleine Umſtand, daß Monsieur X. nicht leicht vergißt, die

Ehre gehabt, bei Sr. Majeſtät Louis Philipp oder bei Sr. Majeſtät dem Herrn Maire geſpeiſt zu haben. Heinrich IV. verdankt ein Paar Gelegenheiten, in denen er ſich zum Volke herabließ und gar einmal bei einem Bauern ſpeiſte, ſeiner plebejiſchen Art zu lieben, — die keinen Unterſchied zwiſchen der Prinzeſſin und der Arbeiterin machte, — mehr als allen ſeinen Heldenthaten den gewiß nicht verdienten Namen: Vater des Volkes. —

Das deutſche Sprüchwort ſagt: „Eß' ich mit, ſo ſchweig' ich.“ Auf mehr aber rechnen, als auf Schweigen, würde oft genug zu einem Additionsfehler führen. An einer andern Stelle ſchon machte ich auf den Unterſchied aufmerkſam, der zwiſchen deutſchen und franzöſiſchen Beamten ſtattfindet, und der ſich am klarſten darin zeigt, daß in Deutſchland die Regierungen es oft für ein Unglück anſehen, wenn das Volk Beamte zu Deputirten wählt, während in Frankreich die Regierung ſich alle mögliche Mühe gibt, die Wahl ihrer Beamten in die Deputirtenkammer zu ſichern. Das Sprüchwort: „Eß' ich mit, ſo ſchweig' ich“ gibt den Schlüſſel zu dieſem Widerſpruche. In Deutſchland thut jeder Beamte ſchweigend Alles, was er für ſeine Pflicht hält, mag er über die Regierung denken, wie er will. In der Deputirtenkammer aber iſt er oft gezwungen, das Schweigen zu brechen, und dann ſpricht er meiſt ebenfalls, wie er es für ſeine Pflicht hält, zu ſprechen.

Ein anderes Sprüchwort iſt in dieſer Beziehung nicht weniger merkwürdig. Es heißt daſſelbe:

„Sind wir gleich im Joch,
Illuminiren wir doch!“

Es kommt mir ſo vor, als ob hier zugleich die gute und die ſchlechte Seite der deutſchen Art angedeutet ſei. Die gute darin, daß der Deutſche ſich nicht leicht zu jenem ſich ſelbſt aufgebenden Enthuſiasmus fortreißen läßt, daß er ſich ſelbſtbewußt bleibt, und ſich offen geſteht, wie er, trotz der Freuden und Jubelfeſte, doch im Joche ſtecke; die ſchlechte Seite aber darin, daß er ſich trotz dieſes Bewußtſeins zur äußern Manifeſtation ihres Gegentheiles hergibt. Es liegt hierin ein Nachgeben, das dem Character des Ehrenmannes widerſtrebt, und wo es ſtattfindet, iſt es ſeiner unwürdig, eine Schande und Schmach. Leider wird man derſelben nur zu oft in Deutſchland begegnen, vielleicht öfter als ſelbſt

Digitized by Google

in Frankreich, wo man weniger berechnet, weniger vorſichtig iſt, weniger auf die Zukunft verſchiebt, weil man von dem Augenblicke Alles verlangt, und nur für Heute denkt und handelt. Die moraliſche Unabhängigkeit, die ſich nicht über die äußere Demonſtration täuſcht, die ruhig das Joch beim rechten Namen nennt, iſt dann aber dennoch eine Garantie einer zukünftigen Emanzipation, wie ſie der Beweis der unangefochtenen geiſtigen Selbſtſtändigkeit iſt.

In Folge dieſer geiſtigen Unabhängigkeit ſpricht ſich der Deutſche ziemlich klar über die Großen der Welt aus:

„Ein Affe bleibt ein Aff',
Und würd' er König oder Pfaff;"

oder auch:

„Wo man einen Eſel krönt,
Iſt Stadt und Land gehöhnt."

Die Franzoſen haben ein ähnliches Sprüchwort: „*un roi non lettré est un ane couronné.*" Sie ſetzen noch hinzu: „*malheur au pays gouverné par un roi jeune et insensé;*" oder auch: „*au jeu d'échecs les fous sont plus fort, que les rois.*" Aber die Weisheit auf der Straße in Deutſchland bleibt bei dieſen Ausnahmen eines Eſels, eines Affen oder eines Unmündigen nicht ſtehen; ſie geht weiter, wird allgemeiner und ſagt: „Herrn wollen Vortheil haben," und da der Vortheil meiſt, wie das Vorrecht, dem rechtlichen Antheile und dem Rechte zu nahe tritt, ſo heißt es weiter: „Große Herrn haben lange Hände." Wer den Vortheil hat, überläßt den Nachtheil Andern, und daher denn: „Der Herrn Sünde, des Bauern Buße." Wo aber die großen Herrn die langen Hände ausſtrecken und zugreifen, da nennt die Weisheit auf der Straße die Sache abermals bei ihrem rechten Namen, und ſagt ruhig: „Das Kleine wird geſtohlen, das Große erobert," oder auch:

„Reiten und Rauben iſt keine Schande,
Es thun's die Edelſten im Lande."

Die „Edelſten," denn: „Adelig und edel ſind zweierlei." Ich glaube nicht, daß bei dem Franzoſen der Eroberer und der Dieb ſo nahe Blutverwandte ſind, wie im deutſchen Sprüchworte, daß er ſich je dazu verſtehen würde, in dem Genie eines Napoléon die höchſte

Entwickelung einer Gabe zu ſehen, die Tauſende auf die Galere und zum Galgen führte. Die gloire blendet ihn, raubt ihm die geiſtige Selbſtſtändigkeit, die unbeſtechlich iſt und ihr Urtheil ohne Rückſicht auf den Glanz, nur die That beachtend, fällt.

Der geſunde Menſchenverſtand, der in all dieſen Sprüchwörtern liegt, macht ſich ebenfalls in einem, das auch die Weisheit auf der Straße in Frankreich im Munde führt, geltend, indem ſie ſagt:

„*Qui voit la maison du seigneur,*
Il n'y a ni profit ni honneur.“

Und das war und iſt in Frankreich noch mehr wahr, als in Deutſchland, wenn man nicht nur die phſiſchen, ſondern auch die moraliſchen Folgen dieſer Nachbarſchaft in Betracht zieht, und ſich des Sprüchwortes: „qui mange de l'oie du roi, cent ans de là en chie la plume“ erinnert.

Der Deutſche denkt nicht beſſer von den Großen: „Seelig iſt, wer Gott alle Tage ſieht und ſeinen Gutsherrn alle Jahre einmal,“ oder auch: „Man ruft den Eſel nicht zu Hofe, als daß er Säcke trage.“ Sein Urtheil über den Adel iſt ſo ſtreng als möglich:

„Adel
Tadel“

ſagt in zwei Worten Alles, und deswegen ſetzt denn die Weisheit auf der Straße hinzu:

„Nur Mauleſel treiben viel Parlamen,
Daß ihre Voreltern Pferde waren;“

denn:

„Adel ſitzt im Gemüth,
Nicht im Geblüt;“

und am Ende:

„Eines Adels ſind wir Alle;“

denn:

„Als Adam grub und Eva ſpann,
Wo war denn da der Edelmann?“

Noch ſtrenger aber iſt das Sprüchwort: „Geloben iſt adelig, halten bäuriſch.“ Sie iſt eben eine unverbeſſerliche Democratin, die Weisheit auf der Straße, und wenn ich ein deutſcher Miniſter wäre, ſo würde ich ihr unbarmherzig einen Hochverraths-Prozeß an den Hals hängen. Sie verdient's; denn ſagt ſie doch gar: „Wo Aas iſt, da ſammeln

ſich die Adler." Das iſt mehr, als erlaubt, und wenn auch ihre democratiſchen Grundſätze Folge des geſunden Menſchenverſtandes ſein mögen, ſo darf ſie das nicht ſchützen, da ſie es wagt, ihre Lehren des geſunden Menſchenverſtandes unverholen, ohne erſt bei der Cenſur anzufragen, auszuſprechen. Und darin liegt die Sünde, der Hochverrath!

Wie democratiſch ſie aber auch geſinnt iſt, ſo iſt ſie deswegen nichts weniger als eine Freundin der Anarchie. Vielleicht iſt das eine neue Sünde, ein neuer Hochverrath. Doch uns kann dies einerlei ſein, da wir nicht berufen ſind, den Anklageakt oder Spionenbericht über ſie abzufaſſen. Genug ſie iſt eine Democratin und zugleich eine Feindin der Anarchie, denn ſie lehrt: „Wer dem Pöbel dient, hat einen ſchlimmen Herrn!" Nur ſcheint ſie einen ſtrengen Unterſchied zwiſchen Pöbel und Volk zu machen, denn ſie ſagt mit faſt allen Völkern der Welt:

„Volksſtimme,
Gottes Stimme."

Und ich denke, wer der Stimme Gottes diene, der könne nicht grade einen ſchlimmen Herrn haben. Der geſunde Menſchenverſtand aber läßt dann doch die Weisheit auf der Straße hinzuſetzen: „Viele zur Hülfe, Wenige zum Rathe," und darin hat ſie gewiß abermals ſehr recht, denn: „viele Köche verderben den Brei," wie die Bauern ſagen. Nun aber fragt es ſich, wer im Rathe der Wenigen, der die Hülfe der Vielen leitet und lenkt, ſitzen ſoll, und auch hier antwortet die Democratin, beinahe als ob ſie ariſtocratiſchen Geblütes ſei, denn ſie ſagt: „Nicht nach den Meiſten, ſondern nach den Beſten." Es bleibt alſo nur zu wiſſen, wie die Beſten herauszufinden? Sie ſchweigt darüber, und ſo wußte ich kaum, wie die Frage in ihrem Sinne beantworten, wenn die Antwort nicht ſchon in dem Spruche läge, der da heißt:

„Volksſtimme,
Gottes Stimme!"

Gottes Stimme lügt nicht, und ſo darf man ihr denn ſchon zumuthen, daß ſie die Beſten herausfinden werde.

Nachdem die Weisheit auf der Straße ſo ihr Glaubensbekenntniß abgelegt, fordert ſie dann noch Einigkeit, um ein feſtes Band um das Ganze zu ſchließen.

„Einigkeit ein feſtes Band,
Hält zuſammen Leut' und Land."

Sie iſt ein Schutz und eine Wehr gegen jeden Feind, denn: „keine feſtere Mauer denn Einigkeit." Sie iſt fromm, die deutſche Straßenweisheit, ſie weiß, daß der Lehrer der Liebe einſt geſagt: „Wo Eurer drei ſind, die in meinem Namen beten, da werde ich unter Euch ſein," und ſo wendet ſie dieſen Satz auf ihr Volk an und ſagt: „Wo Einigkeit wohnt, da wohnet Gott." Und eine ſolche Wohnung Gottes, ein ſolches Gotteshaus, eine ſolche Kirche der Einigkeit möge einſt ganz Deutſchland ſein; der Himmel das Chorgewölbe, die Berge ihre Säulen, und jedes deutſchen Ehrenmannes Herz ein Altar. O! daß ich ein Prophet wäre, und meine Hoffnung eine Gewähr der Zukunft! —

XV. Religion. Gott und Teufel.

Die Franzoſen ſind verhältnißmäßig reich an Sprüchwörtern, die einen religiöſen Charakter haben, und ſich auf Gott beziehen. Hier die vorzüglichſten:

Il ne perd rien, qui ne perd Dieu.
Contre Dieu nul ne garde.
Là ou Dieu veut, il pleut.
A qui Dieu aide, nul ne peut nuire.
Cil est bien gardé, qui de Dieu est gardé.
Qui du sien donne, Dieu lui redonne.
Dieu rend tout à juste prix.
Qui sert Dieu, il est roi.

Dieſer Reichthum, ſo groß als kaum in irgend einem andern Felde der Weisheit auf der Straße, könnte auffallend erſcheinen, wenn man weiß, daß es doch mit der Rechtgläubigkeit der Franzoſen nicht ſo weit her iſt. Der Verfaſſer des dictionnaire des proverbes, aus dem ich ſie entlehne, — im Munde des Volkes habe ich kaum je eins derſelben gehört, — mochte ungefähr ebenſo denken, denn, nachdem er ſie aufgezählt, ſetzt er ganz einfach hinzu: ces proverbes et bien d'autres sont un témoignage de la croyance *de nos ancêtres.* Alſo Rococo! —

Aber ſelbſt als Cabinetſtücke, als Geſchichtsdocumente der Denkungsart der ancêtres des heutigen Frankreichs ſind ſie charakteriſtiſch genug.

Sie ſind faſt ohne Ausnahme von dem egoiſtiſchen Standpunkte aufgefaßt, und der liebe Herrgott iſt in ihnen ungefähr nur um der lieben Menſchenkinder in Frankreich willen da, die er vor Verluſt ſchützt, die er bewacht, deren Felder er durch Regen erquickt, denen er wiedergibt, was ſie ihm etwa geliehen haben könnten, und die er zu Königen macht, wenn ſie ihm dienen. Die Milde, die Gnade Gottes ſtehen in dieſen Sprüchen hoch genug, und daher erklärt es ſich denn auch, wenn die Franzoſen von einem ſo herzensguten, lieben Herrgott ſagen: „*Il est avec le ciel des accommodements.*" Die obigen Sprüchwörter lebten nur im Munde der ancêtres der heutigen Franzoſen; dieſes hier hört man noch alle Tage. Es hat ſchon ſo gewirkt, daß gegenwärtig ſich alle Welt getroſt auf dieſe accommodements mit dem Himmel verläßt, den guten Gott unter den Schemel ſetzt, und höchſtens nur noch an ſeinen Gegenfüßler denkt, wenn es eines kleinen Fluches bedarf. Das religiöſe Gefühl iſt in Frankreich in der unendlichen Mehrzahl des Volkes total untergegangen, und wo es noch beſteht, iſt es entweder Ausnahme oder noch öfter ein Gegenſtand der Mode. In der neueſten Zeit gibt man ſich vielfach Mühe, dieſe Mode wieder zur täglichen Kleiderordnung zu machen. Es wäre ein Glück, wenn auf dieſe Weiſe die Gewohnheit wieder zu einem allgemeinen religiöſen Gefühle und Bedürfniſſe führte; aber ich bezweifle, daß dies ſo bald gelingen wird. Ich bezweifle dies grade in Folge des die religiöſen Sprüchwörter der franzöſiſchen Vorzeit durchwehenden Geiſtes; denn, wie geſagt, es iſt das der Geiſt des religiöſen Egoismus, der in dem lieben Herrgott nur eine Nachhülfe für den Menſchen, eine Art employers, eine Subſidiarpolizei ſieht. Dieſer Geiſt, — und abermals nicht Voltaire, nicht die Encyclopädiſten und Philoſophen, — iſt die Urſache der Irreligioſität oder beſſer der Religionsloſigkeit der Franzoſen. Ein ſolcher Gott, der nur um der Menſchen willen da iſt, der ſie ſchützt, bewacht, zahlt, was man ihm leiht, und ſeine Anhänger zu Königen macht, iſt nicht ſtichhaltig, denn er braucht nur einigemal ſeine Frommen und Anhänger nicht zu ſchützen, nicht zu zahlen, an den Bettelſtab anſtatt zu Ehren zu bringen, um dem Zweifel Thür und Thor zu öffnen. Das Beiſpiel, ein einziges nur, eines Schlechten, eines Betrügers und Verräthers, eines liſtigen Talleyrand etwa, der bis an das Ende ſeines Lebens ſtets das Glück an ſeinen Fuß zu bannen wußte, muß nothwendig den Glauben an einen ſolchen Gott,

Digitized by Google

der nur um der Menſchen willen da iſt, der ſie ſchützen, bewahren und zu Ehren bringen ſoll, zernichten. An dem Grabe eines Solchen hat ein Gläubiger dieſer Art keine andere Wahl als die, auszurufen: „Es gibt keinen Gott, denn der, der hier ruht, war ein Elender, und doch bis an das Ende ſeines Lebens ein Glücklicher."

Ich kann mich irren, aber es ſcheint mir, als ob wir überall, und ſelbſt in den chriſtlichen Kirchen Frankreichs, den Spuren des römiſchen Heidenthums, der Religion des Egoismus und des Genuſſes begegneten.

Auch das deutſche Sprüchwort weiß:

„An Gottes Segen
Iſt Alles gelegen;"

oder:

„Gott vertraut,
Wohl gebaut."

Daher heißt es denn in Deutſchland wie in Frankreich vor Zeiten:

„Wo Gott geit,
Schad't kein Neid;"

oder:

„Wen Gott nicht hält,
Der fällt,"

und:

„Wenn's Gott gefällt, wird's Tag;"

ja:

„Wenn's Gott will,
Grünt ein Beſenſtiel."

Und in demſelben Geiſte fährt die Weisheit auf der Straße fort:

„Je größer die Noth,
Je näher Gott;"

oder:

„Walte wie du wilt,
Gott iſt dein Schild;"

endlich: „Aller Sieg kommt von Gott." Und ſomit: „Wem's Gott vergönnt, der wird ſchlafend reich," oder: „Gott beſcheert über Nacht."

Die Güte, die Milde, die Gnade Gottes ſind hier ſo klar, ja klarer angedeutet, als in den franzöſiſchen Sprüchwörtern. Der liebe Herr-

gott denkt alſo an die Menſchen auf Erden, er hilft ihnen in der Noth, er ſchützt und bewacht ſie. Aber der Kreis der deutſchen Sprüchwörter ſchließt nicht mit dieſen Lehren, in denen Gott die Bahn, die die Menſchen wandern, ebnet.

Anſtatt, wie die Weisheit auf der Straße in Frankreich, das Ich in dem Gedanken an Gott als Ausgangspunkt voranzuſchieben, ſagt das Sprüchwort im Gegentheile: „Wer Gott finden will, muß ſich ſelbſt verlieren!" — womit dann abermals der Gegenſatz beginnt. Die Liebe iſt Nichts, wenn ſie nicht jedes Opfers ſich freut, wenn ſie nicht in ihm ihr höchſtes Glück findet. Noth und Leid ſind aber die Opfer, die der Menſch Gott bringen kann, und ſind ſomit der Prüfſtein der Gottliebe. Daher ſagt das deutſche Sprüchwort: „Je frömmer Chriſt, je größer Leid;" oder:

„Wer zum Himmel iſt gebor'n,
Den ſticht alle Tag ein Dorn."

Wer ſo zu allen Opfern bereit iſt, kann dann getroſt ſagen: „Gott und genug." Wo ihn das Unglück trifft, da betet er mit Job: „Gott gibt, Gott nimmt." Wo ſeine Hoffnungen fehlſchlagen, da ſagt er: „Gott weiß die Zeit," und harret derſelben ruhig, denn: „Die Gott fürchten, haben Geduld, bis ſie Gott anſieht."

So rundet ſich das religiöſe Gefühl der deutſchen Weisheit auf der Straße ganz anders als in Frankreich, und deswegen ſagt jene ſchließlich: „Alles mit Gott!" und: „Gott über Alles!"

In dieſem Gottglauben iſt der Deutſche fromm und betet mit Liebe zu dem Herrn. Aber über dem Beten vergißt er deswegen nicht, daß dies nicht ausreicht, daß: „Viel Gebet und wenig Werke" nicht das Rechte, wenn er auch weiß, daß „recht beten halbe Arbeit" iſt. Aber immer doch nur halbe Arbeit, und die genügt dem Deutſchen nicht, und deswegen:

„Bete, als hülfe keine Arbeit,
Arbeite, als hülfe kein Gebet;"

denn: „Zu Gottes Hülfe gehört Arbeit," oder auch: „Man muß mit Gott in die Hände ſpeien;" denn: „Gott hilft dem Fleiß," nicht aber der Faulheit. Wer dagegen nicht arbeitet, von dem ſagt der Deutſche: „Er kann nichts, als fromm ſein," und

Digitized by Google

glaubt ſein Urtheil geſprochen zu haben. Und er könnte eben ſo gut im entgegengeſetzten Falle ſagen: „Er kann nichts, denn arbeiten,“ da auch dies zu nichts führt, denn:

„Wo Gott nicht geit,
Hilft keine Arbeit.“

Deswegen mit einem Worte: „Kurz Gebet und tiefe Andacht.“ Das iſt der Wahlſpruch, die Quinteſſenz des deutſchen, vertrauenden, aber ſich nicht ſelbſt aufgebenden, in Gott feiernden und müßig gehenden Gottglaubens.

Bei einem ſolchen Glauben iſt der Zweifel, der demjenigen, welcher mit ſich anfängt, um zu Gott zu gelangen, nothwendig aufſtoßen muß, wo er die Schlechtigkeit den Sieg erlangen ſieht, nicht zu befürchten. Das gekrönte Laſter, das goldgezierte, im Ueberfluſſe ſchwelgende Verbrechen kann den Gottglauben der Weisheit auf der Straße in Deutſchland nicht wankend machen, im Gegentheile, wie wir geſehen:

„Wer zum Himmel iſt gebor'n,
Den ſticht alle Tag ein Dorn.“

So heißt es auch im deutſchen Sprüchworte:

„Was Gott ſpart auf die Länge,
Das ſtraft er mit Strenge.“

Nichts iſt ſomit im Stande, den Glauben des deutſchen Volkes ſchwankend zu machen. Es ſtellt ihn höher, als das Höchſte, und ſagt:

„Für Gottes Wort und Vaterland
Nimmt man getroſt das Schwert zur Hand.“

Und daher kam es, daß ein Lied, wie jenes: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ Schlachten gewinnen half, und daß noch in der neueſten Zeit der edelſte Schlachtenſänger Deutſchlands unter Kugelpfeifen ein Gebet: „Vater, ich rufe dich!“ zum Himmel ſendete.

Wie der liebe Herrgott in Frankreich ein Aemtchen hat, bei der Geſundheitspolizei angeſtellt iſt, ſo iſt der Teufel eine Art Spielzeug, eine Art Stichwort, das bei jeder Gelegenheit vorkommt. „Que le diable l'emporte“ hört man alle Tage; es iſt aber ſicher nicht ſo ſchlimm gemeint, und wenn der Teufel keine andere Seelen holte, als die, die man ihm auf dieſe Weiſe zugeſteht, ſo würde er nicht grade viel zu thun und die

Digitized by Google

Hölle viel unbebautes Land haben. Ueberhaupt glaubt man nicht recht an ihn, und deswegen malt man ihn ohne Furcht an die Wand. Wer's etwas bunt treibt, von dem ſagt man: „*Il fait le diable à quatre.*" Wer einem Neider zum Trotze ſeinen Reichthum ausbreitet, der ſchlägt dem Teufel ein Auge aus: „*crèver un oeil au diable.*" Wer keck und glücklich iſt, von dem heißt es: „*Il a le diable au corps.*" Eine Frau aber, die in einer gewiſſen Art ſchön iſt, „*a la beauté du diable au corps,*" und wer eine Sache beim verkehrten Ende angreift: „*tire le diable par la queue.*" Der Unglückliche ſagt endlich von ſich ſelbſt: „*Le diable pourra mourir, que je n' hériterais pas de ses cornes.*"

Außer dieſen Redensarten, die den Teufel an die Wand malen, gibt es nur noch einige eigentliche Sprüchwörter, in denen er eine Rolle ſpielt. Wir haben an einer andern Stelle geſehen, daß der Schönheit ein böſes Geſchick in Frankreich vorbehalten iſt, denn wir fanden irgendwo den Spruch: aux bordels les belles filles. Das muß nun doch wohl wahr ſein, denn in demſelben Geiſte ſagt der Franzoſe: „*le diable était beau quand il était jeune,*" oder auch: „*de jeune angelot, vieux diable.*" Das Alter ſcheint in Deutſchland ganz anders zu wirken, denn ſelbſt die alten Sünder werden hier Fromme, und alte Huren Betſchweſtern. Doch ſagt mitunter der Deutſche auch: „Wenn der Teufel nicht ſelbſt kommen will, ſo ſchickt er ein altes Weib," und ſo ſcheint es denn auch Ausnahmen von der Regel zu geben.

„Le diable n'est pas toujours à la porte d'un pauvre diable," läßt den armen Teufeln Gerechtigkeit widerfahren, beſtätigt dann aber auch die Wahrheit, daß Elend und Noth die Quelle des Unrechts und der Verbrechen ſind; denn wenn der Teufel nicht immer an der Thüre eines armen Teufels ſteht, ſo liegt grade in dieſem nicht immer die Ausnahme von der Regel. Dieſes Sprüchwort wird wohl in Deutſchland ſo gut ein Wahrwort ſein, wie in Frankreich. Rottet Noth und Elend aus, und Ihr könnt die Gerichtsſäle ſechs Tage ſchließen, und braucht ſie nur am ſiebenten zu öffnen. Jeder weiß es, daß die Verbrechen mit dem Reichthume eines Landes, mit ſeiner größern Civiliſation zunehmen; aber wahrlich nur, weil die Civiliſation ſo ſchön eingerichtet iſt, daß mit dem größern Reichthume Einzelner, Weniger das Elend der Maſſe ſtets zunehmen muß.

Endlich gibt es noch ein franzöſiſches Sprüchwort, das eine Art

Digitized by Google

chriſtlichen Gedanken ausſpricht, und den Teufel an ſeinen rechten Fleck ſtellt, indem es ſagt: „*Du diable vient, au diable retourne,*“ oder: „Unrecht Gut gedeiht nicht.“ Ohne dieſes und etwa das vorher-gehende Sprüchwort wäre der Teufel in Frankreich ein ganz luſtiger Patron, der höchſtens dazu diente, als Redensart der Sprache auf der Straße ein gewiſſes Salz zu geben.

In Deutſchland iſt er gefährlicherer Natur. Ueberhaupt nimmt man hier die Sache ernſter, denn: „Wer Gott nur halb angehört, gehört dem Teufel ganz an.“ Es iſt nicht geheuer, mit ihm ſeinen Spaß zu treiben: „Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen.“ Noch böſer iſt es, ſich mit ihm nur halbwegs einzulaſſen, denn: Wer den Teufel einmal geſchifft hat, muß ihn immer fahren.“ Und das iſt um ſo ſchlimmer, da der Teufel nicht überall ſeine Hörner zeigt, und es heißt: „Der Teufel pfeift fein, ehe er aufſitzt.“ Ja, er kann ſich ſogar ein ſehr frommes Anſehen geben, denn: „Wo der liebe Herrgott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Capelle daneben.“

Characteriſtiſch und ſinnreich iſt aber der Spruch: „In die Hölle kommt man mit größerer Mühe als in den Himmel.“ Es iſt das abermals der Weisheit auf der Straße ganz würdig. Die Liebe iſt leicht, der Haß iſt ſchwer; die Tugend iſt natürlich, die Sünde Unnatur. Wer zum Opfer bereit iſt, iſt ſtets reich genug dazu; wer nur ſein Ich kennt und ihm huldigt, iſt ſtets ärmer als der ärmſte Bettler; wer mittheilt, hat Ueberfluß, und theilte er ſein trocknes Brod; wer geizet, hat ſtets Mangel, und ſäße er im Golde bis an den Hals. Der Weg zum Himmel, was auch die Pfaffen, die das Sprüchwort:

„Gottes Freund,
Der Pfaffen Feind“

ſehr gut kennt, ſagen mögen, iſt breit, und der zur Hölle enge. Die Dornen, die der Spruch:

„Wer zum Himmel iſt gebor'n,
Den ſticht alle Tag ein Dorn“

auf dieſen Weg legt, widerſprechen dieſer Anſicht nur ſcheinbar, denn wie ſehr der Dorn auch verletzen mag, ſo iſt die Wunde ſelbſt eine

wohllüſtige Wohlthat, wenn man ſie im Kampfe für Recht und Wahrheit, für Liebe und Menſchenwohl eingeerntet hat. „Es iſt ſüß, für's Vaterland zu ſterben," ſagten ſchon die Alten, aber die neue Zeit kennt etwas Höheres, als das Vaterland, und das ſind die Menſchen und die Menſchheit. Und wer aus Liebe zu ihr und zu ihnen ſich zum Opfer bereit erklärt, wer alle Tage den ſtechenden Dorn fühlt, der ſtirbt alle Tage einen ſchönern Tod, als den für's Vaterland, den ſchönſten, den für die Menſchen und die Menſchheit.

Das iſt nun freilich eine ſehr alte abgenutzte Wahrheit, die ſchon vor mehr denn achtzehnhundert Jahren ausgeſprochen, und durch welche die Welt wiedergeboren wurde. Aber grade diejenigen, die ſtolz auf dieſe Anſichten herabſehen, und ſie für verſchollen und abgelebt erklären, die ſich par excellence die Neuen, die junge Welt nennen, die dem Fleiſche ſein Recht wiedererkämpfen wollen, die den Genuß zum Gotte machen, haben am allerwenigſten zu dieſem Vorwurfe ein Recht; denn dieſe neue junge Lehre war ſchon vor achtzehnhundert Jahren veraltet und abgenutzt, und hatte die Civiliſation Griechenlands und Roms, die der ganzen vorchriſtlichen Welt, ſo entmarkt, daß noch heute, nach achtzehnhundert Jahren, Rom und Griechenland, trotz des friſchen Pfropfreiſes, das das Chriſtenthum auf dieſen abgelebten Baum pflanzte, nur verkümmerte Früchte tragen. —

Dieſe junge neue Lehre, ein doppeltes Plagiat, das eines Voltaire und der vorchriſtlichen Genußreligion, war übrigens natürlich, ſie war eine nothwendige Reaction gegen Mönchthum und Pfaffenthum, die da lehrten, nicht das Opfer einer freudigen Liebe, ſondern das eines ſchwarzen Menſchenhaſſes, die mit der Lehre der Armuth bettelnd ihren Säckel füllten, die auf den Gedanken der Demuth ihre ſtolze Herrſchaft gründeten, die dienten, um zu gebieten, die ſich die Knechte der Knechte nannten, um ſicher zu ſein, ringsum nur auf Knechte und Sclaven zu ſtoßen. Und das iſt es, warum die Weisheit auf der Straße ſagt:

„Gottes Freund,
Der Pfaffen Feind!"

Aber ſie hütete ſich, die, wenn auch noch ſo oft mißbrauchte, Wahrheit, die Lehre Gottes oder die göttliche Lehre der Liebe, des Opfers, der des Wohls der Menſchen und der Menſchheit umſtoßen, und wieder die Lüge

des egoiſtiſchen Genuſſes hervorſuchen zu wollen. Ich ſage des egoiſtiſchen Genuſſes, denn nur die Pfaffen konnten aus egoiſtiſcher Demuths- und Hingebungsheuchelei den Genuß überhaupt verketzern. Die Liebe aber iſt der höchſte Genuß, und je reiner, deſto ſchöner, je mehr Opfer ſie bringt, deſto ſicherer der Gegenliebe. Das fühlten ſelbſt die Anhänger der Lehre des Fleiſches, des Genuſſes, denn die Griechen ſelbſt waren gezwungen, zu ſagen: „Thuet Gutes Andern, auf daß die Andern Euch Gutes thun.“ Die Lehre der Liebe iſt nur allgemeiner, ſie verlangt das Opfer von Jedem und Allen, und dieſes Opfer Aller für Alle wird eben zum Gewinne Aller, wie jenes berechnete Opfer eines Griechen für ſeinen Freund ein Anleihen war, das er hoffte, einſt von ſeinem Freunde mit Prozenten einziehen zu können. Sie trieben Schacher und Zinswucher mit der Liebe, mit dem Opfer; die neue Zeit, die vor achtzehnhundert Jahren mit dem blutigen Opfer des edelſten Menſchenfreundes begann, warf das ganze Liebescapital der Welt zuſammen, auf daß Jeder in jeder Noth eines freien Anleihens ſicher ſein könne. Das iſt der Unterſchied, das iſt das neue Teſtament. Und wahrlich dieſe Lehre ſchließt den Genuß nicht aus, ſie veredelt ihn, ſie verallgemeinert ihn, ſie macht aus einem Vorrechte ein Recht; und wenn bis jetzt dies Recht nicht allwärts anerkannt wurde, wenn man die Worte dieſer Lehre heuchelnd nachbetete, um den Geiſt zu tödten; ſo muß es eben die Aufgabe der neuen Zeit, der verjüngten Welt ſein, dieſe Heuchelei zu entlarven, nicht aber um des Heuchlers willen, der den Geiſt der Liebe läſtert, auch die Liebe zu verdammen.

Die fromme Weisheit auf der Straße aber wußte ſtets und immer, trotz alles Pfaffen- und Mönchthums, daß die Liebe, das Opfer den Genuß nicht ausſchließe, und deswegen ſagte ſie keck und freudig:

„Friſch und fröhlich zu ſeiner Zeit,
Fromm und treu in Ewigkeit;“

und deswegen ſang ſie froh und muthig:

„Luſtig gelebt und ſelig geſtorben,
Iſt dem Teufel die Rechnung verdorben.“

Amen! —

Inhalt.

Seite.

Vorrede V

Sprache.

I. Wort und Satzbildung 3

II. Allgemeines über den Charakter der beiden Völker in den beiden Sprachen 11

III. Die Natur 20

IV. Familie und Erziehung 23

V. Die Frauen 26

VI. Gefühl und Gemüth 29

VII. Genuß 33

VIII. Krieg 35

Sprüchwort.

I. Einleitung 41

II. Allgemeine Wahrheiten 44

III. Allgemeine Klugheitsregeln 56

IV. Leichter Sinn. Arbeit. Geduld. Ausdauer. Rüſtigkeit . 63

V. Die Frauen 76

VI. Liebe 85

Digitized by Google

Seite.
VII. Ehe und Familienleben 91
VIII. Freundſchaft 105
IX. Egoismus. Genuß 111
X. Geld. Reichthum. Armuth. Geiz 118
XI. Ehrlichkeit. Rechtsgefühl 130
XII. Ehre. Rache 139
XIII. Ruhm. Krieg 146
XIV. Politik 152
XV. Religion. Gott und Teufel 168

Digitized by Google

Druckfehler.

S. 11	Z.	9	v. o.	anſtatt	geſtanden l. **ſtanden.**
„ 30	„	8	v. u.		fällt das **und** weg.
„ 47	„	5	„ „	anſtatt	gezeugten l. **erzeugten.**
„ 53	„	14	v. o.	„	dann auch l. **demnach.**
„ 70	„	16	„ „	„	n'echèt l. *ne chèt.*
„ 81	„	10	„ „	„	peut l. *peu.*
„ 84	„	8	v. u.	„	bordeaux l. *bordels.*
„ 108	„	5	v. o.	„	vrait l. *vrai.*
„ 108	„	13	„ „	„	connaître l. *naître.*
„ 117	„	21	„ „	„	nimmer l. **immer.**
„ 134	„	16 u. 22	v. o.	anſtatt	Strafe l. **Buße.**
„ 137	„	7 u. 10	v. u.	„	ungerechten l. **unbilligen.**
„ 138	„	13	v. o.	anſtatt	fanden l. **finden.**

Digitized by Google

Digitized by Google

In allen guten Buchhandlungen ſind nachſtehende Schriften zu haben:

Seb. Frank's Sprüchwörter,

Erzählungen und Fabeln der Deutſchen.

Herausgeg. und erläutert

von

B. Guttenſtein.

9¹/₂ Bog. 12 geh. Preis 40 kr. od. 9 ggr.

Sprüchwörter ſind die Weisheit der Nationen. Sebaſtian Frank, der geiſtreiche Zeitgenoſſe Luthers, hat im Jahr 1541 hier zu Frankfurt ſeine ſchäzbare Sammlung „ſchöner, weiſer, herrlicher Klugreden und Hoffprüch" erſcheinen laſſen. Dieſes vortreffliche Denkmal der deutſchen Literatur aus der Reformationsepoche verdiente aufs neue in die Leſewelt eingeführt zu werden. Es empfiehlt ſich Allen, die es mit volksthümlicher Lebensklugheit und geläutertem Chriſtenſinn halten, und wird von der Jugend beider Geſchlechter nicht ohne vielfachen Nutzen bei heiterer Belehrung zur Hand genommen werden. An Styl und Darſtellung hat der Herausgeber den alten ehrwürdigen Character nicht verwiſcht; wohl aber iſt durch zweckmäßige Näherung an die neuere Rechtſchreibung und erläuternde Noten für allgemeines Verſtändniß geſorgt.

Deutſchland und Rom

ſeit der Reformation Dr. Luthers.

von

Dr. Fetzer d. Ä.

2 Bände geh. fl. 6. od. Rthl. 3. 9 gr.

Mit der Reformation Luthers brach für Deutſchland eine neue Epoche an und die Folgen, die ſich aus derſelben entwickelten, waren tief eingreifend in das Leben der Nation und ſind es noch heute. Ohne ein näheres Eingehen in die Bewegungen jener Zeit und das, was ſich daraus geſtaltete, iſt ein Verſtändniß der Gegenwart nicht möglich und der Blick in die Zukunft bleibt dunkel und verworren.

Mit klarem Geiſte und unerſchrockenen Muthes hat der Verfaſſer in dem angezeigten Werke den Gang der Reformation verfolgt, ans Licht gezogen die Abſichten Roms, das mit ſeinen Anhängern durch alle erdenklichen Mittel der Ausbreitung des reinen Evangeliums ſich zu widerſetzen ſuchte, und die Motive erforſcht, von denen die Feinde der evangeliſchen Lehre damals geleitet waren und die ſich noch heute als dieſelben erkennen laſſen.

Wir empfehlen das Werk Jedem, der über das Weſen und den geſchichtlichen Zuſammenhang der Glaubensſpaltung in Deutſchland Aufklärung ſucht.

Digitized by Google

Spiegel

der alten chriſtlich-deutſchen Erziehung

aufgeſtellt in dem

Vermächtniſſe eines treuen Vaters an die Seinen.

Aeltern und Kindern, Lehrern und Freunden der Jugend mitgetheilt

von

Dr. H. Dittmar.

17¼ Bog. 12mo geh. Preis fl. 1. 12 kr. od. 16 gr. Velinpap. geb. in Futteral fl. 1. 48 kr. od. Rthl. 1.

Gewiß ein für die Geſchichte der Cultur und insbeſondere der Pädagogik beachtenswerther Beitrag, den wir ſowohl Jedem, welcher ſich die Erziehung der Jugend in irgend einer Weiſe angelegen ſein läßt, als auch der — einiges Nachdenkens fähigen Jugend ſelbſt, wohl mit Recht empfehlen zu dürfen glauben.

Das Werkchen enthält 1) eine Einleitung „über die Entſtehung, das Geſchick und die Wiedervorlage dieſes „goldenen" Büchleins;" 2) das eigentliche Vermächtniß, abgetheilt in zwei Bücher, davon das erſte in 18 Kapiteln, „für Kinder, ſo lange ſie noch in elterlicher Zucht und Unterweiſung ſtehen," — das zweite aber in 12 Kapiteln, „für Kinder auf den Fall, daß ſie einſt zu eigenem Hausweſen gelangen ſollten," beſtimmt iſt; — 3) einen Anhang, welcher „mehrere der im Vorhergehenden weggelaſſenen, größtentheils auf die Privatverhältniſſe des Verfaſſers und auf die damaligen Zeitumſtände ſich beziehenden Stellen, nebſt einer ſpätern Zugabe an ſeine Söhne und Töchter" enthält. —

SEP 12 1919

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01485 5913

Digitized by Google